Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neununddreißigster Band.

3. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis, E. Dück.

1915.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verlag des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

a) in Kommission bei Franz Michaelis, E. Dück in Hermannstadt.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. I. Bd. von Franz Zimmermann und Carl Werner. II. und III. Bd. von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Lex.-Oktav.
I. Bd. 1191—1342. Mit 4 Tafeln Siegelabbildungen. 1892. 620 Seiten. Jetzt nur K 5.—
II. Bd. 1342—1390. Mit 7 Tafeln Siegelabbildungen. 1897. 759 Seiten. Jetzt nur K 5.—
III. Bd. 1391—1415. Mit 5 Tafeln Siegelabbildungen. 1902. 764 Seiten. Preis K 5.—
Ausnahmspreis: I. bis III. Bd. K 12.—.

Quellen zur Geschichte Siebenbürgens (auch unter dem Titel: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation), 1 Band, Hermannstadt, 1880. Lex.-8°. XX, 679 Seiten. Mit 9 Tafeln, Wasserzeichen und Zahlzeichen. Statt K 6.—, jetzt K 2.—.

Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Ungarn. Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von Georg Müller: 1. Georg Müller, Die ursprüngliche Rechtslage der Romänen im Siebenbürger Sachsenlande. Hermannstadt 1912. Preis geh. K 3.60.

Adolf Resch, **Siebenbürger Münzen und Medaillen** von 1538 bis zur Gegenwart. Gr. 8°. VIII, 259 S. mit 86 lithographierten Tafeln. Hermannstadt 1901. Preis geh. K 5.—.

Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. v. Herrmann. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Oskar v. Meltzl. I. Band. Hermannstadt, 1883. 8°. XLVIII, 476 Seiten. Statt K 7.—, jetzt K 2.—. II. Band. Hermannstadt, 1887. 8°. 664 Seiten. Statt K 9.—, jetzt K 2.—, zusammen K 3.—.

Dr. G. Seidlitz, **Fauna Transsilvanica.** (Die Käfer Siebenbürgens.) Preis K 5.—.

Ludwig Reissenberger, **Die Kerzer Abtei.** Gr. 8°. 59 S. mit zahlreichen Abbildungen. Hermannstadt 1894. Preis geh. K 1.—.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Von dem 15. Band angefangen bis einschließlich zum 27. Band, jeder dieser Bände (soweit vorrätig) einzeln, statt K 4.20, jetzt K 1.50.
Jedes einzelne Heft aus diesen vorgenannten Bänden des Archivs, soweit der Vorrat reicht, statt K 1.40, jetzt K —.60.

b) in Kommission bei W. Krafft in Hermannstadt.

Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen. Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von A. Schullerus: 1. Dr. G. Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. Hermannstadt 1905. Preis geh. K 1.40. 2. Dr. A. Scheiner, Die Schenker Herrenmundart. Hermannstadt 1909. Preis geh. K —.60.

K. Kehrbach, **Monumenta Germaniae Paedagogica.** Band VI und XIII. Die siebenbürgisch-sächsischen Schul-Ordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register von Dr. Friedrich Teutsch. Berlin, A. Hofmann & Comp. Gr. 8°. I. Band 1543—1778. 1888. CXXXVIII und 416 Seiten. Preis geh. 15 Mark. II. Band 1779—1883. 1892. LXXXVIII und 623 Seiten. Preis geh. 20 Mark.

Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Herausgegeben auf Kosten der Stadt Kronstadt von dem mit der Herausgabe betrauten Ausschusse. I. Band: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Kronstadt von 1503—1526. Kronstadt, 1886. H. Zeidner. Lexikonformat. XI und 770 Seiten. Mit 3 Tafeln, Wasserzeichen und Schriftproben. II. Band: Dasselbe 1526—1540. 1889. VIII und 885 Seiten. III. Band: Dasselbe 1541 bis 1550 IX und 1123 Seiten. IV. Band: Chroniken und Tagebücher I, 1143—1867. 647 Seiten. V. Band. Ebenso II, 1392—1851. 832 Seiten. VI. Band: Ebenso III, 1549—1827. 772 Seiten. Preis geh. à K 6.—.

Pränumerations-Einladung

auf das

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Der Jahrgang 1915 erscheint in 12 Nummern (monatlich eine Nummer mindestens 1/2 Druckbogen stark) im Verlag von W. Krafft in Hermannstadt und kostet einschließlich der freien Zustellung 3 Kronen, für Deutschland 3 Mark.
Einzelnummern kosten 40 Heller.

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neununddreißigster Band.

3. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis.

1915.

Buchdruckerei W. Krafft, Hermannstadt.

Die siebenbürgisch-sächsische Kunst in der magyarischen Forschung.

Von

Dr. Victor Roth.

Vorwort.

Seit der Begründung der siebenbürgisch-sächsischen kunsthistorischen Forschung durch G. D. Teutsch, Friedrich Müller und Ludwig Reißenberger und seit der Weiterführung ihrer Arbeit auf diesem Gebiete durch die jüngere und jüngste Generation ist dem künstlerischen Besitz der Deutschen in Siebenbürgen auch von den Vertretern der magyarischen Wissenschaft in umfangreicher Weise Beachtung zu teil geworden.

So dankenswert die Zusammenstellung eines möglichst genauen Repertoriums der magyarischen Literatur wäre, die auf siebenbürgisch-sächsische Kunst Bezug nimmt, so wäre dadurch nur eine sehr mittelbare Förderung unserer eigenen Forschung gewonnen. Deshalb kann es nicht Aufgabe der vorliegenden Untersuchung sein, die Masse größerer oder kleinerer Aufsätze und die Unzahl von Bemerkungen und Notizen, die siebenbürgisch-sächsische Kunst zum Gegenstand haben, in lückenloser Reihe aufzuzählen, vielmehr erscheint gerade mit Rücksicht auf die praktische Verwertbarkeit ein näheres Eingehen auf die wichtigeren Arbeiten geboten. Das Ziel, dem die Aufgabe dieses Generalberichtes zustrebt, ist vor allem darin umschrieben, in objektiv ruhiger Abwägung aus der in ungarischer Sprache veröffentlichten Literatur das für unsere eigene Wissenschaft Wertvolle herauszuheben, kritisch zu sichten, sachlich zu ordnen und somit die dort niedergelegten Resultate der allgemeinen Forschung zugänglich zu machen.

Die Gruppierung des Stoffes erfolgte nach den üblichen Einteilungen des Gebietes in Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe, doch fand auch das Zunftwesen Berücksichtigung. Arbeiten, die die verschiedenen Gebiete zugleich berücksichtigen, sind unter dem Sammelnamen: Siebenbürgische Kunstdenkmäler zusammengefaßt worden. Ein Index soll die Benützung erleichtern.

I.

Siebenbürgische Kunstdenkmäler.

Die Bearbeitung der siebenbürgischen Kunstdenkmäler begann mit den Versuchen magyarischer Forscher über den Denkmälerbestand eine orientierende Übersicht zu gewinnen. So haben Storno, Schulcz, Henßlmann und Karl Pulsky Siebenbürgen bereist und über ihre Wahrnehmungen Bericht erstattet. Wenn auch die darin enthaltenen Bemerkungen nicht immer das Richtige getroffen haben, so sind doch diese Reiseberichte die Veranlassung und der Ausgangspunkt für spätere Untersuchungen geworden.

Im Jahre 1869 hat Franz Storno im Auftrage der Archäologischen Kommission der ungarischen Akademie der Wissenschaften Siebenbürgen bereist und seine Aufmerksamkeit ganz besonders auch den sächsischen Kunstdenkmälern gewidmet. Seinem Berichte[1] über diese Reise entnehmen wir, soferne es sich nicht um altbekannte Dinge handelt, diejenigen Bemerkungen, die entweder besondere Beachtung beanspruchen oder einer Richtigstellung bedürfen. Den Mühlbächer Altar[2] verlegt Storno in das 16. Jahrhundert, er ist also der erste, der sich durch die entstellte Jahreszahl „1418" nicht irreführen ließ. Er registriert den Lettner und ein in der Sakristei auch heute noch vorhandenes Bußgewicht (Schandstein) mit einer Kette daran. Es mag betont werden, daß es sich in diesem Stück um ein in Ungarn seltenes Kulturdenkmal handelt. An der inneren Nordwand der neben der Mühlbächer Pfarrkirche stehenden Kapelle[3] konstatierte Storno Spuren eines großartigen Wandgemäldes. Unter den Hermannstädter Kunstschätzen erwähnt Storno auch die Kreuzigungsgruppe des Petrus Lantregen,[4] gibt aber fälschlich an, daß das steinerne Kreuz aus Holz gearbeitet sei. Die Hermannstädter Pietà[5] erklärt er für das schönste unter den Werken der Plastik, die er in Siebenbürgen gesehen hat. Das Marienbild über der südöstlichen Pforte der Kronstädter Stadtpfarrkirche[6] hält der Verfasser wegen des darauf

[1] Storno Ferencz jelentése erdélyi archäologiai utjáról. Archäologiai Értesítő II. (1869) S. 1 ff., S. 21 ff.

[2] Vgl. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXII. (1903) S. 40 ff. — Derselbe: Erdély szárnyas oltárai. Magyarország műemlékei III. (1913) S. 150 ff.

[3] s. die Abbildung bei Roth: Baukunst. Tafel IX, 3.

[4] s. die Abbildung bei Roth: Plastik. Tafel III. S. 16 ff.

[5] s. die Abbildung ebenda Tafel VII. S. 40 ff.

[6] s. die Abbildung: Die Karpathen III. Heft 6. Text S. 245 ff. und Gyárfás Tihamér: Batthyáneum I. (1911) S. 89 ff.

befindlichen Wappens des Matthias Corvinus für eine Stiftung dieses Königs und zugleich für das hervorragendste Wandgemälde Siebenbürgens. Von den Beständen der Altertumssammlung des ev. Obergymnasiums erwähnt Storno neben den Flügeln eines Altars die beiden kupfernen Emailkronen der Beamten des Schülercoetus.[1] Auf die Bemerkung, daß sich im Tartlauer Kastell eine Lade mit Urkunden befindet, legen wir um so mehr Gewicht, weil die Durcharbeitung der reichen Bestände des Tartlauer Dorfarchivs, die noch 1909 vorhanden waren, lohnende Ausbeute zu versprechen scheint. Die Neppendorfer romanische Kirche weist Storno irrtümlich dem 16. Jahrhundert zu.

In demselben Jahre machte auch der Architekt Franz Schulcz, dem die Restaurierung der Vajda-Hunyader Burg anvertraut war, eine Studienreise durch Siebenbürgen.[2] Er gibt zunächst eine Analyse des Stils des Karlsburger Doms und konstatiert(?), daß einige Pfeiler ohne Frage aus dem oberen Rittersaal der Vajda-Hunyader Burg stammen, woher sie nach Abtragung des Gewölbes in dieser Burg zur Zeit des Fürsten Bethlen in den Karlsburger Dom gelangten. Der Chor der Mühlbächer Kirche ist dem Verfasser das vorzüglichste Beispiel der Hochgotik in Siebenbürgen. Er hält diesen Bau für ein edleres Werk als die Kronstädter Kirche. Die Nischen mit den Köpfen, die sich an den äußeren Strebepfeilern des Chors befinden, betrachtet Schulcz als ein Unikum und scheint sie als Heiligen- oder Königshäupter anzusehen. Unrichtig ist die Behauptung des Verfassers, daß die Strebepfeiler ihre Fialen schon „in der Zeit der Renaissance" verloren haben und aus derselben Zeit das jetzige Gesimse des Chors stamme. Beides geschah erst im Jahre 1798 durch den Steinmetz Anton Gräf.[3] Auffallend ist es, daß Schulcz über den Altar kein Wort verliert. Die Kokelburg betrachtet Schulcz als Schöpfung italienischer Künstler aus der Zeit des Gabriel Bethlen, die gemalte Holzdecke der Kirche von Gogány-Váralja als eine große Seltenheit. Einen tiefen Eindruck hat auf Schulcz Schäßburg gemacht. Er kennt keine Stadt, die ihren alten Charakter so vollkommen bewahrt hätte, wie diese Stadt. An der Bergkirche fesselt ihn zunächst das Südportal. Er hält es für das Werk eines der Meister, die die Portale des Kaschauer Doms angefertigt haben

[1] Vgl. Archäologiai Értesitö XXV. (1905) S. 158 f.

[2] Vgl. Schulcz Ferencz épitész jelentése erdélyi utjáról. Archäologiai Értesitö II. (1870) S. 141 ff., S. 157 ff., S. 177 ff., S. 201 ff.

[3] Vgl. A. Amlacher: Zur Baugeschichte der ev. Pfarrkirche in Mühlbach. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXVII. (1904) S. 76 ff.

und „das ist" — so sagt der Verfasser — „insoweit nennenswert, weil ich die Spuren der Kaschauer ursprünglichen Architektur weder in unserem Vaterland noch im Ausland auffinden konnte."

An dem Sakramentshäuschen[1] hebt Schulcz die prächtigen Verhältnisse hervor. Irrtum ist es aber, wenn er die Chorgestühle[2] als Gebetstühle (imaszék) bezeichnet und sie zum Teil als Arbeiten italienischer Meister ansehen will. Über den traurigen Zustand der in der Sakristei aufbewahrten alten Kirchenmöbel hält sich Schulcz mit Recht auf, doch können wir hier die Bemerkung machen, daß die dort zusammengetragenen wertvollen Einrichtungsstücke seither restauriert und im Museum „Alt-Schäßburg" aufgestellt worden sind. Auch der Klosterkirche, besonders deren Umbau, und dem alten Refektorium werden einige Worte gewidmet.

Keisd ist dem Verfasser „einer von den Orten, die die Vorsehung nur deshalb aufrecht zu erhalten scheint, damit der fleißige Archäologe oder Architekt in die Tiefen des mittelalterlichen Lebens hineinblicken könne, sonst könnte man es sich kaum erklären: wie in diesem Orte die Kirche und auf dem Berge die Burg in vollständiger Unberührtheit erhalten bleiben konnten, wo sie anderwärts überall zerstört wurden". Wenn dies Urteil auch nur zum Teil richtig ist, so berührt uns die aufrichtige Bewunderung, die unseren Kirchenburgen gezollt wird, doch wohltuend. Die Keisder Kirche verweist Schulcz in das 14. Jahrhundert.[3] Er erwähnt einige Werkstücke, die schon der alten romanischen Kirche angehörten und die auch heute noch vorhanden sind.[4] Beachtenswert ist die Bemerkung, daß er den unteren Teil des Sakramentshäuschens als Bank vor dem Pfarrhaus aufgefunden hat. Der „mittelalterliche Zunftleuchter", den der Verfasser erwähnt, ist auch heute noch vorhanden, doch geht er kaum auf frühere Zeit als auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Den Schweischer Altar datiert Schulcz um ein ganz bedeutendes zu früh, er stammt nicht aus dem 14., sondern aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Datierungen waren offenbar nicht die stärkste Seite des verdienstvollen Architekten. Das Kronstädter Marienbild im Tympanon des

---

[1] s. die Abbildung bei Roth: Baukunst. Tafel VI. 3., S. 67. — Archäologiai Értesítő XXX. (1909) S. 227. — Roth: Beiträge zur Kunstgeschichte Siebenbürgens. Straßburg 1914. Tafel XXVIII. S. 112 f.

[2] s. die Abbildung bei Roth: Kunstgewerbe. Tafel XXIII. S. 173.

[3] s. die Abbildung bei Roth: Baukunst. Tafel XXI. S. 98 f.

[4] Es sind dies mit romanischen Ornamenten verzierte Kapitäle.

östlichen Südportals läßt er im 14. Jahrhundert entstehen. Über den eigenartigen Stil der Kronstädter Pfarrkirche fällt er das Urteil, er sei zwar in mancher Hinsicht sehr interessant und sehr reich, jedoch herrsche viel Einseitigkeit und Rohheit in ihm, besonders kämen an der Westseite solche Dinge vor, die von dem argen Verfall des gotischen Stils Zeugnis ablegen. Seit Kühlbrandt[1] wissen wir, daß die Gotik dieser Kirche nicht als Verfall einstiger Tradition, sondern als eine ganz persönliche Ausgestaltung der gotischen Formelemente durch einen hochbegabten Künstler gewesen ist, der seinesgleichen in Siebenbürgen nicht gehabt hat. Es ist deshalb nur eine bedingt wahre Bemerkung Schulczs, daß zur Zeit des Kronstädter Kirchenbaues in dieser Stadt „gewiß eine große Bauschule" tätig gewesen sei — denn diese Schule hat eben nur in einem Künstler bestanden, auf den gerade die Besonderheiten dieser Kirche zurückzuführen sind.

Ob von dem Eckhause, dessen gotischen Eckerker Schulcz besonders hervorhebt, eine Abbildung erhalten ist, wissen wir nicht. Sie wäre um so wertvoller, als uns eine genauere Kenntnis des altsächsischen städtischen Wohnhauses noch immer abgeht. Die Fogarascher romänische Kirche scheint nach der kurzen Beschreibung des Reisenden unter dem Einfluß der siebenbürgisch-gotischen Kirchenarchitektur entstanden zu sein. Die Erwähnung des Fogarascher Schlosses, das mit der siebenbürgischen Geschichte so vielfach verknüpft ist, läßt aufs neue den Wunsch aufleben, es möchte sich doch unter uns ein Bearbeiter dieses Baudenkmals finden.[2]

In dem Bericht, den der Verfasser über seinen Hermannstädter Besuch gibt, interessieren uns folgende Stellen. Eines der Gewölbe in der Stadtpfarrkirche gleicht so sehr einem in dem herzoglichen Palast zu Kuttenburg, „daß es vielleicht ein und derselbe Meister angefertigt hat".[3] An der alten Kanzel[4] konstatiert Schulcz noch die ursprüngliche mittelalterliche Bemalung. Das Rosenauer'sche Wandgemälde ist in den 60er Jahren einer teilweisen „Restaurierung" unterzogen worden, welche jedoch über Einspruch Reißenbergers abge-

[1] Ernst Kühlbrandt: Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. Kronstadt 1898. S. 51.

[2] Vgl. Hunfalvy: Magyarország és Erdély eredeti képekben. II. Abteilung. Darmstadt 1864. S. 81 ff. Hier auch ein Stahlstich des Kastells.

[3] Das Gewölbe der Hermannstädter Stadtpfarrkirche bietet keine stilistischen Besonderheiten dar, so daß in ihm keine Handhabe zu stilkritischen Schlüssen gegeben ist.

[4] s. die Abbildung: Archäologiai Értesitő XXX. (1910) S. 226. — Roth; Beiträge. Tafel XXIII.

brochen wurde. Die „prächtige" Jakobskapelle erklärt der Verfasser für das edelste Baudenkmal Hermannstadts. In der gegen den Garten des Rathauses zu gelegenen Loggia[1] erblickt er das einzige Beispiel dieser Architekturform in Ungarn, was uns ihre Vermauerung um so lebhafter bedauern läßt. An den Befestigungsbauten der Stadt fesseln ihn besonders die aus Holz gezimmerten Laufgänge, deren Erhaltung eine große Seltenheit bildet. Schulcz hat solche „Lauf- oder Mordgänge" nur in der Schweiz und in Baiern gesehen. Wir könnten noch eine ganze Reihe von Beispielen nennen, die wir an unseren Kirchenburgen (Radeln, Heltau, Arkeden zc.) vorfinden.

Im Jahre 1879 unternahm Emerich Henßlmann[2] eine Studienreise nach Kronstadt, Schäßburg, Hermannstadt und in die Umgebung dieser Städte. Seine Wahrnehmungen hat Henßlmann in Berichten zusammengestellt, die er unter der Überschrift: „Reiseaufzeichnungen vom Königsboden" zusammengestellt hat. Er kennt die Arbeiten von Gooss, Möckesch, Müller, Neugeboren, Reißenberger, Seivert, G. D. Teutsch und anderen sächsischen Schriftstellern ebenso wie die Reiseberichte von Schulcz und Storno und sieht seine Aufgabe darin, die Ansichten der Genannten zu ergänzen, beziehungsweise seine abweichende Meinung vorzutragen.

In den Baudenkmälern des Königsbodens erblickt Henßlmann in erster Reihe eine Spezialität, die wohl keine Bauschule bildet, wohl aber als Provinzialismus bemerkenswert ist. Diese Spezialität ist nicht aus architektonischen, sondern aus Notwendigkeits-, besonders aus Verteidigungsgründen entstanden. Diese Denkmäler zeigen daher keine Entwicklung, die die architektonische, sondern nur die fortifikatorische Anordnung kennzeichnet.

Der erwähnte Provinzialismus offenbart sich in zwei Erscheinungen, in der Eigenart der Türme und in dem Vorhandensein der Galerien, (Emporen).

„Nicht nur an den Kirchen der Städte, sondern auch an denen der Dörfer des Königsbodens fällt die schwere Masse (tömörség) der Türme, sozusagen ihre Korpulenz so sehr auf, daß die Kirche selbst häufig nur wie eine Beigabe (függelék) des Turmes erscheint; es fällt auf, daß ihr riesiges Viereck sich nicht, wie anderwärts, an der höheren Stelle in ein Achteck bricht, sondern in seiner ganzen Erhebung die

[1] s. die Abbildung bei Roth: Baukunst. Tafel XIX, 1, 2.
[2] Henszlmann Imre: Úti jegyzetek a királyföldről. Archäologiai Értesítő XIII. (1879) S. 253 ff., S. 293 ff., S. 333 ff., S. 373 ff.

Gestalt des Viereckes b.ibehält. An diesen Türmen sind die Abteilungen bis zu ihren höchsten Stockwerken nur mit dünnen Gesimsen von einander geschieden, deren Mauern nur wenige schmale Schießscharten durchbrechen, allein im obersten Stockwerk öffnen sich größere Fenster. Die anderwärts angebrachten und für außerordentlich notwendig angesehenen Stützen (Strebepfeiler, Streben, contrefort) fehlen hier vollständig; schon die größere Dicke der Mauern macht sie entbehrlich, andererseits würden sie auch dem Feinde als Deckung dienen. Innen haben die Türme bloß ein, höchstens zwei Gewölbe, weiter oben trennt nur ein Holzboden die Stockwerke von einander. Der Turmhelm ist zwar hoch, aber er ist auch vierseitig und nicht wie der Turmhelm der damaligen Zeit in der Regel achtseitig; es gibt aber an der Basis des hohen Helmes vier kleinere Ecktürmchen, aber auch hier weniger wie sonstwo mit dekorativer, sondern vielmehr mit fortifikatorischer Bestimmung.[1] Unterhalb des Daches umfängt den Turm der Wehrgang (Mordgang) und dieser Wehrgang ist an mehreren unserer Beispiele nicht wie in älterer Zeit aus Holz, sondern aus Stein und enthält zwischen seinen vorspringenden Stützsteinen eine nach abwärts führende Lucke (padlólyuk), die sogenannte ‚machicoulis oder Pechnase,' welche wir Gießlöcher nennen können.

So gestaltet ist der Turm des Königsbodens. Der am meisten in das Auge fallende Teil der Kirche ist der W e h r t u r m, der in solcher Gestalt kaum anderwärts vorkommt, aber auf keinen Fall so häufig, so folgerichtig angewandt, wie hier. Diese Türme haben sie nicht nur gegen die Türken gebaut, denn es gibt solche, welche die türkischen Einfälle an Alter übertreffen; so muß man denn die Stellung der Sachsen zwischen fremden Völkern und seinen behutsamen, vorsichtigen Charakter als den Beweggrund dieser Bauweise ansehen. Aber andererseits läßt es sich nicht leugnen, daß sich solche Türme seit den Einfällen der Türken auch in den Dörfern bemerkenswert vermehrt haben.

Wenn wir fragen, nach welchem Muster sind sie entstanden?, so weist die Antwort auf die Nachahmung des alten Turmes, des donjon,

---

[1] Die vier Warttürmchen an der Basis des Turmhelmes sind nicht, wie man aus Henßlmanns Bemerkung vermuten könnte, als ein charakteristisches Merkmal der siebenbürgischen Türme überhaupt zu betrachten. Sie finden sich nur in den Städten Mühlbach, Hermannstadt, Schäßburg [Stundturm], Kronstadt [Katharinentor], Mediasch, Sächsisch-Regen, Bistritz und in einigen größeren Ortschaften: Heltau, Großau, Honigberg, Groß-Schenk, Keisd. Wo die Warttürmchen vorhanden sind, fehlt der offene Umlauf, nur der Schäßburger Turm hat ihn noch, doch ist dieser Turm in seiner jetzigen Gestalt eine verhältnismäßig junge Schöpfung aus dem Jahre 1677. Vgl. Roth: Baukunst. Tafel V, 2. S. 124.

des Burgfried hin, auf das Muster jenes Turmes, der der stärkste und so der letzte Zufluchtsort der mittelalterlichen Festung gewesen ist.[1]

Daraus erhellt, daß auf dem Königsboden in der Regel nicht die Kirche, sondern der Turm die Hauptrolle spielte, obwohl häufig die Kirche und besonders ihr Chor mit Wehrgängen, die denen des Turmes glichen, versehen waren. Häufig waren die Strebepfeiler des Chores an der Außenseite mit Bogen verbunden, in die ebenfalls Pechnasen gebrochen waren.

Indessen läßt sich nicht leugnen, daß unsere Sachsen diese Türme organisch mit den betreffenden Kirchen zu verbinden, zu verschmelzen trachteten. In den systematischen Kirchen, wo sich Zwillingstürme befanden,[2] sind sie beide als Fortsetzung der Seitenschiffe aufgefaßt und angeordnet, wo sich aber nur ein einziger Turm an der westlichen Stirnfront der Kirche befindet, da steht er in der gemeinsamen Längenaxe; dort ist seine Breite in der Regel geringer als die des Mittelschiffes, und so ist er mehr als eine Vorhalle der Kirche anzusehen. Auf diese Art ist das Verhältnis des Turmes dem Verhältnis des Seitenschiffes angepaßt. Im Gegensatz hiezu gibt der Turm des Königsbodens regelmäßig das Verhältnis des Hauptschiffes, und weil dieses prinzipiell die doppelte Breite des Seitenschiffes besitzt, so ist auch der Turm auf dem Königsboden zweimal so massig, als der regelmäßige mittelalterliche Kirchturm. Die organische Verbindung mit der Kirche besteht eben darin, daß, wie sich bei der regelmäßigen mittelalterlichen Kirche der Turm dem Seitenschiff anpaßt, der Turm des Königsbodens mit seiner Breite die Bestimmung der Breite des Hauptschiffes veranlaßt.

Eine Hauptregel der Befestigungen besteht darin, daß das schützende Gebäude selbst wieder geschützt sei, und deshalb hat man die imposanten Kirchentürme des Königsbodens mit anderen separiert stehenden Türmen umgeben, im Anfang vielleicht mit für sich allein Stehenden (dies ist die richtige und zutreffende Meinung Teutsch's), mit »forts detachés«, die später mit einer einfachen oder doppelten Mauer verbunden wurden. Daß aber die Türme der Stadtmauern nach dem Muster der Kirchtürme gebaut wurden, können wir aus dem Umstand schließen, daß es auf dem Königsboden auch heute noch Gewohnheit ist, die Feldfrüchte und

---

[1] Vgl. Roth: Zur Charakteristik der romanischen Kirchenarchitektur in Siebenbürgen. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb Landeskunde XXXIV. (1911) S. 33 ff.

[2] Die Anlage von Zwillingstürmen ist in Siebenbürgen eine große Seltenheit. Wir finden sie lediglich an den Kirchen in Bartholomä, Mönchsdorf und Michelsberg, dann an der Kronstädter Schwarzkirche und an dem Karlsburger Dom.

andere Habe der Bewohner dem Schutz der Kirche anzuvertrauen und sie in dessen Umkreis aufzubewahren. Die Befestigungstürme der Kirchen sind deshalb älter als die Mauern und Türme der Stadt.

Den zweiten Provinzialismus, den ich an den Kirchen des Königsbodens wahrgenommen habe, bilden die über den Seitenschiffen angebrachten Galerien, die „Tribünen" Frankreichs, die „Emporen" Deutschlands und die „Gelaeter" unserer Sachsen. In Frankreich sind sie schon im 12. Jahrhundert im Gebrauch, aber bald ließ man sie auf, denn von den Bänken der zweiten Reihe (másodrangú lóczairól) kann man kaum, von denen der dritten Reihe überhaupt nicht in die Kirche hinabsehen. Dem beseitigenden Beispiel der Franzosen folgten früh genug die Deutschen und Magyaren; hingegen scheint es, als ob man auf dem Königsboden wegen der raschen Vermehrung der Bevölkerung solche Galerien in die systematischen Hallenkirchen eingebaut hat, wenn auch nicht in beide, so doch wenigstens in eines der Seitenschiffe. Diese Langgalerien haben auch noch einen anderen Mangel, daß sie die Kirche mit dem Absperren der Fensterhelligkeit dunkel machen. Bei unseren Sachsen nehmen die Frauenbänke das Hauptschiff ein, schon deshalb, weil die Frauen in größerer Anzahl in die Kirche gehen; die Zünfte waren auf die Galerien angewiesen, wo die Meister auch heute noch ihren Platz einnehmen, den sie mit Emblemen und verschiedenen religiösen Aufschriften auszeichnen. Daher kommt es, daß die Langgalerien auf dem Königsboden auch heute noch ihre Bedeutung beibehalten haben, während sie in Ungarn meistens nur in solchen Kirchen der Protestanten existieren, welche zu klein sind, als daß sie die ganze Gemeinde in sich aufnehmen könnten".[1]

Nachdem Henßlmann die sächsische Plastik und Malerei, von denen Reliefs, Statuen und Wandgemälde zeugen, und die orientalischen Teppiche erwähnt hat, geht er auf die architektonischen Vorbilder der Kirchen auf dem Königsboden über.

„Diese (Vorbilder), ob sie nun basilikale Anlagen oder Hallenkirchen sind, müssen wir in Deutschland, in dem alten Vaterland unserer Sachsen

[1] Dazu muß bemerkt werden, daß die über den Seitenschiffen sächsischer Kirchen aufgeführten Emporen als sekundäre Bildungen anzusehen sind. Die Empore der Hermannstädler Stadtpfarrkirche stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die der Groß-Schenker Kirche aus der gleichen Zeit, die Emporen der Kronstädter Schwarzkirche gehen nur in das 18. Jahrhundert zurück. Vgl. Reißenberger: Die ev. Pfarrkirche A. B. in Hermannstadt. Hermannstadt 1884. S. 9 f. — Kimakowicz: Studien zur Baugeschichte der ev. Stadtpfarrkirche in Hermannstadt. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIX. (1913) S. 491.

suchen. In Ungarn hat im Mittelalter die französische Schule beinahe den gleichen Einfluß ausgeübt wie die deutsche; unsere Sachsen hingegen haben sich treu an die deutsche Schule angeschlossen, besonders an die rheinische. Zwar gibt es in Bistritz ein glänzendes Beispiel für diesen französischen Einfluß, da es aber die Kirche der Minoriten geworden ist, kann man es im engeren Sinne nicht sächsisch national nennen.

Indem wir diesen Gegenstand näher betrachten, finden wir Sankt Bartholomä, das gegenwärtig die Waise (árva) genannte Gotteshaus in Kronstadt, das als ein Gebäude des Übergangstils eines der ältesten des Königsbodens ist.[1] Auf den ersten Blick fiel mir jene Verwandtschaft auf, welche zwischen dieser Kirche und der Hauptkirche der Stadt Limburg an der Lahn (natürlich nur in den Details) besteht. Gleichzeitig machte man uns aufmerksam, daß die Mundart unserer Sachsen der Limburgischen nahesteht; fernerhin liegt Limburg sehr nahe bei der Gegend des Rheines, aus der der Sage nach ein Rattenfänger mit zauberhaftem Flötenspiel Alt und Jung nach sich in das Siebengebirge zog und unter der Erde reisend mit den Kolonisten auf unserem Königsboden wieder an das Tageslicht gekommen ist.[2]

Vor Jahren habe ich den Weg untersucht, den der orientalische Handel durch Byzanz, Siebenbürgen, Ungarn hindurch in die nördlichen und westlichen Gebiete Europas genommen hat; damals fiel mir jener bemerkenswerte Einfluß auf, den der Kaschauer Dom mit seinen Details der deutschen Schule auf die größeren Kirchen Siebenbürgens ausgeübt hat. Nicht nur in Klausenburg, sondern auch in der Schäßburger Bergkirche finden wir jene doppelte Schneckentreppe, auf welcher sich die Aufwärtsgehenden, die sich in entgegengesetzter Richtung voneinander entfernen, nach dem Emporsteigen einiger Treppenstufen vis-à-vis (szemközt) treffen, um sich wieder voneinander zu entfernen. Von diesen drei sehr besonderen Beispielen ist das Kaschauer das vollkommenste. In der sogenannten schwarzen, d. h. Hauptkirche zu Kronstadt sind mehrere Details von dem des Kaschauer Doms übernommen worden, besonders die Gliederung der Portale, ihre Leibung und jene Methode, mit der die Fialen der Strebepfeiler abwechselnd grade und unter einem Winkel gegeneinander aufgestellt sind.

[1] Vgl. E. Kühlbrandt: Die Kirchen und Burgen des Burzenlandes. Das sächsische Burzenland. Kronstadt 1898. Grundriß S. 84. Ansicht S. 94. Text S. 93 ff.

[2] Es wird wohl kaum angehen, die Rattenfängersage baugeschichtlich auszunützen. Die Verwandtschaft mit Limburg beruht auf der allgemeinen Übereinstimmung der Formen des Übergangsstils.

Auch das Südportal der Schäßburger Bergkirche[1] kann man direkt als eine Nachahmung des Kaschauer ansprechen. In Hermannstadt tritt zwar dieser Einfluß nicht auf, aber Hermannstadt liegt auch abseits von jenem östlichen Wege, der in unserem Vaterlande in Kronstadt begann, über Schäßburg, Karlsburg, Klausenburg und Dées den Szamos erreichte, an dessen Ufer zur Theis bis Patak und von da nach Kaschau, als zu dem einen seiner Knotenpunkte (csomójához) führte, woher er wieder über die Zips nach Polen hinüberleitete. Diesen Weg bezeichnen auch heute noch die auf seiner Seite stehenden Denkmäler nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in Ungarn; sie liegen, obgleich sie kleiner sind, doch am häufigsten an den Ufern der beiden genannten Flüsse, als die Überbleibsel jener Zeit, in der der Reichtum und die Bedeutung dieser Gegenden größer waren, als heutzutage.

Sicher so war das architektonische Band beschaffen, das schon im Mittelalter den Königsboden enge mit Oberungarn zusammenfügte."

Der zweite Reisebericht Henßlmanns ist ausschließlich Kronstadt gewidmet.

Eine der ältesten Kirchen des Königsbodens ist die Bartholomäuskirche in der Altstadt, die, wie schon ihre Größe dartut, ehedem die Hauptkirche der Stadt gewesen ist. Sie ist im Übergangsstil, wahrscheinlich noch in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, erbaut worden, ohne daß es möglich wäre, die Zeit genauer zu bestimmen. Wir wissen eben nicht, wann der Übergangsstil in Siebenbürgen seinen Anfang genommen hat.[2] Nach dem Tartareneinfall tritt der romanische Stil und der Übergangsstil nur ausnahmsweise auf, jedoch ist der letzte an dem glänzendsten Bauwerk Siebenbürgens, dem Karlsburger Dom, wie es scheint, auch nach dieser katastrophalen Heimsuchung zur Anwendung gelangt.

Zunächst gibt der Verfasser mit einer eingehenden Beschreibung des Grundrisses die Maße der Bartholomäer Kreuzkirche. Die Kapitäle der Pfeiler hält er für jünger. „Der beachtenswerteste Teil unserer Kirche ist der Chor,

[1] s. die Abbildung bei Roth: Baukunst. Tafel VI, 4. — Derselbe: Román és gót kapuzatok erdélyi templomokon. Archäologiai Értesítő XXXI. (1911) S. 303. — Derselbe: Beiträge. Tafel XXIX. S. 117.

[2] Nach der Untersuchung H. Phleps' stammt die Kerzer Abtei aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. vgl. „Die Zisterzienserabtei Kerz, ein Beispiel einfacher Außenbemalung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts." „Die Denkmalpflege" 1911. Nr. 8. — Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIV. (1911) S. 136. — Man wird unsere romanischen Kirchen wohl für älter ansehen müssen, als es bisher geschehen ist.

dessen noch zu dem Triumphbogen gehörige Ansätze und Wandsäulen lebhaft an die einfachen Glieder der Hauptkirche der Stadt Limburg an der Lahn erinnern. Die letztere ist um die Wende des 13. Jahrhunderts erbaut worden und verrät nach mehreren Richtungen französischen Einfluß, besonders in den im unteren Stabglied sich vertiefenden Zylindern der Säulenbasen und in der großen Ausladung der Kapitälblätter ebenso, wie in der einem faltigen Stoff gleichenden Ausbreitung nach unten. Die Fenster in den Langseiten des Chors beginnen nur oberhalb der Kapitäle der Wandpfeiler; sie sind schmal und im Halbkreis geschlossen; von diesen weichen die Fenster des Chorabschlusses gänzlich ab, die sich tief herabsenken und so über sich Rundfenstern, die mit einer sechsblättrigen Rose geschmückt sind, Raum gewähren. Ähnliche Fenster kommen auch in Limburg vor."

Die genannten Bauglieder gehören dem Übergangsstil an, der späten Gotik hingegen das reichgegliederte Westportal und die Sakramentsnische, die von einem Wimperg abgeschlossen wird, über dessen oberster Kreuzblume das Symbol der Auferstehung und Heilung durch Christi Blut, ein Pelikan mit seinen Jungen, abgebildet ist.[1] Schließlich erwähnt Henßlmann noch den zierlichen Rundbogenfries unterhalb des Hauptgesimses, den er für ein Charakteristikum des Übergangstils ansieht,[2] die Reste von Wandmalereien in der kleinen südlichen Kapelle und in der nördlichen Turmhalle, die prächtigen Meßgewänder und die in größerer Zahl vorhandenen orientalischen Teppiche.

Die wichtigsten Stellen in den Ausführungen über die Schwarzkirche geben wir wörtlich wieder. „Obgleich die Hauptkirche Kronstadts schon in der letzten Zeit der gotischen Architektur erbaut worden ist und so den Charakter ihres endlichen Verfalls (véghanyatlás) in jeder Hinsicht an sich trägt, so ist sie dennoch als die größte unserer erhaltenen alten Kirchen und in bezug auf die Masse des Schmucks als die reichste sehr be-

[1] Da der Pelikan mit seinen Jungen auch an sächsischen Denkmälern häufig vorkommt (Hermannstadt, Reichesdorf, Malmkrog usf.), so verweise ich darauf, daß dieses Symbol auf den „Physiologus" zurückzuführen ist und zitiere aus Bergner: Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig 1905. S. 568: „Der Pelikan liebt seine Jungen zärtlich, aber wenn sie die Mutter beißen, beißt er sie tot. Am dritten Tage kommt die Mutter, öffnet ihre Brust und läßt das Blut über die Jungen laufen, wovon sie lebendig werden: die Auferstehung, Heilung durch das Blut Christi."

[2] Es darf wohl bemerkt werden, daß der Rundbogenfries ein romanisches Spezifikum ist, das sich als solches auch in der Zeit des Übergangsstils größter Beliebtheit erfreut hat.

merkenswert; gerade ihre späte Entstehung ist ein Zeugnis dafür, wie sehr eine zu Beginn des Mittelalters so strenge Architektur auf das Niveau des Spielenden und Überladenen herabgesunken ist.“ [1]

„Ich kann heute .... mit Bestimmtheit behaupten, daß der Einfluß der Kirche der heiligen Elisabeth zu Kaschau auf die Kronstädter Hauptkirche jeden Zweifel ausschließt, nicht so sehr in bezug auf die ganze Anordnung, sondern augenfällig in bezug auf die Dekoration, in der die kolossale Tochter die Mutter noch überflügelte.

Die Kaschauer Kirche ist fünfschiffig, mit Seitenschiffen, die niederer sind als das Hauptschiff, sie hat ein Kreuzschiff (álkereszthajó) und vier kapellenartige Vorsprünge; die Kronstädter Kirche hingegen ist eine reine Hallenkirche, die des Kreuzschiffes und der herausspringenden Kapellen entbehrt; aber andererseits ahmt sie die Fialen der Kaschauer Stützen und die Anordnung und Gestaltung der Portalausschmückung nach.“

Die architektonisch-arithmetischen Ergebnisse, deren Aufstellung Henßlmann überhaupt besondere Wichtigkeit beilegte, übergehen wir. Die Deutung der an der Kirche selbst vorkommenden Jahreszahlen 1477, 1510, 1511 und 1514 ist zum Teil willkürlich. Im Jahre 1477 waren die Kronstädter schon rund ein Jahrhundert aus der alten Stadt höher hinauf zwischen die Berge gewandert, ja es ist erwiesen, daß sich dort, wo heute die Schwarzkirche steht, schon eine romanische Basilika befunden hat, von der einige Reste in die neue Kirche mit übernommen worden sind. Im Brand von 1689 ist nicht nur das Dach zerstört worden, sondern auch das Gewölbe und der obere Teil der Pfeiler im Schiff. „Damals errichtete man im Chor jene beiden Säulenreihen, die diesen Teil zu einem dreischiffigen machen, ein Fall, der nur bei einem mit einem Umgang (Chorumgang, charolle) versehenen Sanktuarium vorkommt; hier hingegen fehlt der Umgang und deshalb sind diese beiden Säulenreihen nur als eine notwendig gewordene Zutat anzusehen.“ [2] Das ursprüngliche spitzbogige Gewölbe ist nicht höher gewesen, als das jetzige, sondern niedriger. „Sehr bemerkenswert sind die über den beiden Seitenschiffen sich erhebenden Langemporen (tribunes). Ursprünglich erhob sich das Seitenschiff, weil wir uns in einer Hallenkirche befinden, bis zur Höhe des Mittelschiffes; als Beweis dienen die

[1] Dem gegenüber muß mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß von einem Verfall der Gotik an der Kronstädter Schwarzkirche nicht die Rede sein kann.

[2] Die dreischiffige Anlage des Chores muß als primär bezeichnet werden, genau wie bei dem Chor der Mühlbächer Kirche. Wie hätte anders die kolossale Spannweite des Chores eingewölbt werden können?

Wandpfeiler und einige Fenster, welche sich durch den Fußboden der jetzigen Emporen hindurch ununterbrochen bis zum Gewölbe erheben. Später, aber noch während des ursprünglichen Baues, stellte sich die Errichtung der Galerien als notwendig heraus. Zu ihrer Unterstützung wurden in die Langmauern Kämpfersteine eingesetzt und diese befinden sich noch an einigen Stellen am Anfang der Gewölberippen (gerincz). Da aber diese Galerien nicht genügend hoch erschienen, so brachte man neue Gurten über den früheren an und diese bilden die Gestalt der jetzigen Galerien; und daß dieses alles während des ursprünglichen Baues geschah, beweisen die an den Schulterbogen (válliveken) vorkommenden Jahreszahlen 1510 und 1514. Da die Fünf der heutigen Sieben gleicht, lesen manche die Jahreszahl für 1710 und 1714, aber abgesehen davon, daß man in diesen Jahren auf eine ganz andere Weise baute, ist zu bemerken, daß die Fünf im Mittelalter in selteneren Fällen in der Gestalt der heutigen Sieben geschrieben wurde." Daß die unter den Emporen befindlichen Gewölbe von der Feuersbrunst des Jahres 1689 verschont geblieben sind, sei aus der Inschrift des im nördlichen Seitenschiff befindlichen Schlußsteines ersichtlich: Xi Ao 1511 octobris 29.[1]

Henßlmann erwähnt nun das den Sieg der Kirche über die Hölle, oder des Guten über das Böse oder Heidnische symbolisierende Relief des Lammes mit der Siegesfahne auf dem Drachen stehend, den Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der dem Adler in der Matthiasloggia zu Vajda-Hunyad gleicht, das Taufbecken, die Meßgewänder, Grabsteine, Teppiche und geht sodann auf die Beschreibung des Äußeren über. Er hebt u. a. das Relief des zwölfjährigen Jesus im Tempel hervor und konstatiert, daß das Westportal „auf den ersten Blick als die Nachahmung des Kaschauer Nordportals auffällt". Der Turm weicht von der typischen Form der siebenbürgischen Wehrtürme ab. Die Strebepfeiler des Langhauses sind den Strebepfeilern des Kaschauer Chors nachgebildet. An der Holztüre des Mittelportales der Südfront liest der Verfasser die Jahreszahl MccccLxxDii = 1477.[2] Bei dem Bilde mit der Krönung Maria erinnert Henßlmann daran, daß die von Storno hergestellte Kopie 1873 in Wien, 1879 in Stuhlweißenburg ausgestellt war. Derselbe Maler hat, wie wir

---

[1] Es sei auch an dieser Stelle hervorgehoben, daß die betreffenden Jahreszahlen, wie E. Kühlbrandt endgültig festgestellt hat, als 1710, 1711 und 1714 zu lesen sind. — Kühlbrandt: Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. S. 37 f. — Vgl. Fr. Teutsch: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXI. (1898) S. 133 ff.; dazu Kühlbrandt: Ebenda S. 146 f. — Roth: Baukunst S. 51.

[2] Vgl. Kühlbrandt im „Sächsischen Burzenland" S. 99.

ebenfalls von Henßlmann erfahren, eine Tafel des Marienburger Altars, der sich in seinen Überresten in der Sammlung des Honterusgymnasiums befindet, kopiert und sie ebenfalls an den beiden genannten Orten ausgestellt.

„Die plastischen Werke unserer Kirche kennzeichnet durchgehends der Charakter des Niedergangs, ihre Ausführung kann man grob und nachlässig nennen. Das Laubwerk, besonders die auf dem Eselsrücken des Hauptportals erscheinenden Krabben sind formlos und die letzteren so außergewöhnlich groß, daß sie die gebräuchliche Verteilung zu beseitigen gezwungen sind und sich ununterbrochen in blättriger Masse auf dem Eselsrücken ausbreiten. Unförmig, den zarteren Formen der Renaissance fremd, ein ungefälliger (esetlen) Schmuck ist auch das Kreuzblatt der auf dem Eselsrücken der inneren Abteilungen erscheinenden Krabben und auch die Kreuzblume. Andererseits ist die um vieles bessere Auffassung und Darstellung der Chorstreben und der Bildsäulen anzuerkennen. Im ganzen genommen ist die zeitliche und örtliche Vorliebe für Vermehrung und Reichtum des plastischen Schmuckes klar zutage tretend."[1]

Die Kronstädter Martinsberger Kirche hält der Verfasser in ihren westlichen Teilen, dem Portal und der Orgelempore, für ein Denkmal des 16. Jahrhunderts. Das übrige ist mit nach und nach angegänzt worden.

Der dritte Bericht Henßlmanns befaßt sich mit den Denkmälern in Schäßburg, Salzburg und Heltau.

Nachdem der Verfasser die Arbeiten Friedrich Müllers erwähnt hat,[2] betont er, daß er sich nur mit den fünf Kirchen der Burg beschäftigen will. Er fand vor: die Nordmauer der ältesten Kirche, die Bergkirche, die alte Dominikaner- oder Klosterkirche, die Überreste der Klosterkirche der Dominikanerinnen und die damals noch stehende Kirche der Franziskanerinnen.

Die älteste Kirche lag dort, wo sich heute der Predigergarten befindet, auf der Stelle, die den Namen „auf der Kapelle" führt. Der rekonstruierte Grundriß dieses gotischen Baues, den man wegen seiner Kleinheit und der ganz geringen Ausdehnung des Schiffes mit Recht als

---

[1] Man ist vielleicht berechtigt, die eigenartige Modellierung des Laubwerkes nicht als grobe Willkür und stilistische Unfähigkeit zu bezeichnen, sondern darin vielmehr Zeugnisse einer klar ausgeprägten künstlerischen Individualität von seltener Eigenart zu erblicken.

[2] Die Schäßburger Bergkirche. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde I. (1855) S. 305 ff. — Archäologische Skizzen aus Schäßburg. Ebenda II. (1855) S. 381 ff.

„Kapelle" zu bezeichnen hat, ist durch die Fassadenlösung sehr bemerkenswert. Entweder war dieser Kirche ein Turmzwillingspaar (?) vorgelagert oder es bestand die Front aus einer sogenannten Turmfassade. Müller und mit ihm Henßlmann weisen diesen Bau dem 14. Jahrhundert zu, der vielleicht an Stelle eines Holzbaues getreten ist. Ob aber wirklich auf dem Platz dieser Kapelle die erste und älteste Schäßburger Kirche gestanden ist, ist weder erwiesen, noch wegen der ungünstigen engen Lage wahrscheinlich.

Zu dem, was Müller und Schulcz über die Bergkirche[1] gesagt haben, fügt Henßlmann nichts Neues hinzu. Auch er betont seine Überraschung, die die Ähnlichkeit des Südportals mit dem des Kaschauer Doms hervorgerufen hat, doch hebt er hervor, daß die Kaschauer Kathedrale auf die französische, die Schäßburger Bergkirche mit dem spezifisch sächsischen Turm hingegen auf die deutsche Hallenkirche zurückgeht. Die Baugeschichte mit den verschiedenen an dem Gebäude selbst vorfindlichen Jahreszahlen und Daten, die Beschreibung des Baues, die Erwähnung der Grabsteine werden in kurzer Zusammenfassung wiedergegeben. Das bekannte Chorgestühl wird den beiden einstmals in Schäßburg wohnhaften Söhnen des Veit Stoß zugeschrieben. Es sei nebenbei erwähnt, daß die Urkunde, die den Aufenthalt der Stoßsöhne für Schäßburg bezeugt, sich im Schäßburger Stadtarchiv befinden soll.[2] Ihre Publikation wäre wünschenswert. An dem Sakramentshäuschen tadelt Henßlmann den stilwidrigen, an Drechslerarbeit erinnernden Fuß — er übersieht, daß in diesem Fuß eine Äußerung der Renaissance vorliegt.

Die Beschreibung der Klosterkirche und des Klosters selbst bietet keine neuen Gesichtspunkte.

„Die Kirche der Franziskanerinnen" — seither abgetragen — „ist gegenwärtig die katholische Parochialkirche; sie ist ein sehr einfaches, geringeres Interesse darbietendes Gebäude, während die

---

[1] s. die Abbildungen bei Roth: Baukunst. Tafel VI, 1—4.

[2] Es handelt sich um die Brüder Johann und Martin Stoß. Johann war als Maler und Bildschnitzer tätig und starb 1530. Am 22. Oktober 1531 verfügte sein Vater über das Erbe des Abgeschiedenen. Martin Stoß war Goldschmied. Er stand von 1531—1534 in Görlitz bei seinem Bruder Florian in der Lehre. Am 22. Dezember 1534 erscheint er als Mediascher Bürger bei der Nachlaßverhandlung seines Vaters in Nürnberg und übersiedelt bei seiner Rückkehr nach Schäßburg. Als Bürger von Schäßburg überträgt er am 1. Februar 1544 alle Erbansprüche auf seinen Bruder Willibald. 1541 wird „Martinus Stoss frater germanus Stanislai Stoss" in den Krakauer Bürgerbüchern erwähnt. s. Max Loßnitzer: Veit Stoß, die Herkunft seiner Kunst, seine Werke und sein Leben. Leipzig 1912. S. 161 f.

kleinere Kirche, besser gesagt: Kapelle der Dominikanerinnen die sich seit lange in Privatbesitz befindet, in ihrer Anordnung mancherlei Interessantes aufweist. Ihr dreiseitiger Chorabschluß springt aus der Stadtmauer weit heraus, ihr Schiff ist ungeteilt, bildete aber zusammen mit dem Chor eine doppelte Kapelle, deren unterer Teil gegenwärtig als Weinkeller und deren Oberstock als Magazin benützt wird; ihr Gewölbe ist zwar eingestürzt, aber an ihren Wänden befinden sich noch die den Anfang des Gewölbes bildenden, einer späten Zeit angehörigen Rippen, welche, wie die Leibung und das Maßwerk des einzigen Fensters nicht aus Stein, sondern aus Terrakotta gebildet sind. Der weite Spitzbogen hat, wie es scheint, die Kapelle nicht abgeschlossen, sondern führte in einen sich ausbreitenden, nach Norden und Süden vorspringenden Raum, der gegenwärtig gänzlich wüst liegt, ursprünglich aber vielleicht die Empore der Nonnen umschloß."

Der nächste Ort, dem sich Henßlmann in Kürze zuwendet, ist Salzburg.[1] Er ist der erste, der das Relief über der südlichen Pforte als Lebensbaum gedeutet und auf eine ähnliche Darstellung, auf der jedoch anstatt der Löwen Schlangen auftreten, an der Skt. Jakobs-Grabkapelle in Preßburg hingewiesen hat. Die Gestühle der Kirche tragen die Jahreszahl 1515. Der prächtige Kelch stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist durch seine durchsichtigen Emaildarstellungen, wie wir sie in Siebenbürgen nur selten, z. B. an dem Heltauer Kreuz antreffen, ausgezeichnet. Die romanische Kirche, die Evangelische und Reformierte mit gleichem Recht benützen, ist von genügend hohen und starken Befestigungsmauern umgeben.

Von Salzburg führt uns der Verfasser nach Heltau, dessen alte romanische im 16. Jahrhundert gotisierte Basilika in ihren Ausmaßen Veranlassung zur Entwickelung einer jener Formeln gibt, mit deren Aufstellung Henßlmann den Nachweis führen will, daß nicht nur Breite und Länge der einzelnen Bauteile, sondern auch die Stärke der Mauern und der Pfeiler in einem ganz bestimmten Verhältnis zu einander stehen und auf eine durch Rechnung gewonnene Einheit zurückzuführen sind. Henßlmann hat bekanntlich den Nachdruck seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf die Erforschung der in der mittelalterlichen Baukunst herrschenden Gesetzmäßigkeit und ihre Fassung in mathematische Formeln gelegt.

---

[1] Vgl. Halaváts Gyula: Vizakna, Kiscsür, Kistorony műemlékei. Archäologiai Értesitő XXIX. (1909) S. 198 ff. — Roth: Zur Geschichte der siebenbürgischen Kirchenarchitektur. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXXIII. (1910) S. 64 ff.

Den alten Flügelaltar aus dem Jahre 1525 mit „Szenen aus dem Leben des heiligen Severus" läßt er in der Art der deutsch-niederländischen (?) Schule gemalt sein. Auf den Kirchenschatz geht Henßlmann nicht weiter ein, sondern verweist auf die Beschreibung Reißenbergers.[1]

Von Heltau gelangen wir mit Henßlmann nach Michelsberg. Die eigentümlich gedrungene Gestalt der romanischen Basilika, deren Grundrißlösung durch das Verhältnis der geringen Länge zur Breite bestimmt wird, führt der Verfasser auf die räumlich beschränkte Lage dieser Kirche inmitten der auf steilem Bergkegel gelegenen Burgmauern zurück. Die Geschichte der Kirche ist schon aus Reißenbergers Darstellung bekannt, ebenso ihre Anlage und Ausführung.[2] Das äußere der Kirche würde auf die Frühzeit des romanischen Stils hinweisen, wenn dem nicht die Westfront mit der reichen Portalbildung und den Blendarkaden widersprechen würde.

Am eingehendsten beschäftigt sich jedoch der Verfasser mit der Hermannstädter ev. Stadtpfarrkirche. Die Arbeiten von Möckesch,[3] Neugeboren,[4] und den Kalenderaufsatz Reißenbergers[5] werden benutzt. Neugeboren verlegte die Grundsteinlegung auf das Jahr 1431 und die Beendigung des Baues auf das Jahr 1471. An die fertiggestellte Kirche fügte am Ende des 15. Jahrhunderts irgend ein freigebiger Bischof die sogenannte neue (westliche) Kirche hinzu und so erreichte die Kirche ihr jetziges Aussehen nur am Anfang des 16. Jahrhunderts. Nach Neugeboren hat man die schon 1337 urkundlich erwähnte Kapelle der heiligen Jungfrau beibehalten und zum Chor der jetzigen Kirche gemacht.

„Reißenberger nahm drei Bauperioden an. Die erste setzt er in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, in der man den zu der alten romanischen Basilika gehörigen Turm ungefähr bis zu einer Höhe von 18 Fuß beibehielt. Die zweite Periode verlegt er auf den Beginn der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, denn damals wurde seiner Ansicht nach zur Verstärkung der Turmbasis die westliche, auch Ferula genannte neue Kirche gebaut. Diese zweite Periode hat vor 1460 geendigt. Bald darauf begann die dritte Periode, in der man die über dem

---

[1] Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission Bd. VI. (1861) S. 148 ff.

[2] L. Reißenberger: Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg in Siebenbürgen. Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission Bd. II. (1857) S. 63 ff.

[3] Samuel Möckesch: Die Pfarrkirche der Augsburger Konfessionsverwandten in Hermannstadt. Hermannstadt 1839.

[4] Neugeboren: Die Hauptkirche ꝛc. eine Festgabe 1855. — Daraus ein kurzer Auszug in den Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission Bd. I. (1856) S. 158 ff.

[5] L. Reißenberger: Siebenb. Volks-Kalender. 1870. S. 55 ff.

südlichen Seitenschiff befindliche Langempore, die Vorhallen der Portale und das in den großen Turm führende Treppenhäuschen aufführte. Das Ende dieser Periode ist auf das Jahr 1520 zu versetzen. Reißenberger bemerkt richtig, daß das jetzige Chor mit der alten Marienkapelle nicht identisch sein kann.

Wenn wir den Stil betrachten, so können wir kaum an den beiden von Neugeboren mit solcher Bestimmtheit ausgesprochenen Jahreszahlen zweifeln: an der Grundsteinlegung im Jahre 1431, welche Zahl wir in den Turm eingemeißelt lesen;[1] aber wir müssen zweifeln, daß dieser einzige, (egyetlen tömör erődszerű) massige, befestigungsartige Turm von irgend einer älteren romanischen Kirche übriggeblieben ist, denn dazu berechtigen weder seine starken halbkreisförmigen Gurtbögen, noch der halbkreisförmige Abschluß des Westportals.[2] Jene sind augenscheinlich deshalb gewählt, damit sich das unterste Stockwerk des eine große Spannweite besitzenden Turmes, vor dem sich die Orgelempore befindet, nicht übermäßig erhebe, was unbedingt der Fall sein würde, wenn Gurtbögen und Gewölbe im Spitzbogen geschlagen wären. Darauf deutet ebenfalls das zweite mit einem vollkommenen spitzbogigen Kreuzgewölbe versehene Stockwerk des Turmes, in das man, da es dazu sehr geeignet ist, die Blasbälge der Orgel verlegt hat. Aber auch die halbkreisförmige Türöffnung der Turmbasis bestärkt dieses nicht, denn über dem Halbkreis erscheint ein Kielbogen (kanyarív), ja sogar ein ganzer Wimperg. Man sagt zwar, daß man den Wimperg nur später hier angebracht habe, aber wir wissen nicht wann und zu welchem Zweck dieses geschehen wäre. Mit Rücksicht auf all diese Gründe kann man annehmen, daß der Turm gleichzeitig mit der Kirche geplant war, obgleich es möglich ist, daß sein Bau, wie dies die Notwendigkeit der Verteidigung erforderte, früher und vielleicht noch am Ende des 14. Jahrhunderts begonnen wurde — aber einen romanischen Stil kann ich in dem Turm nicht erkennen."

Die Ausführungen über die Ausmaße der Kirche und die daraus abgeleiteten Folgerungen übergehen wir und wenden uns gleich zu den Bemerkungen über einige Details und Einrichtungsstücke der Kirche. Die Bemerkung, daß die Bilder des alten Altars nach der Kupferstichpassion des Lukas von Leyden entworfen sind, trifft bekanntlich nicht

[1] Der Baubeginn erfolgte mit Beibehaltung des Turmes der alten romanischen Basilika im 14. Jahrhundert.

[2] Vgl. Roth: Romanische und gotische Portale an siebenbürgischen Kirchen. Beiträge. S. 119. Tafel XXXI.

zu, da Dürer die Vorlage abgegeben hat, ebenso ist die Behauptung, daß der Meister des großen Wandgemäldes im Chor, Johannes von Rosenau, im siebenbürgischen Rosenau geboren wurde, nicht haltbar. Aus der Ähnlichkeit des Schäßburger, Kronstädter und Hermannstädter Taufbeckens, die trotz der zeitlichen Differenz, nahe verwandt erscheinen,[1] schließt Henßlmann auf eine gewisse Erstarrung dieses Gewerbezweiges. Die runde Säule am nordwestlichen Eck des Kreuzschiffes ist auffallend, auf keinen Fall aber ist sie, wie man wohl auch angenommen hat, ein Rest der romanischen Basilika. Bei den Pfeilern des Mittelschiffes konstatiert der Verfasser die eigenartige Komposition, wobei er wie auch Reißenberger übersah, daß wir es in diesen Pfeilern mit einer Verstärkung der ursprünglichen achteckigen Pfeiler durch Dienste zu tun haben, die der Innenseite vorgelegt wurden. Die Kämpfersteine der Gurtbogen und die Dekorationen der Gewölbeschlußsteine werden hervorgehoben. Die Orgelempore wird irrtümlich für ursprünglich angesehen, obwohl wir wissen, daß die älteste Orgel auf dem Lettner im Chor gestanden, indes ihre Blasbälge in der Sakristei untergebracht waren, in der die betreffenden Öffnungen noch heute sichtbar sind. Die Jahreszahl 1553, die Henßlmann über der obern in den Turm führenden Öffnung des Wendeltreppentürmchens liest, hat mit der Erbauung des Türmchens selbst nichts zu schaffen, da das Türmchen schon 1520 vollendet war. Das „gedrängt" komponierte Relief des Ölberges wird ohne weitere Analisierung kurz erwähnt.[2] Was die Giebel der Pfarrkirche anbelangt, so spricht der Verfasser dieselbe Meinung aus, die in Reißenbergers Monographie wiederkehrt. Er behauptet, daß wahrscheinlich die Giebel des Stefandomes in Wien das Vorbild abgegeben haben. Sie bilden in Ungarn eine singuläre Erscheinung. Die Sakristei ist „beispiellos" groß, die Säule in der Mitte erinnert an den Kapitelsaal der Klöster. Die weiteren Eigentümlichkeiten der Kirche werden erwähnt und sodann den übrigen alten Baudenkmälern Hermannstadts, dem ev. Stadtpfarrhof, der Jakobskapelle, der Dominikaner-, jetzt Ursulinerinnenkirche, der Kirche der Franziskaner und schließlich der Kreuzigungsgruppe des Peter Lantregen aus dem Jahre 1417 ein kurzes Wort gewidmet.[3]

Die Reiseberichte Henßlmanns sind, obwohl nicht in allen Folgerungen richtig, schon ihres Verfassers wegen bemerkenswert, der

---

[1] Vgl. Roth: Die siebenbürgischen Erztaufen. Ebenda S. 56 ff. Tafel XII, XIII.
[2] s. die Abbildung bei Roth: Plastik. Tafel XII. S. 71 ff.
[3] s. die Abbildung bei Roth: Plastik. Tafel III. S. 16 ff

zu mancher auch heute noch nicht völlig geklärten Frage unserer Baugeschichte als erster das Wort ergriffen hat.[1]

Zu den im Vorstehenden bearbeiteten Reisebriefen aus Siebenbürgen, die einen Teil der siebenbürgischen Kultur- und Kunstdenkmäler in die ungarische Fachliteratur eingeführt hatten, lieferte schon G. D. Teutsch einige Richtigstellungen.[2] So wies er darauf hin, daß die Neppendorfer Kirche[3] nicht dem 16. Jahrhundert, sondern dem 13. angehört, und stellt die Verwechslung von Großau und Szelistye richtig. Der Faßbinderturm in Schäßburg stammt höchstens aus dem 16. Jahrhundert; nur im Erdgeschoß befindet sich ein romanisches Fenster, das einem älteren Bau zugehört. An dem Chorgestühl der Bergkirche ist von italienischer Kunst keine Spur.[4] Auf dem ähnlichen Gestühl in Bogeschdorf ist der Name des Schäßburger (nicht des „Brooser") Meisters erhalten[5] und der Schmiegener Altar stammt nicht aus dem 14., sondern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.[6]

Was die Frage anbelangt, ob das Hermannstädter Taufbecken des Meisters Leonhardus aus dem Jahre 1438 eine heimische, d. h. sächsische Arbeit sei, so bejaht sie Teutsch durch den Hinweis, daß sowohl auf einer Glocke in Haschagen, als auch auf einer in Kleinprobstdorf derselbe Gießername Leonhardus vorkommt. Auf der ersten Glocke lautet die Inschrift in Charakteren der Mönchsminuskel: Magister Leonardus anno di M° CCCC° XXIX und auf der Glocke in Kleinprobstdorf: O rex glorie veni nobis cum pace Leonardus. Wir haben es demnach gewiß mit den Arbeiten eines Meisters zu tun.

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals darauf hingewiesen, daß in den alten Erzeugnissen der Glockengießer noch eine Fülle ungehobenen

[1] Zu den Ausführungen Henßlmanns über die Hermannstädter ev. Stadtpfarrkirche sind außer Reißenbergers Monographie noch heranzuziehen E. Henrich: Zur Baugeschichte der ev. Pfarrkirche in Hermannstadt. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIV. (1911) S. 17 ff. — Derselbe: Noch einmal die Ferula der Hermannstädter Pfarrkirche. Ebenda. S. 121 ff. — Roth: Die Ferula der Hermannstädter ev. Stadtpfarrkirche. I. II und III. Ebenda XXXIII. (1910) S. 55 ff.; XXXIV. (1911) S. 42 ff.; XXXV. (1912) S. 1 ff. und die genannte Arbeit von Kimakowicz.

[2] Teutsch G. D.: Észrevételek az erdélyi régiségek közléséro. Archäologiai Értesítő VI. (1872) S. 50 f.

[3] Archäologiai Értesítő II. (1869) S. 23.

[4] Ebenda II. S. 161.

[5] Vgl. Roth: Kunstgewerbe. S. 173 f.

[6] Archäologiai Értesítő II. (1869) S. 179. — Vgl. Erdély szárnyasoltárai. a. a. O. S. 140 ff.

Materials nach der künstlerischen, besonders kunstgewerblichen und ornamentalen Seite hin der Ausarbeitung harrt. Die einzelnen Meister verfügen über einen nicht geringen Schatz an formalen und ornamentalen Gedanken, die der Würdigung und Sichtung bedürfen. Besonders beanspruchen die symbolischen Medaillons, wie sie sich nicht nur auf den Glocken, sondern vor allem auch auf den Taufkesseln vorfinden, der Erklärung.[1]

Die „Kunstdenkmäler Malmkrogs"[2] hat der Verfasser auf Grund früherer, zum Teil verbesserter Arbeiten im Zusammenhang nochmals dargestellt und mit einem ausgiebigen Abbildungsmaterial versehen in Pósta's »Dolgozatok« zum Abdruck gebracht.[3]

Zu den fleißigsten Bearbeitern der siebenbürgischen Kunstgeschichte gehört Dr. Tihamér Gyárfás, Professor am katholischen Obergymnasium in Kronstadt. Das Hauptgewicht seiner Tätigkeit legt er auf die Ausschöpfung der archivalischen Quellen, besonders auf die Sammlung des Materials zur Geschichte der Goldschmiedezünfte und auf die Publikation vor allem der Goldschmiedearbeiten in Wort und Bild. Während sein Fleiß und die große Liebe zur Sache offene Anerkennung verdienen, ist sein Bestreben, lokale Schulen zu konstruieren und den schöpferischen Anteil der heimischen Künstler und Goldschmiede möglichst hoch einzuschätzen, der Erkenntnis der wahren geschichtlichen Sachlage eher hinderlich als förderlich.

Man wird sich bei der Beurteilung aller provinziellen Kunstübung immer wieder fragen müssen, wie tief der Einfluß der allgemeinen mittelalterlichen Kultur in die einzelnen Gebiete eingedrungen ist. Weil aber auch Ungarn und Siebenbürgen durchaus in dem Stromkreis des Mittelalters standen, so wird sich eine gewisse Zurückhaltung in der Auffassung und Beurteilung der Kunstdenkmäler als ratsam von selbst empfehlen. Es gibt tausend Belege dafür, wie innig die Berührung mit Italien, Frankreich, Österreich, Galizien und besonders auch mit Deutschland gewesen ist, wie die Türkenherrschaft ihre unverkennbaren

---

[1] Vgl. Roth: Über heimische Taufbecken. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXX. (1907) S. 105 ff. — Derselbe: Zur Glockenkunde. Ebenda XXXI. (1908) S. 107 ff. — Derselbe: Die siebenbürgischen Erztaufen. a. a. O., S. 71.

[2] s. Das Altarwerk zu Malmkrog. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXV. (1902) S. 109 ff., S. 125 ff. — Die Freskomalereien im Chor der Kirche zu Malmkrog. Ebenda XXVI. (1903) S. 49 ff.; S. 91 ff.; S. 109 ff.; S. 125 ff.; S. 141 ff.

[3] Az almakeréki templom és műkincsei. Dolgozatok az Erdélyi Nemzeti Múzeum érem- és régiségtárából 1912. S. 128 ff. — Beiträge S. 1 ff.

Spuren hinterlassen und wie ein ununterbrochenes Hinüber- und Herüberwogen künstlerischer Anschauungen stattgefunden hat. Im Angesichte solcher Tatsachen kann es nicht wundernehmen, daß, wie wir glauben, von einer rein nationalen Kunst nur in stark bedingtem Sinne gesprochen werden kann.

Trotzdem soll damit nicht gesagt sein, daß sich hierzulande auf dem Hintergrunde dessen, was sich aus dem Allgemeingut des Mittelalters bis tief in das 17. Jahrhundert erhalten hat, nicht gewisse lokale Typen und Techniken entwickelt haben (Heftel, Gürtel, Bockelnadeln, Drahtemail usw.), aber auch sie werden nur dann verständlich, wenn wir sie nicht aus dem historischen Zusammenhang loslösen. Deshalb bedarf es zu jeder Art der Forschung einer gewissen Weitherzigkeit, der über der Betrachtung des Einzelnen der Blick auf das große Ganze nicht verloren geht.

Der erste Band der von Tihamér Gyárfás herausgegebenen Zeitschrift „Batthyáneum"[1] enthält eine große Fülle von Daten und Mitteilungen zur siebenbürgischen und besonders auch zur siebenbürgisch-sächsischen Kunstgeschichte. In dem ersten Aufsatz behandelt Robert Szentiványi den Codex Aureus, den größten Schatz der Batthyányischen Bibliothek. Er besteht aus 111 Pergamentblättern. Die Untersuchung bietet unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur eine genaue Beschreibung des Codex und kommt zu dem wichtigen Ergebnis, daß diese Handschrift nichts anderes ist, als „der verloren geglaubte erste Teil des Lorscher Evangeliariums! Er ist ein Glied derselben Codexfamilien, zu der die . . . Codices von London, Trier, Paris usf. gehören. Er ist eine Fortsetzung des vatikanischen Bandes, der mit der Signatur Pal. Lat. n. 50 versehen ist; die Evangelienbücher von Trier und Soissons sind seine direktesten Verwandten." Ferner nimmt der Verfasser an: „Wenn Dagulf die ersten Psalterzeilen des Wiener Psalterbuches gezeichnet hat, dann ist Dagulf auch der Meister des Purpurblattes des Karlsburger Codex. Und wenn der kleine rote Tüpfel der an die Blattumrahmungen angefügten Vierecke das Schreiberzeichen Dagulfs ist, dann hat er außer dem Psalterbuch Karls des Großen auch den größeren Teil des Karlsburger Codex Aureus, ferner die vier Quaternios des Adacodex geschrieben, dann hat er auch an dem Soissonser Evangeliarium und an der Harley Handschrift mit der Signatur 2788 gearbeitet."

---

[1] Batthyáneum szerkeszti és kiadja Gyárfás Tihamér. Erster Band. Kronstadt 1911.

Auf die Beweisführung Szentiványis können wir nicht näher eingehen, ihre Überprüfung ist Sache der Spezialforschung, die sich dieser Aufgabe um so mehr zu unterziehen Ursache hat, als der Codex Aureus nach Ansicht des Verfassers „eine wertvolle, schöne Schöpfung des Zeitalters Karls des Großen — ein Glied der Godescalcgruppe — und der erste Teil des im Vatikan aufbewahrten Lorscher Evangelienbuches ist", das „wahrscheinlich zwischen den Jahren 783—826 in Aachen entstanden" war.

Die allgemeine Würdigung der Handschrift übergehen wir. Was ihre Schicksale anbelangt, so befand sie sich 1479 im Kloster Lorsch, wo sie schon 850 in einem Verzeichnis erwähnt wird. Im Jahre 1555 wurde die Handschrift durch den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz in die Heidelberger Bibliothek übertragen. Als 1623 Maximilian der Baier die ganze Heidelberger Bibliothek dem Papste Gregor XV. schenkte, war der Codex Aureus schon geteilt, wenigstens gelangte eine Hälfte auf nicht näher bekannte Weise in den Besitz des Kardinals Migazzi, von dem sie Batthyány im Jahre 1785 mit 5000 anderen Bänden käuflich erwarb.

Aus den Beständen des Karlsburger kirchlichen Museums, dessen Ausbau energisch das Wort geredet wird, publiziert der Herausgeber das Oroszhegyer Ciborium, eine siebenbürgische und in der Form typische Arbeit des XV. Jahrhunderts, der eine große Anzahl ähnlicher Werke an die Seite gestellt werden kann, und das Csikcsatószeger Ciborium, das eine Kronstädter Arbeit des 17. Jahrhunderts ist. Ein seltenes Werk besitzt das Museum in dem Monile, das aus Osdola in der Háromszék stammt. Auf der Vorderseite dieses Monile ist die Geburt Christi auf Emailgrund (das Email ist freilich gänzlich abgesprungen) und auf der Rückseite die Kreuzigung in Relief dargestellt.

Mit einem Aufsatz „Veit Stoß in Siebenbürgen" rollt Gyárfás die für die siebenbürgische Kunstgeschichte äußerst wichtige Frage abermals auf, wobei er besonders auch die über diesen Gegenstand vorhandene Literatur benützt.[1] Für die Annahme, daß Veit Stoß am Ende des Jahres 1522 und am Anfang des Jahres 1523 sich wirklich in Kronstadt aufgehalten hat, bringt nun der Verfasser aus den Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt zwei bisher nichtbeachtete Daten herbei.[2]

---

[1] Vgl. Roth: Plastik. S. 57 ff. — Fr. Wilhelm Seraphin: Der Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß in Kronstadt. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXIX. (1906) S. 97 ff. — Vgl. dazu G. A. Schullers Bemerkungen ꝛc. Ebenda. S. 113 ff.

[2] Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt I. S. 460 und S. 505.

„1522. Dec. 16. Item ad rationem duorum vehiculorum Czako Bencze et sculptori, qui ecclesiam in Argis proportionare debebat, eosdem flor. 2.

1523. Jan. 23. Item Todt Ystwan vehenti Vitum sculptorem et pictorem effigiare ecclesiam in Argis flor. 1 asp. 25."

Aus diesen Angaben folgert Gyárfás, daß dieser „Vitus sculptor et pictor" niemand anders sei, als Veit Stoß.[1] Argeș (Argis), eine alte Stadt Rumäniens und ehemaliger Fürstensitz, wo der Papst Urban VI. auf die Vermittlung Ludwig des Großen hin ein katholisches Episkopat gegründet hatte, besitzt eine Anzahl alter Basiliken, unter denen als die bedeutendste die von dem Woiwoden Nyagoj in den Jahren 1512—21 errichtete zu nennen ist.[2] Für diese Kirche aber kommt Veit Stoß nicht in Betracht, da es sich bei ihrem Schmucke um griechisch-orientalische Motive handelte, und wir außerdem wissen, daß der Woiwode Radul, nach dem Tode seines Schwiegervaters dem Maler Dobromiv die Ausmalung der Kirche übertragen hatte. Für welche andere Kirche in Argeș Veit Stoß nun irgendwelche Arbeit geliefert hat, läßt sich nicht mehr konstatieren. Aus den Worten „proportionare" und „effigiare" zieht Gyárfás den nicht unbedingt überzeugenden Schluß, daß der Meister zuerst die Kirche, für die er einen Flügelaltar zu liefern beauftragt war, ausmaß, dann nach Kronstadt zurückkehrte und nach Ablauf eines Monates mit dem ausgeführten Werke wieder nach Argeș reiste, um dort den Altar aufzustellen. Der Auftraggeber war der Fürst selbst, die Reisekosten bestritt die Stadt. Glaubhaft erscheint der Hinweis, daß es sich hiebei um eine Arbeit gehandelt habe, die mit dem Bau einer Kapelle für Roxanda, die katholische Gemahlin Raduls im Zusammenhang stand. Chronologische oder kulturgeschichtliche Gründe sprechen nicht dagegen, denn Radul blieb Fürst bis zum April 1524 und in Kronstadt pflegten die walachischen Hinterländer ihre Bedürfnisse zu decken. Heute liegt die Kapelle in Trümmern. Aber trotzdem müssen wir eingestehen, daß wir nichts Positives über die Tätigkeit des Veit Stoß in Argeș wissen. Sowohl der Ausdruck proportionare als auch der Ausdruck effigiare sind so unbestimmt, daß ein Rückschluß auf die Art der Arbeit, die Stoß für Argeș geliefert hatte, nicht gut möglich ist. Wichtig erscheint

[1] An dieser Stelle sei bemerkt, daß der für Kronstadt bezeugte Veit Stoß ein Sohn Veit Stoß des Ältern gewesen ist. — Vgl. die ausführlichen Bemerkungen dazu bei Roth: Erdély szárnyas oltárai. a. a. O., S. 152 ff. 158 f. und 161 f.

[2] Vgl. G. Tocilescu: Monografia despre biserica episcopală dela Curtea de Argeș. Bukarest 1886.

aber der Umstand, daß Veit Stoß in dem mitgeteilten Rechnungspassus vom 23. Januar 1523 „Bildhauer und Maler" genannt wird, weil daraus wenigstens allgemein auf die Art der Tätigkeit geschlossen werden kann, die unser Meister während seines Kronstädter Aufenthaltes ausgeübt hat.

In bezug auf die Datierung des Mühlbächer Altars[1] schlägt Gyárfás das Jahr 1518 vor, „in welcher Zeit Veit Stoß wahrscheinlich schon in Siebenbürgen war".

Unter der Überschrift „Alte Kirchengewänder" behandelt Gyárfás zwei Meßgewänder der Kronstädter Schwarzkirche und den Báthorimantel, ein im kirchlichen Museum in Karlsburg aufbewahrtes Pluviale des Kardinals Andreas Báthori de Somló, der 1599 gestorben war. Es wird zunächst hauptsächlich auf Grund der „Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt" und der „Quellen zur Geschichte Siebenbürgens" ein Blick auf die Einfuhr von Stoffen aus dem Ausland geworfen. Die Notiz der Hermannstädter Rechnungen aus dem Jahre 1507: „Felici mercatori Budensi pro quadam cruce ad casulam nobiliorem et pro purpura viri antipendii altaris magni simul computata flor. 125"[2] diente im Verein mit anderen Daten zur Annahme, daß Stoffe und Stickereien zu den Meßgewändern von Auswärts bezogen wurden, ihre Fertigstellung und Zusammensetzung jedoch im Lande selbst erfolgte. Es hat aber daneben gewiß eine ganze Reihe von Meßgewändern gegeben, die fertig aus dem Auslande kamen, und zu einzelnen Stücken, wie z. B. zu der Klosdorfer Kasula im Schäßburger Museum wurde gewöhnlicher einheimischer schwarzer Schafwollstoff benützt.

Hierauf beschreibt der Verfasser die genannten drei Stücke unter Beigabe ihrer Abbildungen, als erstes die Kronstädter Kasula aus blauem Brokat.[3] Das Kreuz auf der Rückseite ist mit dem Kruzifixus, den Halbfiguren Gott Vaters, des Paulus und Petrus und den Ganzfiguren der Maria und des Jüngers Johannes zu Füßen des Kreuzes geschmückt. Die Gestalten sind, wie das der Technik der Zeit um 1500 entsprach, in Relief gehalten, worin schon eine Entartung der Stickerei zu erblicken ist, die ihrem Wesen nach doch nur Flächendekoration sein kann.

[1] Vgl. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXII. (1903) S. 41 ff. — Éber László: Erdélyi szobrászati emlékek. Művészet VIII. (1909) S. 177 ff.

[2] Quellen zur Geschichte Siebenbürgens I. S. 486.

[3] Der Verfasser hat es übersehen, daß diese Kasula schon bei Roth: Kunstgewerbe. Tafel XXXII publiziert worden ist.

Eine zweite Kasula der Kronstädter Schwarzkirche, aus schwarzem Samt angefertigt, zeichnet sich durch den reichen Faltenwurf der Gewänder aus, mit denen die Heiligenfiguren auf dem Rückenkreuz bekleidet sind. In den wagerechten Kreuzarmen sind die Halbfiguren der heiligen Julia mit dem Attribute des Kreuzes und der Margarethe mit dem Drachen angeordnet. Auf dem vertikalen Arm des Kreuzes sind unter gotischen Baldachinen stehend die Ganzfiguren der Maria mit dem Jesuskind, der Katharina mit dem Schwert und der Apollonia mit der Zange angebracht. — Das Báthorische Pluviale, von dem Gyárfás abschließend handelt, zeigt auf gelbem Grunde hellblaue Renaissanceornamente und ist mit dem Báthoriwappen geschmückt. Es befindet sich im Karlsburger Domschatz.

Bei der großen Bedeutung, die der Frage des Drahtemails zukommt, ist jede Publikation von bisher unbekannten und deshalb nicht bearbeiteten Werken dieser Technik als ein schätzbarer Beitrag willkommen zu heißen. Wieder ist es Gyárfás, der uns mit drei Drahtemailkelchen bekannt macht. Auf die Ausführungen der Einleitung, in der der Verfasser eine kurze Übersicht über das Thema bietet, ohne der Frage näher zu treten, wie hoch der Anteil des siebenbürgischen Kunstgewerbes an der Ausbildung dieser Technik, die von 1400—1550 in Blüte stand, zu bewerten ist, gehen wir nicht ein, sondern wenden uns vielmehr den Kelchen selbst zu. Zwei von ihnen befinden sich im Karlsburger Domschatz. Der eine aus Fogarasch stammende Kelch, in dem nicht nur „aller Wahrscheinlichkeit nach", sondern mit voller Bestimmtheit eine siebenbürgische Arbeit erblickt werden muß, zeichnet sich dadurch aus, daß hier an Stelle des Nodus ein Kapellenknauf angebracht ist, wie wir ihn an dem Baierdorfer, Burgberger, Kreischer, Stolzenburger und Petersberger Kelch wiederfinden. Drahtemail besitzt der Kelchschalenträger in einfacher Zeichnung. Ob der Kelch noch dem 15. Jahrhundert zugerechnet werden darf, erscheint mit Rücksicht auf den spätgotischen Charakter des Maßwerkes und die reiche Zeichnung des Lilienkranzes nicht unbedingt sicher zu stehn.[1]

Der zweite Kelch, mit dem uns Gyárfás bekannt macht, wird von ihm nach der auf dem Stilus eingravierten Inschrift: „Renovavit Daniel Fronius Anno 177 . . die 28 Ma" „Froniuskelch" genannt. Fronius war ein Hermannstädter Goldschmied, der von 1760—1764 bei Johann Schwab in der Lehre stand und am 22. November 1770

[1] Vgl. Ötv. kiáll. lajstroma II. S. 83, Nr. 55. — Egyházművészetilap VI. S. 305. — Magyar Műkincsek II. S. 231. — Hampel: Egy fejezet hazai ötvösségünk történetéből. Archäologiai Értesítő VII. (1887) S. 110.

Meister wurde. Leider muß die Renovierung, der der junge Hermannstädter dieses im Aufbau edle Werk unterzogen hatte, als vollkommen mißglückt bezeichnet werden. Er hat den Kelch mit mehr als achtzig Glas- und Halbedelsteinen förmlich übersät, wodurch das Aussehen dieses gotischen Stückes geradezu bizarr wirkt. Daß trotzdem die reiche Zeichnung des Drahtemails an dem Kelchschalenträger unversehrt erhalten geblieben ist, ist ein glücklicher Zufall.

Der Kelch stammt aus dem sogenannten Bistritzer Fund, den der Karlsburger Bischof Anton Bajtai erworben hatte. In bezug auf die Chronologie gilt dasselbe, was über den Fogarascher Kelch gesagt wurde.[1]

Als den dritten in der Reihe führt der Verfasser den Weidenbächer Kelch vor, der, wie aus seiner schon degenerierenden Form geschlossen werden kann, zum mindesten aus dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts stammen muß. Gyárfás verweist ihn in das Ende des 15., oder in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Komposition des Drahtemails, mit dem der ganze Kelchschalenträger überzogen erscheint, ermangelt der Einheitlichkeit, die Erinnerung an die früher so stark gebräuchlichen Blumen- und Blättermotive, ist stark verblaßt. Oberhalb des Schalenträgers ist eine dreizeilige Inschrift eingraviert, die diesen Wortlaut hat: „VERBUM DOMINI MANET IN AETERNVM: Zur ehren Gottes und stetz wehrendem Gedachtnis verehret dieses Kelch der Grisligen Gemein *WEJDENBUCH:* GEORGIUS DRAUD SENIOR sampt sainer haussfrawen SOPHIA WELTHERIANA. ANNO 1659.“ Der alte Kelch wurde demnach der Kirche in Weidenbach von Georg Drauth († 1661 am 27. Dezember)[2] geschenkt, das Meisterzeichen L. C. aber, das sich in einem gekrönten herzförmigen Schilde am Rande des Fußes befindet, bezieht sich auf den Kronstädter Goldschmied Lucas Crestels, der der Stiefsohn des Michael Seybriger war, bei Lorenz Kusch (1648—1652) ausgelernt hatte, am 18. November 1652 freigesprochen und 22. Oktober 1657 Meister wurde. Natürlich unterliegt es keinem Zweifel, daß Chrestels den Kelch nur ausgebessert hat. Gyárfás nimmt an, daß er das Email ganz erneuert oder zum Teile ergänzt hat, und daß auch die zu ihm gehörige Patene von seiner Hand herrühre.

In einem kurzen zunächst allgemein orientierenden Aufsatz: Über Grabdenkmäler publiziert Gyárfás ebenfalls im 1. Bande des Batthyáneums einen Grabstein, der gelegentlich der Restaurierungsarbeiten 1908 im südlichen Seitenschiff des Karlsburger Doms aufgefunden wurde.

[1] Vgl. Ötvös kiállítás lajstroma II. S. 102. Nr. 99.

[2] Vgl. Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt IV. S. 268.

Dieser Fund ist für uns auch aus dem Grunde wertvoll, weil auf ihm der Name des Bischofs Goblinus, der von Gregor IX. am 5. Mai 1376 ernannt worden war, vorkommt. Der Grabstein war dem Andenken des Suffragans des Bischofs Goblinus gewidmet. Der rote Marmorstein ist mit dem Bischofsstab geschmückt und enthält folgende, nur teilweise lesbare Inschrift, die wir in der Transkription des Verfassers wiedergeben: „(Hic iacet. . .) s episcopus Lavacensis suffraganeus Domini Goblini episcopi (Transsylvaniensis obiit feria (sec) unda post dominicam Judica, in anno 136 . . .“

Was den Ausdruck Lavacensis anbelangt, so bezieht er sich auf das Titularbistum, das zu Lepanto oder Naupactus in Griechenland gehörte. Da sich der Name des Suffraganbischofs auf dem Grabstein nicht erhalten hat und sonstige Nachrichten nicht vorhanden sind, so bringt Gyárfás den Magister Johannes, und den Magister Ladislaus in Vorschlag, von denen der eine 1376 und der zweite 1382 vicarius generalis gewesen ist.[1]

Im nächstfolgenden Artikel behandelt Gyárfás: Zwei alte Wandgemälde. Das eine ist das Wappenfresko des Königs Matthias in Kronstadt, von dem zuletzt eine eingehende Würdigung Ernst Kühlbrandt geboten hatte.[2] Die Beschreibung des berühmten Bildes[3] brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Mit dem Verfasser stimmen wir darin überein, daß es unter italienischem Einfluß entstanden ist, darin aber nicht, daß es vielleicht das Werk eines einheimischen Künstlers sei. Zu der Annahme dieser Möglichkeit fehlen jegliche Anhaltspunkte. Die Frage, ob wohl der Umstand, daß die erste Gemahlin des Königs Matthias Katharina, die Mutter des Johann Corvinus aber Barbara geheißen hat, die Wahl der beiden heiligen Jungfrauen beeinflußt haben mag, kann, wie wir glauben, nicht bejahend beantwortet werden, denn der Brauch, die segnende Maria mit Heiligen zu umgeben, war allgemein üblich, so daß wir nach besondern Gründen nicht zu suchen brauchen.

Der Bilderzyklus, auf den der Verfasser sodann unsere Aufmerksamkeit hinlenkt, ist im Jahre 1909 freigelegt worden. Er befindet sich an den Mauern des Chores der alten im Übergangsstil aufgeführten und 1520 im spätgotischen Stil umgebauten Franziskanerkirche in Bistritz,[4] die in den Besitz der griechisch-katholischen

[1] Zimmermann-Werner-Müller: Urkundenbuch II. Zahl 1050, 1160 und 1168.
[2] Karpathen III. Heft 6 die Abbildung. Text S. 245 ff.
[3] Vgl. dazu auch: Vasárnapi Ujság 1910. 4.
[4] s. oben S. 520.

Kirchengemeinde übergegangen ist. Die Bilderreihe zeigt zunächst einen jugendlichen König, in dem Gyárfás den heiligen Emerich erblickt, daneben Reste der Anbetung des Jesuskindes durch die drei Weisen aus dem Morgenlande. Das dritte Bild stellt den Erzengel Michael mit der Wage dar, und das folgende den Ritter Georg mit Flügeln und der Lanze, die dem Drachen in den Schlund gebohrt wird. Das letzte der Bilder zeigt zwischen dem Heiland und dem Apostel Simon mit der Säge einen bärtigen Mann. Von einer Mütze, die diese Gestalt nach der Beschreibung des Verfassers trägt, können wir nichts entdecken, ebenso verbietet es die Komposition des Bildes in diesem Manne den Donator der Wandgemälde zu vermuten. Offenbar haben wir es auch in diesen Bildern mit einem Denkmal jener handwerksmäßig geübten Malerei zu tun, deren Wert mehr auf der Seite der Kultur- und Kirchengeschichte, als auf der einer hochentwickelten Kunst liegt.

In dem nächsten Aufsatz Gyárfás': „Alte Marienstatuen im Csiker Komitat", die für uns in so weit besondere Bedeutung haben, als sie von denselben Meistern geschaffen wurden, die für sächsische Kirchen gearbeitet haben, fällt die Behauptung auf, daß die Meister der siebenbürgischen Altäre — trotz der Zu- und Wegwanderung in- und ausländischer Gesellen — heimische Bildschnitzer gewesen seien. Demgegenüber möchten wir darauf hinweisen, daß uns keine einzige Holzskulptur des 15. und 16. Jahrhunderts in Siebenbürgen bekannt ist, die wir mit guten Gründen als Werk eines heimischen d. h. in Siebenbürgen geborenen Meisters in Anspruch zu nehmen berechtigt wären.

Die bekannteste Marienstatue der Csik befindet sich in der großen Wallfahrtskirche zu Csiksomlyó.[1] Sie wird als wundertätig verehrt und gilt in den Augen der naiven Tradition als ein Werk aus dem 3. Jahrhundert, das aus Byzanz nach Somlyó gelangte. Gyárfás urteilt demgegenüber richtig, wenn er die Statue dem Ende des 15., bzw. dem Anfang des 16. Jahrhunderts zuweist. Ihrer Bestimmung nach ist sie das Hauptbild eines Schreinflügelaltars gewesen.

Ob die Verwandtschaft dieser Madonna mit der Marienstatue auf dem Leutschauer Altar wirklich so groß ist, wie der Verfasser annimmt und ob das Jesuskind tatsächlich so lebhaft an das der Mühlbächer

---

[1] Die photographische Aufnahme ist mir gelegentlich meiner Studienreise im Jahre 1909 nicht möglich gewesen. Die Abbildung, die Gyárfás bringt, ist die Reproduktion einer ganz mangelhaften Zeichnung, die eine richtige Vorstellung von der Schönheit dieses bedeutenden Werkes ausschließt. Der geschnitzte Strahlenkranz, von dem sich die ganze Statue abhebt, ist auf der Zeichnung überhaupt weggeblieben.

Madonna erinnert, bedarf noch der Bestätigung. Auch wir sehen in dieser Statue eine Frucht der fränkischen Schule, glauben aber nicht, daß auch in ihr die Arbeit „eines heimischen Meisters vorliege, der die Werke der großen deutschen Meister studiert hat und selbst Glied der ungarischen Schule des Veit Stoß gewesen war." Wir meinen in dieser Frage auf dem Standpunkt verharren zu müssen, daß wir, bevor wir nicht über mehr urkundliches Material verfügen und bevor nicht eine genügende Anzahl stilkritischer Untersuchungen vorliegt, von einheimischen Künstlerschulen nur mit der größten Vorsicht sprechen dürften und daß wir gut daran täten, den Wunsch nicht zum Vater des Gedankens werden zu lassen. Die Statue selbst aber, aus Lindenholz geschnitzt, ist ohne Frage eines der besten plastischen Werke in Siebenbürgen, außerdem durch ihre Größe (2·27 m hoch) ausgezeichnet.

Eine bisher unbekannte Madonnastatue, in der gleichfalls das Hauptstück eines Flügelaltars vorliegt, befindet sich in einer Wandnische der Kirche in Csikßentmárton. Maria steht auf einer die Erde darstellenden Halbkugel, in ein Gewand mit reichem Faltenwurf gehüllt und trägt auf dem rechten Arm das Jesuskind, dem sie mit der Linken einen Apfel hinhält. Der Gesichtsausdruck kann kaum gelungen genannt werden, die Augen sind zu weit geöffnet. Der künstlerische Wert ist jedenfalls weit geringer, als der des Csiksomlyóer Marienbildes. Auf dem Sockel steht das Jahr der Entstehung: ANNO DOMI 1525.

Einer der jüngsten Flügelaltäre ist der Altar in Csikménaság.[1] An der unteren Schreinleiste lesen wir die Worte: REGINA CELI LETARE 1543. Die Bilder — im übrigen durchaus nach Vorlagen Albrecht Dürers gemalt — schmücken die beiden beweglichen und unbeweglichen Flügel, in dem Altarschreinerhebt sich von den Statuetten vier heiliger Jungfrauen umgeben die Madonna mit dem Jesuskinde. Während im lebhaft bewegten Faltenwurf noch die gesunde Tradition der Blütezeit der deutschen Renaissance-Holzplastik nachklingt, verrät die Ausführung der Köpfe mit ihrem stumpfen und unschönen Ausdruck, daß wir uns dem Verfall nähern. Gyárfás hält auch diese Skulptur für das Werk eines einheimischen Bildhauers.

Unter der Überschrift „Alte Glocken und Glockengießer" stellt Gyárfás eine Reihe von Inschriften und Gießernamen zusammen, die größtenteils schon publiziert worden sind. In der sächsischen Literatur ist die Glocke der Kapelle von Hoßßúaßó in der Csik nicht erwähnt.

[1] Vgl. Roth: Erdély szárnyas oltárai a. a. O., S. 171 ff.

Sie hat neben Fabeltieren, die uns bekanntlich in großer Anzahl auf mittelalterlichen Glocken begegnen, die Inschrift: † meister † ullrich † biren † meister † 1505. Diese Glocke befand sich ursprünglich in der Mindßenter Kapelle. Die Inschrift einer zweiten Glocke derselben Hosßúaßóer Kapelle lautet: MAGISTER PAVLVS NEIDEL EPPERIENCIS ME FVSIT 1608 und stellt die Herkunft der bekannten Glockengießerfamilie sicher.

Unter dem Sammelnamen „Kunstgeschichtliche Daten" trägt derselbe Verfasser eine Reihe von zum Teil schon bekannten kunsthistorischen Nachrichten zusammen. Er spricht von dem „Neuaufbau"[1] des Karlsburger Domes in den Jahren 1287—1291, der durch den Racheakt Johannes, des Sohnes Alards, des Grafen von Salzburg verursacht worden war, von dem Altar der Hermannstädter Goldschmiede, den Pfarrern und Mönchen, die ausübende Künstler gewesen sind, so von dem Dominikanerprior Doctor Dominicus, der 1529 die Holzbefestigung der Kronstädter Zitadelle leitete,[2] von dem Wiener Maler „Erhardus pictor", der um 1454 in Kronstadt gearbeitet hat, und von der Beschäftigung sächsischer Handwerker durch die siebenbürgischen Fürsten.

Ferner verweist Gyárfás auf den Steinmetzmeister Konrad, dessen Name in einer Schenkungsurkunde des Johann Hunyadi aus dem Jahre 1455 genannt wird. Für seine hervorragenden Verdienste bei dem Bau der Burgen in Tövis und Boytor wird er mit Besitz in Sirkanyen belohnt.[3]

Dankenswert ist die aus den Quellen geschöpfte Ergänzung der Lebensumstände des Bildhauers Ulrich, dem die Pietà aus dem Jahre 1506 im Brukenthalschen Museum zugeschrieben wird.[4] Im Jahre 1522 ist Ulrich in Klausenburg und kommt von dort nach Kronstadt, wo er indes keine eigene Wohnung innehat. Die Stadt zahlt sein Quartier. In Kronstadt bleibt Ulrich bis in den August des Jahres 1523, geht dann auf Kosten der Stadt nach Birthälm und von dort in die Csik. Gyárfás spricht die Vermutung aus, daß die Birthälmer Kanzel wahrscheinlich ein Werk dieses Meisters sei, was immerhin möglich ist.

---

[1] In der Tat hat es sich nur um eine Renovierung des Domes gehandelt.

[2] Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt II. S. 157. »praefuit autem archytecturae isti doctor Dominicus professionis dominicanae huius monasterii prior et ceterorum omnium monasteriorum vicarius generalis«.

[3] Archiv der Stadt Kronstadt Nr. 134 und 135.

[4] s. die Abbildung bei Roth: Plastik. Tafel VII.

1529 ist er wieder in Kronstadt, arbeitet hier am Torgässer Tor, liefert Schießscharten, stellt auf dem Martinsberg eine Steintüre auf und erhält dafür 4 fl. 40 Denare. Von da an scheint er ständig in Kronstadt geblieben zu sein, denn in den folgenden Jahren wird er ununterbrochen genannt. Vorwiegend war er für die große Kirche beschäftigt. Unter diesem Titel erhielt er 1532 4 fl., 1534 84 fl. und 1535 sogar 250 fl. für Arbeiten auf der Chorbedachung derselben Kirche. Da die Zimmermannsarbeiten von anderen Handwerkern ausgeführt wurden, so nimmt Gyárfás an, daß der schöne Simsumlauf, der sich um Schiff und Chor dieser Kirche zieht, auf unseren Meister zurückzuführen sei. In den folgenden Jahren führte Ulrich kleinere Arbeiten, Schießscharten, Brunnenausbesserungen u. dgl. m. aus, besonders aber wird seiner Tätigkeit in dem Rosenauer Steinbruch Erwähnung getan, wo er für die Stadt durch mehrere Monate Bausteine behaut, wofür er 75 fl. erhält.[1]

In welcher Weise die Kunstschätze der Kirchen zu Grunde gingen, erhellt aus einer Verordnung Ludwigs II. vom 23. Juni 1526. Darin heißt es: statuimus, tum extrema necessitate id exigente, tum etiam S S. D. N. papae (Clemens VII) permissione accedente, una cum nostris consiliariis assessoribusque: ab omnibus ecclesiis, tam cathedralibus, quam collegiatis, item capitulis ac monasteriis et claustris quorumcunque ordinum, dimidium omnium pecuniarum, ornamentorum, vasorumque aureorum et argenteorum, iocaliumque divino cultui dedicatorum, ad hanc expeditionem . . . exigere et excipere . . .[2]

Weiterhin wird das Verzeichnis des Karlsburger Domschatzes aus dem Jahre 1531 erwähnt, das sich in der Batthyányschen Bibliothek befindet.[3] Als einige Jahre darauf das Karlsburger Bistum aufgehoben wurde, gerieten die meisten Stücke in Verlust. Nur weniges hat sich erhalten, so der sogenannte Sukikelch im Graner Schatz „vielleicht die schönste Schöpfung der heimischen Goldschmiedekunst“ und der Kelch des Bischofs Bornemissza in Neutra. Wahrscheinlich (?) stammt auch die Ladislausbüste im Raaber Domschatz aus Karlsburg.

In den „Daten zur Geschichte der siebenbürgischen Goldschmiedekunst“ wird ein Schreiben des Hermannstädter Rates vom 17. Januar 1539 erwähnt, in dem der Kronstädter Rat aufgefordert wird, sich an den Geschenken für die Hochzeit des Königs Johann

[1] Vgl. Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt I. S. 393; 479, 493, 496, 523; II. 135—148; 238—287; 389; 438—446; 492—499.

[2] Egyháztörténelmi Emlékek 1. Z. 257. S. 269.

[3] Herausgegeben von Bekk im »Magyar Sion« V. S. 188—199.

Zapolya mit fünf Kannen und zwei großen Teppichen zu beteiligen.[1] Ferner wird der Brief des Fürsten Gabriel Bethlen mitgeteilt, den dieser am 15. März 1614 aus Mediasch an die Hermannstädter schrieb und in dem er die Fertigstellung der Geschenke für die Pforte betrieb.[2] Außerdem wird auf andere fürstliche Aufträge hingewiesen, die die Hermannstädter Goldschmiede betrafen.[3] Der letzte Abschnitt dieser kleinen Beiträge bringt einige Mitteilungen zur „Geschichte der siebenbürgischen Münze". Am 29. März 1602 gestattete Siegmund Báthori den Kronstädtern Silbergeld zu prägen, mit seinem Bilde auf der Vorderseite, dem Kronstädter Stadtwappen auf der Rückseite und der Aufschrift: DEO VINDICI PATRIAE.[4] — Am 9. März 1663 sprach Michael Apafi den Kronstädter Goldschmieden Thomas Klosch (1649—1708) und Michael Prodner (1662—) mit Rücksicht auf ihre Treue und ihre Kunstfertigkeit das Recht zu, Silbertaler und Dukaten zu prägen.[5] Am 6. Mai 1704 befiehlt das siebenbürgische Gubernium dem Rat der Stadt Kronstadt 100 Mark Silber nach Hermannstadt zu senden, damit daraus Geld geprägt werden könne.[6]

Den Schluß des Bandes bilden: „Literaturgeschichtliche Daten", „Kirchengeschichtliche Daten" und „Literatur." Zur Orientierung geben wir die Titel der einzelnen Abschnitte: „Zur Geschichte des ungarischen Rituale"; „Die beiden Pester Kaspar" (für die Honterusfrage von Wichtigkeit); „David Rosnyai"; „Michael Cserey"; „Johann Gyalogi"; „Zur Geschichte des Buchdruckes" (enthält die Geschichte der Honterusbuchdruckerei in Kronstadt); „Zur Geschichte der Papierfabrikation"; „Daten zur Geschichte der heimischen alten Bibliotheken"; „Korvinusstücke in Kronstadt" (handelt von der Honterusbibliothek.) — Aus den unkontrollierbaren Nachrichten bei Reipchius, Schesaeus, Filstich, Tartler, daß Bücher der berühmten Korvinusbibliothek auch nach Kronstadt gelangt seien, schöpft Gyárfás die vage Hoffnung, daß sich unter den

---

[1] Originalurkunde im Stadtarchiv. Sammlung Schnell II. Nr. 116.

[2] Originalurkunde im Sächsischen Nationalarchiv. Faszikel 14 der Goldschmiedeurkunden.

[3] Ebenda Faszikel 15.

[4] Originalurkunde im Kronstädter Stadtarchiv Nr. 619.

[5] Übersetzung von Marcus Schunkabunk in der Zunftlade der Kronstädter Goldschmiede.

[6] Kopie im Handschriftenband des Simon Christoph in der Bibliothek des Honterusgymnasiums. Netoliczka: J. F. Trauschs Handschriftenkatalog. I. Kronstadt 1898, Nr. 71. S. 5.

Beständen der Honterusbibliothek noch Corvina vorfinden können, zumal „die alten Handschriftenbücher und alten Drucke nach dieser Richtung hin noch nicht sorgfältig untersucht worden" seien.

Interessant ist die Nachricht, daß das Kronstädter ev. Presbyterium im Jahre 1782 dem Karlsburger Bischof Batthyány gelegentlich eines Besuches zwei Codizes verehrte.[1] Sie waren Eigentum der Honterusbibliothek und befinden sich heute noch in der Batthyányschen Bibliothek. Der eine Kodex ist eine handschriftliche Bibel des 14. Jahrhunderts, die ehemals der „Confraternitas Corporis Christi" gehörte, und der andere ist ein Band desselben Jahrhunderts, der die Regeln des heiligen Augustin und die Betrachtungen des heiligen Bernhard enthält.[2] Weiterhin wird vom „Valentinus bibliopola", einem der ältesten heimischen Bücherhändler, und von den Bucheinbänden gesprochen. Als Buchbinder werden 1533 der Dominikaner Laurentius und 1537 „Dominus Michael presbyter" genannt.[3] — „Das Bistum von Milkowa"; „Zur Geschichte der Ablässe"; „Zwei Verordnungen des Johannes Hunyadi",[4] „Zwei Briefe des Kronstädter Plebans Johannes Ruedel".[5] „Ein Brief Marias," der Gemahlin Ludwigs II." vom 17. Juni 1516, in dem sie ihren Hauskaplan Magister Johannes Croner den Kronstädter empfiehlt.[6] „Verordnung Stefan Báthoris vom 8. Juni 1520", in der er dem Kronstädter Rat aufträgt, die Franziskaner in ihrem Besitz nicht zu stören.[7] „Ein Brief des Bischofs Nikolaus Gerendi vom 24. Oktober 1528", in dem er die Vertreter des Dekanats zum Ausgleich der mit dem Hermannstädter Kapitel entstandenen Gegensätze für den 4. November vor sich ludt.[8] „Brief des siebenbürgischen Bischofs Johannes Statileo" vom 23. Februar 1534 an den Kronstädter Rat, in dem er ersucht, den Prior des Klosters zur Zahlung seiner Schulden zu zwingen.[9] „Ein Brief des Hermann-

[1] Es ist möglich, daß die alte Hermannstädter Matrikel auf die gleiche Weise nach Karlsburg gelangt ist.

[2] Vgl. Varjú Elemér: A gyulafehérvári Batthyány könyvtár Nr. 58 und Nr. 223.

[3] Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt II. S. 652, 654; 293, 523 und 611.

[4] Beide im Kronstädter Stadtarchiv Nr. 98 und 114.

[5] Beide Briefe zuerst veröffentlicht von Marienburg: „Kleine siebenbürgische Geschichte." Pesth 1806. S. 214—222. Vgl. Vereinsarchiv XXXIV. (1907) S. 170 ff.

[6] Original im Kronstädter Stadtarchiv Nr. 327.

[7] Original im Kronstädter Stadtarchiv Nr. 56 der Sammlung Schnell II.

[8] Kopie in der Sammlung Trausch f. 12, II, Sectio III, Nr. 2. S. 33. in der Bibliothek des Honterusgymnasiums. Netoliczka: Katalog I. Nr. 518, S. 35.

[9] Original im Kronstädter Stadtarchiv. Sammlung Schnell II. Nr. 104.

städter Plebans und Reformators Matthias Ramasi" vom 31. Januar 1540, in dem er an den Pleban und Rat der Stadt Kronstadt berichtet, daß er und seine Kapläne keine Kenntnis davon hätten, daß der Geistliche des Siechhofs das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeile.[1] Königin Isabella ermahnt am 7. Juli 1543 den Kronstädter Rat, der katholischen Lehre treu zu bleiben und die Beschlüsse der Synode abzuwarten.[2] Fürst Michael Apafi weist 1675 dem Kronstädter ungarischen lutheranischen Prediger Jakob Gotthard aus dem Törzburger Dreißigsten jährlich 50 fl. an.[3] Fürst Michael Apafi verfügt 1677 in Sachen der geistlichen Versorgung der Kronstädter reformierten Glaubensgenossen.[4] —

Die „Daten zur Geschichte der Schulen" enthalten eine kurze Darstellung des Anteils, der den Jesuiten an dem Kronstädter katholischen Schulwesen zukommt,[5] und zitieren das Wort des Kaisers Franz, das er 1817 auf die Klage des Kronstädter Plebans, es sei in der größten siebenbürgischen Stadt kein Gymnasium vorhanden, sprach: „Auf Kronstadt muß ein Gymnasium kommen!"[6]

Damit schließen wir die kurze Anzeige des ersten Bandes des Batthyáneums. Der reiche, wenn auch nicht durchgehend neue Inhalt der Zeitschrift nimmt so vielfach auf sächsische Verhältnisse Bezug, daß man mit Recht auf die Fortsetzung gespannt sein darf.[7]

In der durch das ungarische Kultusministerium veranlaßten, von Zoltan Beöthy[8] redigierten und von verschiedenen Verfassern geschriebenen „Geschichte der Künste" findet sich wohl zum erstenmal eine gedrängte Übersicht über die ungarländische Kunstgeschichte. Sie hat Kornel Divald zum Autor.[9] Im Rahmen der Abhandlung werden auch die siebenbürgischen Denkmäler berücksichtigt. So wird im Kapitel über die romanische Kirchenarchitektur allerdings auffallender Weise

[1] Original ebenda Nr. 120.

[2] Originalurkunde im Kronstädter Stadtarchiv Nr. 1272.

[3] Originalurkunde im Kronstädter Stadtarchiv. Sammlung Schnell I. Nr. 81 und Nr. 82.

[4] Abschrift im Kronstädter Stadtarchiv. Sammlung Schnell I. Nr. 83.

[5] Auszug aus der „Historica Relatio" (Handschrift) im römisch-katholischen Pfarramtsarchiv in Kronstadt.

[6] Aufzeichnung des Plebans Lamasch in dem Diarium II (Handschrift) im Kronstädter römisch-katholischen Pfarramtsarchiv.

[7] Das zweite Heft des Batthyáneums erschien 1913. Die wenigen auf sächsische Kunst bezüglichen Ausführungen werden an den einschlägigen Stellen genannt werden.

[8] Beöthy Zsolt: A művészetek története. Budapest. Bd. I. 1906, Bd. II. 1907.

[9] Ebenda Bd. II. S. 519 ff.

nur die Kirche in Mönchsdorf erwähnt. „Daß zwischen unseren Kirchen des 12. Jahrhunderts und unseren Domen des 11. Jahrhunderts eine große Verwandtschaft besteht, dafür ist die Mönchsdorfer Kirche in Siebenbürgen ein wertvolles Beispiel. Im großen stimmt ihr Grundriß mit dem im 18. Jahrhundert aufgenommenen Grundriß der Ruinen der Graner Basilika überein. Zur Rechten und zur Linken von der halbkreisrunden Hauptapsis begrenzen die äußern gradlinigen Mauern der Seitenschiffe die innern halbkreisförmigen Nischen. Über den letzteren erheben sich keine Türme, wie sie auf den entsprechenden Teilen der viertürmigen Graner Basilika vorhanden gewesen sind. Die untere Halle der beiden Westtürme ist indessen wieder die Fortsetzung der Seitenschiffe." Mit Rücksicht auf die notwendige Überprüfung der bisherigen Datierung unserer romanischen Architektur ist es beachtenswert, daß Divald die Mönchsdorfer Kirche dem 12. Jahrhundert zuschreibt.

In dem Abschnitt über die Kirchen des Übergangstils wird der Darstellung des Karlsburger Doms ein breiterer Raum gewährt. An seiner Stelle erhob sich schon im 11. Jahrhundert eine Kirche. Der Bau des Karlsburger Doms wurde im 12. Jahrhundert begonnen. Unrichtig ist es, wenn Divald behauptet, daß die im gotischen Stil durchgeführte Verlängerung des Chors in der Zeit des Johannes Hunyadi erfolgt sei, denn das heutige Chor geht in das 14. Jahrhundert zurück und ist der erste Vorstoß der französischen Gotik überhaupt.[1] Ebenso stört es, daß Divald den rein romanischen Elementen des Doms, worauf er in der kurzen Beschreibung des sogenannten Fürstentors auf der Südseite selbst hingedeutet hat, nach der Seite der baugeschichtlichen Bedeutung hin nicht genügende Beachtung geschenkt hat. Wir können uns die streng romanischen Bauteile nur so erklären, daß der Dom im romanischen Stil begonnen, in dem des Übergangstils weitergeführt und in der Gotik beendet worden ist. Ein Irrtum ist es ferner, wenn der Verfasser in dem letzten westlichen Travée eine „Vorhalle" erblickt. Richtig dagegen ist es, wenn gesagt wird, daß die Zerstörungen des Tartareneinfalls wohl eine Renovierung, aber nicht einen Neubau des Doms bedingten. Aus diesem Grunde beziehen sich auch die Bauurkunden aus dem Ende des 13. Jahrhunderts nur auf Bauergänzungen. So hat der Vertrag, der am 1. November 1287 mit dem Steinmetz Johann, dem Sohne Tynos von St. Diez (Tatáról, szent Deodat városából) abgeschlossen wurde, derartige Ergänzungen zum Gegenstand. Der Steinmetz Johann verpflichtete sich, eine Mauer der Südseite des Doms

[1] Vgl. Stefan Möller in „Magyarország Műemlékei" Bd. I. S. 123 ff.

zu bauen von dem Portal angefangen, durch das der Bischof in die Kirche zu gehen pflegt, ferner diese Mauer von Innen und Außen mit Hausteinen zu bekleiden und den Turm fertig zu stellen und mit Gesimsen zu versehen. „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich dieser Vertrag in erster Reihe auf die bis zum südlichen Portal reichende Erweiterung des Kreuzschiffes bezieht, der entsprechend man auf der Nordseite erst im 14. Jahrhundert die zwei gegen das Chor zu gelegenen Abteile des Seitenschiffes verdoppelte. Jedes einzelne der folgenden Jahrhunderte ergänzte und flickte wiederholt an dem Gebäude; durch all das hindurch aber herrscht auch heute noch die ursprüngliche Konzeption." Die endgiltige Feststellung der Baugeschichte dieses Domes, die nun schon lange zu den Problemen der siebenbürgischen Kunstgeschichte gehört, wird man erst aus den Ergebnissen der Untersuchung gewinnen, für die die im Fluß befindliche gründliche Herstellung des Domes die beste Gelegenheit bietet.

Von den Gebäuden des gotischen Stils in Siebenbürgen erwähnt Divald außer der Vajda-Hunyader Burg nur die Kronstädter Schwarzkirche, die überhaupt die größte gotische Kirche ganz Ungarns ist. Außen gemessen ist sie 89 m lang, gegen 60 m des Kaschauer Doms. Dem schmucklosen Inneren steht die reich geschmückte Außenseite mit ihren sechs Portalen gegenüber. „Obgleich ihre Verzierungen des künstlerischen Zuges nicht entbehren, so sind sie doch systemlos gehäuft (?) (rendszertelenül csoportosítva) und bleiben mit ihrer Wirkung weit hinter den schönsten Kirchen Oberungarns zurück."

„Den Schmuck der kleineren siebenbürgischen Kirchen charakterisieren in noch größerem Maße, als den der oberungarischen schlaffe (pongyola) Formen. Die Verkümmerung unserer Steinmetzkunst beschleunigte auch die frühzeitige Gebietergreifung der Renaissance. Nicht nur König Matthias und seine Magnaten, auch die Provinz nahmen den neuen Stil früh auf und in den von den künstlerischen Hauptorten entfernter gelegenen Städten setzte sich, wie es scheint, schon am Ende des 15. Jahrhunderts jeder Pfuscher von Steinmetz durch, sobald er nur mit neuen Formen (formae italycales) arbeitete. Da das Ansehen der die Traditionen der gotischen Architektur pflegenden Zünfte sank, so gab es niemanden, der die Technik der Steinhauerei auf der Höhe erhalten hätte."

In solcher Allgemeinheit entspricht dieses harte Urteil keineswegs dem tatsächlichen Wert der siebenbürgischen Gotik, denn in Siebenbürgen setzte sich die Renaissance erst nach dem Jahre 1525 durch. Es ist nur weniges, so der Sakristeitürstock in Großkopisch, was dem Ende des

15. Jahrhunderts angehört,[1] und eine Verkümmerung der gotischen Formensprache nehmen wir nur an den Maßwerken der Birthälmer Kirche wahr und diese steht am Ausgang der Gotik in Siebenbürgen überhaupt.[2]

Im Anschluß an die kursorische Erwähnung der Vajda-Hunyader Burg, wird eine sehr gedrängte und dazu in dem springenden Punkte (französisches System!) noch nicht bewiesene Charakterisierung der sächsischen Kirchenburgen gegeben. „Die Wirkung der nach französischem System durchgeführten, zum größten Teil zerstörten Befestigungen unserer mittelalterlichen Städte offenbart sich an den vielen befestigten Kirchen Siebenbürgens. Diese sind meistens im 15. Jahrhundert auf die Nachricht von der unaufhörlich drohenden Haltung der Türken erbaut worden. Das Wesen ihrer Befestigung äußert sich in den schmucklosen Verteidigungsgängen, die auf mächtigen zwischen den Strebepfeilern der gotischen Kirchen aufgemauerten Bogen ruhen, welche mit ihrem Schmuck in unvergleichlich geistreicher Weise projektiert an der Außenseite des Rittersaales der Vajda-Hunyader Burg die bemerkenswertesten Faktoren der künstlerischen Wirkung sind."

Von den siebenbürgischen Kirchen wird in dem über die gotische Architektur in allgemeinen handelnden Abschnitt auch die Kirche zu Marienburg im Burzenland erwähnt. „Solche Übergangsstil-Reminiszenzen machen die Marienburger Kirche in Siebenbürgen interessant, welche offenbar ein aus irgend einer Mönchsschule hervorgegangener Meister gebaut hat. Die dreischiffige als Basilika angelegte Kirche ist an ihrem Westende mit einem Turm, nach Osten mit einem winkelig geschlossenen Chor aufgeführt, dessen innere Wandpfeiler mit figuralen Kapitälen geschmückt sind. Ihre Reliefs indessen, unter anderen der den Drachen tötende Ritter St. Georg und das Jesuskind mit den Schriftgelehrten, stehen auf dem Niveau der Plastik des 14. Jahrhunderts."

Der mangelhafte und oft genug fehlende plastische Schmuck der mittelalterlichen Architektur in Ungarn wurde durch Wandgemälde zu ersetzen versucht. Der Charakter der Kunst in Ungarn war, besonders in der Zeit des romanischen Stils international, seine Richtung bestimmte die Kirche. Nationale Züge zeigen sich nur in der Plastik und in der Handschriftenmalerei, sobald eben nationale Gegenstände in Betracht kommen. Die Könige und nationalen Heiligen waren von Anbeginn die bevorzugten Helden der Darstellung.

[1] Vgl. Roth: Baukunst. Tafel XVI, 4.
[2] Ebenda S. 69 ff.

Was das Werk der beiden Brüder Martin und Georg von Klausenburg, die Skt. Georgsstatue auf dem Hradschin in Prag, anbelangt,[1] so geht die Meinung des Verfassers dahin, daß es wahrscheinlich als Geschenk Ludwigs des Großen an Karl IV. nach Prag gelangt sei, daß es also in Ungarn, wahrscheinlich in Großwardein gegossen wurde. Die beiden Künstler waren ursprünglich Goldschmiede oder sind aus einer Goldschmiedewerkstätte hervorgegangen, was besonders die detaillierte Ausarbeitung der Basis ebenso beweisen soll, wie die mehr dekorative als dramatische Gesamtkonzeption. Unseren Standpunkt über diese ganz bedeutende mittelalterliche Plastik werden wir bei der eingehenden Besprechung der in Betracht kommenden Spezialuntersuchungen präzisieren. Hier deshalb nur die Bemerkung, daß für die auch von Divald akzeptierte Ansicht Czobors, daß das Haupt der bekannten Ladislausbüste im Raaber Domschatz nichts anderes sei, als eine treue Kopie des Kopfes der Großwardeiner Ladislausstatue, greifbare Anhaltspunkte nicht vorhanden sind. Von den in Siebenbürgen selbst in großer Anzahl vorhandenen Denkmälern der Plastik wird nicht ein einziges erwähnt.

Das Rosenauersche Wandgemälde in der Hermannstädter Stadtpfarrkirche wird in fünf Zeilen erledigt. „Auf seinem in der Hermannstädter evangelischen Kirche gemalten 948 cm hohen und 506 cm breiten Wandbild aus dem Jahre 1445 übertrifft ein halbes Jahrhundert später auch »Rozsnyay János« (!) den Csukarder Pleban Stefan[2] weder in bezug auf die Perspektive noch den Ladislaus von Miskolcz[3] in bezug auf realistische (valószerű) Auffassung. Nur seine Komposition ist volkstümlicher und in den einzelnen Details dramatischer.[4] Die ursprüngliche Farbengebung des Bildes hat eine spätere Übermalung stark verdorben."

Den letzten Abschnitt seiner Darstellung widmet Divald den Altären des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein siebenbürgischer Altar wird darunter nicht genannt. Dafür werden wir durch eine Reihe von Daten entschädigt, die gerade für die Geschichte unserer Altäre von Wichtigkeit sind. Deshalb wollen wir auch mit dem Satz: es sei mehr als wahrscheinlich, daß die Meister unserer d. h. der oberungarischen Altäre nicht Deutsche gewesen sein können, nicht polemisieren, einesteils weil der Verfasser

[1] s. die reiche Literatur über die beiden Plastiker in dem von ihnen handelnden Abschnitt dieser Arbeit.

[2] Der Pleban Stefan hat 1367 ein Missale gemalt, das für Gran bestimmt war und in Karlsburg aufbewahrt wird.

[3] Ladislaus von Miskolz hat 1374 ein gegenwärtig in Erlau aufbewahrtes Meßbuch gemalt.

[4] Das sind allerdings unendlich wichtige Vorzüge!

offenbar meint, nicht „Reichsdeutsche," andernteils weil er selbst in der Folge eine ganze Reihe deutscher Malernamen anführt. Vor der Tatsache, daß die ungarländische Kultur und Kunst besonders auch in den Städten Oberungarns auf deutscher Grundlage beruhte, dürfte man sich doch nicht die Augen verbinden. Es ist ein gezwungener Gedankengang, wenn Divald sagt: „In bezug auf die Konstruktion und auf den geschnitzten und gemalten Schmuck unterscheiden sich unsere Flügelaltäre nicht besonders von den deutschen Denkmälern, wie wir auch zwischen den Altären der westlichen Hälfte Deutschlands und der Niederlande kaum einen Unterschied finden. Jene Harmonie der Formen und mit edler Auffassung gepaarte Innerlichkeit, welche bei uns in dieser Hinsicht nicht nur ein dörfliches Werk zeigt, spiegeln die Meister eines guten Teils von Deutschland nur vereinzelt wieder. Die hervorragende Auffassung, welche zuweilen unsere auf das glänzendste charakterisierten Statuen zeigen und welche an unseren Christusstatuen die Formen des nackten Körpers nicht nur einmal geradezu auf klassische Höhe erheben, können wir vermutlich der Wirkung der italienischen Kunst zueignen, (?) welche bei uns seit der Zeit Stefan des Heiligen stets bedeutender, für die Entwickelung unserer Kunst stets segensreicher gewesen ist, als die deutsche. (?) Es läßt sich nicht leugnen, daß besonders im 15. Jahrhundert deutsche Bildhauer und Maler im Verlauf ihrer Wanderschaft zahlreich in unseren oberungarischen Städten vorkommen. Einer und der andere von ihnen läßt sich auch nieder, aber wir haben auch im 14. Jahrhundert unsere eigenen Meister gehabt, welche gleich den Brüdern von Klausenburg auch im Ausland ihrer in Ungarn erworbenen Kunst Ehre erwarben. So ist Meister Stefan, der bis zum Tode Ludwigs des Großen in Ofen arbeitete, am Ende des 14. Jahrhunderts Sticker, Maler, zugleich Kämmerer des französischen Königshofes gewesen. Im 15. Jahrhundert wandert der Goldschmied Anton Ajtósi, der Vater Dürers, aus dem Bekescher Komitat nach Nürnberg aus, wo er durch seine Frau das Bürgerrecht erhielt. Ebenso gewiß ist es, daß Veit Stoß, der hervorragendste Holzschnitzer der Deutschen, in Siebenbürgen geboren ist und es ist nicht ausgeschlossen, daß er in Ungarn seine künstlerische Ausbildung erwarb, mit der er in der Fremde zu so großem Ruhm gelangte."[1] Unter den Malern, die

[1] Daß Veit Stoß in Siebenbürgen geboren wurde, ist eine Vermutung, für die der Beweis noch aussteht. Allerdings sagt auch Loßnitzer (a. a. O., S. 163) „Ist es erlaubt aus dem Wohnsitz der Nachkommen auf die Herkunft der Familie zu schließen, so kommen meiner Meinung neben Franken nur die siebenbürgischen Städte in Frage. Gewißheit werden wir ja über diesen Punkt kaum erlangen können."

schon im 15. Jahrhundert in Kaschau wirkten, wird 1465 Johann von Köln genannt. Divald vertritt die Ansicht, daß der Kaschauer Altar nach einer ungarischen Vorlage gemalt worden ist, worauf die Tracht und einzelne Typen hinweisen, daß aber trotzdem aus der Pinselführung und aus der Farbengebung geschlossen werden muß, daß der Meister dieses Werkes „entweder aus Deutschland zu uns gekommen ist oder aber, daß er auf seiner Wanderschaft lange Zeit dort zugebracht hat."

Bei den engen Beziehungen, die zwischen den siebenbürgischen Fürsten und den sächsischen Handwerkern und Künstlern bestanden, ist das Verzeichnis des Schatzes des Fürsten Michael Apafi eine dankenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse auf dem kultur- und kunstgeschichtlichen Gebiete des 17. Jahrhunderts. Von dem in dem Fogarascher Kastell aufbewahrten Fürstenschatz besitzen wir ein Verzeichnis, das Ludwig Thallóczy seinem Inhalte nach mitgeteilt hat.[1] Die Fogarascher Schatzkammer bestand aus sieben Sälen, die Wertstücke waren in 52 Laden und Schränken untergebracht. In der ersten und zweiten Lade befand sich die Frauenkleidung, ungefähr 40 Stück: Mäntel, Mente, Kopftücher und Unterkleider. Sehr beliebt war der Samt, der in den verschiedensten Farben getragen wurde. Er war entweder glatt oder doppelt, zum Teil mit Gold- und Silberfäden benäht. Pelzwerk stand in hohem Ansehen. An Spitzen wurden französische, aus Silber oder Gold geknüpfte oder gekräuselte getragen. Dem Schmuck nach waren die Kleider: ungarisch, französisch oder polnisch. Die Kopftücher waren mit Perlen und Gold- und Silberspitzen geschmückt, auch fehlte nicht eine Perücke (hajból csinált egész fej). Das teuerste Stück unter den Frauengewändern war ein Rock (szoknya) im Schätzwert von 1500 fl.

Die Schränke 2—7 mit den Pferdegeschirren, dem Riem- und Sattelzeug, den Stöcken, Peitschen und Geißeln und mit den Kleidern des Fürsten füllten den zweiten Saal. Der Charakter des Pferdegeschirrs war ausgesprochen türkisch, die Sättel waren türkisch-tartarisch, nur von den Soldaten wurden sogenannte ungarische Holzsättel verwendet. Die Prunksteigbügel waren vergoldet oder versilbert mit breiten Stegen, also ebenfalls von türkischer Form. Das mit Riemenfransen versehene, aus rotem und gelbem Leder verfertigte Riemzeug stellten die Hofriemer her. Da in den Ställen des Fürsten ständig 97 Reitpferde standen, so läßt sich die Masse des benötigten Riemzeugs ermessen. Besonders

[1] Thallóczy Lajos: Apafi Mihály fogarasi kincstára. Archäologiai Értesitő XII. (1878) S. 137 ff.

prunkhaft waren die mit dem vereinigten siebenbürger und Apafi-wappen geschmückten Satteldecken.

Im Inventar nimmt die Aufzählung der Kleider des Fürsten einen großen Raum ein; sie werden ohne jede Ordnung aufgeführt. An Kappen trug der Fürst zweierlei Formen. Die eine war die sogenannte Kosakenpelzmütze, die der Fürst nach dem Zeugnis Apors mit Vorliebe trug, und die andere die gewöhnliche verbrämte Mütze. Sie waren bald aus Sammet, bald aus englischem Tuch. Auf den meisten befand sich eine Agraffe (forgó) mit Steinen, Perlen und Federgesteck. Das Mente war aus Sammet, mit Goldfäden ausgenäht, mit Marder oder Luchs verbrämt, teilweise mit und teilweise ohne Kragen hergestellt. Die Knöpfe der Prunkmente waren mit Steinen, Diamanten oder Rubinen versehen,[1] die Knopfschlingen waren aus Gold- und Silberfäden gewirkt. Das lange mit Knöpfen und Schnüren ausgestattete Mente nannte man boér mente.[2]

Wie groß der türkische Einfluß auf die Magnatentracht jener Zeit gewesen ist, erhellt aus dem Umstande, daß 40 türkische, in Siebenbürgen hergestellte Mäntel („török palás") erwähnt werden, dazu 15 Paar weite Beinkleider. Der Stoff des Dolmans ist Granattuch, englisches und Atlastuch, mit Goldfäden durchwirkt. Einen Bestandteil der Tracht bildet der Gürtel. Das Beinkleid ist aus scharlachfarbigem oder englischem Tuch verfertigt, die Verschnürung aus goldenen oder silbernen Fäden.

Die Juchtenstiefel werden in Gelb und Rot getragen, doch werden in dem Verzeichnisse des öfteren auch gelbe Saffianstiefel erwähnt. Die Sporen sind aus reinem Gold oder Silber oder aus Email verfertigt. Ein integrierendes Stück der Tracht bildet der Stock aus Rohr oder Ebenholz mit einem goldenen oder silbernen Knopf.

Der achte Schrank barg Messer, Uhren und verschiedene Bijouterien, der neunte Tiger- und Panterfelle. Der zehnte bis fünfzehnte Schrank enthielt das armarium, die Waffensammlung des Fürsten. Der sechzehnte bis siebenunddreißigste Schrank des dritten Zimmers war mit Büchern, Werkzeugen, Hausbedarf aller Art, Teppichen, Stickereien und spanischen Wänden gefüllt. In den letzten fünfzehn Schränken war Schmuck und kostbares Tafelgerät aufgehäuft. Das vierte und fünfte Zimmer diente zur Aufbewahrung von Möbeln aus Eben-, Birn- und Nußholz, von Tischen, Wandschränken, Geschirrkästen (pohárszék), Betten und — als

---

[1] Die Malmkroger Grabfunde enthielten eine größere Reihe solcher Knöpfe. Sie sind dem Siebenbürgischen Museum in Klausenburg einverleibt worden.

[2] Das Wort boer ist wahrscheinlich mit bojár (= wallachischer Edelmann) identisch.

Rumpelkammer. Der Schätzwert des ganzen fürstlichen Schatzes, soweit er in Fogarasch aufbewahrt wurde, belief sich auf 24,883 fl. 89 Denare, eine Summe, die dem heutigen Geldwert entsprechend gewiß nicht klein genannt werden kann.

In diesem Zusammenhang sei auch des Testamentes des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen Erwähnung getan, dessen zweiter Teil für die Geschichte des heimischen Kunstgewerbes eine Fülle von Daten enthält. In den einzelnen Punkten wird der Besitzstand des Fürsten an Kostbarkeiten aller Art, an Kannen und Pokalen, Schüsseln und Tellern, Prunkgewändern, Sätteln und Zäumen Stück für Stück aufgeführt, so daß wir ein genaues Bild der fürstlichen Schatzkammer erhalten.[1]

II.

Architektur.

Die siebenbürgischen Architekturdenkmäler haben die Forschung in den letzten sechzig Jahren ununterbrochen in Atem erhalten. Wir verfügen heute über eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Darstellungen, die zum Teil die ganze Entwickelung, zum Teil nur einzelne Gruppen und Bauwerke bearbeitet haben. Was uns aber heute noch immer fehlt, ist die möglichst lückenlose Aufnahme der Grundrisse und der Details durch eine fachmännische Kraft.

Wie groß das Material ist, geht auch aus den im Nachstehenden skizzierten Arbeiten in magyarischer Sprache hervor.

Einen kurzen Aufsatz über eines der bedeutendsten kirchlichen Bauwerke in Siebenbürgen, den Karlsburger Dom, hat Emerich Henßlmann geliefert.[2] Wir geben den Gedankengang der Arbeit kurz wieder:

Der Karlsburger Dom gehört zu den prächtigsten Kirchen Ungarns und ist unter den mittelalterlichen Kirchen zugleich die größte, denn die Gesamtlänge beträgt nicht weniger als siebeneinhalb Mittelschiffbreiten. Wie bedeutsam diese Ausmaße sind, mag daraus hervorgehen, daß auch

---

[1] Koncz József: Bethlen Gábor erdélyi fejedelem végrendelete. Közölte és jegyzetekkel kisérte . . . Marosvásárhelyt 1878. — Vgl. die Anzeige von Deák Farkas im Archäologiai Értesítő XII. (1878) S. 180 f.

[2] s. Dr. Henszlmann Imre: A gyulafehérvári székes-egyház. Archäologiai Értesítő X. (1876) S. 37 ff. — Vgl. noch Archäologiai Értesítő II. (1869) S. 3 f. und 141 ff. — Friedrich Müller: Die kirchliche Baukunst des romanischen Styles in Siebenbürgen. Jahrbuch der k. k. C. C. III. (1859) S. 149 ff.

bei den größten Kirchen das Längemaß sich nicht über mehr als fünfundeinhalb Mittelschiffbreiten erstreckt. Außerdem besitzt der Karlsburger Dom, was in Ungarn eine Seltenheit ist, ein Kreuzschiff.[1] Von Osten nach Westen gemessen ist er zweimal, und von Norden nach Süden gemessen dreimal so breit als das Mittelschiff.

Eine Seltenheit innerhalb der ungarländischen, besonders auch der gotischen Architektur bilden die hier vorkommenden systematisch gestalteten Pfeilerschäfte. Das Kreuzschiff zerfällt wieder in drei Abteilungen „man kann sagen, es teilt sich wieder in kleinere Kreuzschiffe: Das östliche ist ebenso lang von Osten nach Westen, wie die beiden westlichen zusammen genommen." Die Vierung besitzt überraschend regelmäßige Pfeiler. Sie trugen ursprünglich einen Vierungsturm, dessen Reste noch heute unter dem Kirchendach sichtbar sind. Er ging aus dem Viereck in das Achteck über und ist auch dadurch beachtenswert, daß er eines der wenigen Beispiele für den Vierungsturm in Ungarn bildet. Daß es außer ihm, wie Henßlmann sagt, kein zweites Exemplar im Lande gibt, entspricht den Tatsachen nicht, denn sowohl die romanische Kirche in Neppendorf, als auch die im Übergangsstil aufgeführte Kirche in Tartlau bei Kronstadt besitzen Vierungstürme.

„Von den großen Vierungspfeilern nach Westen zu befinden sich drei gleiche Abteilungen (travée), deren eine noch zu dem merklich hervorspringenden Kreuzschiff, die übrigen aber zu dem Langschiff gehören. In der Mitte dieser drei Abteilungen steht ein kleiner Pfeiler und so sind die drei Abteilungen in sechs weitere geteilt, woraus folgt, daß in dem Mittelschiff immer zwei, in den Seitenschiffen je eine kleinere Abteilung ihr eigenes Gewölbe besitzen; diese Gewölbe sind überall vollkommene Quadrate, was die vorteilhafteste Aufteilung bildet und beweist, daß für die Kirche schon ursprünglich die Einwölbung geplant war.[2] Diese systematische Aufteilung stammte aus Frankreich, und der Karlsburger Dom ist das einzige erhaltene Beispiel hiefür. Parallel mit diesem System geht das System der Pfeiler, von denen die größeren mit ihren vier Diensten (feloszlop) und ihren diagonalen kleineren Rippenträgern vollkommen den Archivolten, Gurten und Diagonalrippen der Gewölbe entsprechen."

---

[1] Als Kreuzschiffkirchen sind angelegt worden Neppendorf, Skt. Bartholomä in Kronstadt, die Marienkirche in Hermannstadt, die Kirchen in Scharosch bei Elisabethstadt und Groß-Schenk.

[2] Wir haben es demnach bei dem Karlsburger Dom mit dem gebundenen quadratischen System zu tun.

Für die überaus sorgfältige Grundrißlösung zeugt auch die zwischen den Zwillingstürmen gelegene Halle,[1] deren Länge genau der Breite des Mittelschiffes entspricht. Als die alte romanische Apsis noch stand, betrug die Gesamtlänge des Domes mit Einschluß der Halle sechs und eine halbe, ohne sie fünf und eine halbe Mittelschiffbreiten.

Von den Türmen ist nur der südliche ausgebaut.[2] Sein Grundriß weist ein längliches, der nördliche ein regelmäßiges Quadrat auf. Das jetzige Chor ist „in späterer Zeit" aufgebaut worden. Es wurde verlängert und mit fünf aus dem Zehneck genommenen Seiten geschlossen. Die Apsiden des Kreuzschiffes haben sich erhalten, obwohl die südöstliche in das Treppenhaus der jetzigen Sakristei eingebaut wurde.

Dem in das nördliche Seitenschiff führenden Portal ist eine Renaissance-Vorhalle vorgebaut worden. Ebenso ist der spätere Chorschluß erneuert worden und die nördliche Mauer mit zwei Stützbogen gesichert worden.

In den folgenden Abschnitten beschäftigt sich Henßlmann ganz kurz mit den Bemerkungen Stornos und Schulcz's und eingehender mit der Arbeit Friedrich Müllers über den Karlsburger Dom, auf Grund deren er sich über die Entstehung des Bauwerkes äußert. Die Kirche ist, da sie schon 1287 abbrannte, früher entstanden, doch läßt sich ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr erkennen. „Indessen gestattet es die Gesetzmäßigkeit des . . . . Grundrisses kaum, die Entstehung der Kirche auf eine frühere Zeit zu verlegen, als auf die Mitte des 13. Jahrhunderts, vielleicht in die dem Mongoleneinfall unmittelbar folgenden Jahre, was um so wahrscheinlicher wird, als die architektonischen Schmuckstücke des Karlsburger Doms den Ornamenten der Jaker Kirche, von der wir wissen, daß sie 1256 geweiht wurde, analog sind.

In Frankreich kam der gotische Stil schon seit 1140 in Aufnahme; aber in Ungarn bildet die Grenze zwischen dem romanischen Stil oder (sic!) Übergangsstil und der Gotik der Mongoleneinfall, aber dennoch nicht so strenge, daß nach dem Mongoleneinfall nicht im Übergangsstil gebaut worden wäre. Ein Beispiel dieser Ausnahme ist die fest datierte Jaker Kirche, ein zweites wahrscheinlich der Karlsburger Dom." Auch Henßlmann akzeptiert die Ansicht, daß das jetzige Chor

[1] Diese Halle ist nichts anders als ein Gewölbejoch des Mittelschiffes. Daraus folgt, daß die Fassade niemals fertig geworden ist und daß die Türme nicht in der Flucht der Front liegen sollten. Der Bau des Doms ist nicht vollendet worden, weshalb auch die Maßangaben mit Zugrundelegung der Mittelschiffbreiten weitere Schlüsse nicht zulassen.

[2] Der nördliche Turm ist zerstört worden.

1753 aufgeführt worden ist, und zwar, wie Müller meint, nach dem Muster des alten gotischen Chors, das wahrscheinlich im 15. Jahrhundert an Stelle der ursprünglichen romanischen Apsis getreten ist. Die Leibungen und Maßwerke sollen ungenügende Nachahmungen sein.

Das westliche Hauptportal öffnet sich in der ganzen Breite und beinahe auch in der ganzen Höhe des Mittelschiffes gegen die Vorhalle. Es ist im gotischen Stil gehalten, die Details der Halbsäulen und der Archivolte aber weisen die Formen des Übergangsstils auf. Das Fenster über dem Hauptportal ist spitzbogig, stammt aber aus jüngerer Zeit. Der Vorhalle des Karlsburger Domes gleicht die riesige Vorhalle der Kaschauer Michael-Kapelle. Hier erhebt sich auf der Archivolte die Vordermauer eines Türmchens. An dem nördlichen Turm wechseln romanische Formelemente mit gotischen. „An dem südlichen ausgebauten Turm ist der Säge-Fries (fűrész-fries) schon verschwunden, auch hier sind, wie an dem nördlichen, wenn auch schwächere und nicht genügend hoch sich erhebende Eckpfeiler, aber die Fenster schließen abwechselnd im Rund- und im Spitzbogen und, was bei diesem hohen Turm noch auffallender ist, die Gliederung des gotischen Turmsystems ist noch nicht angewendet, demgemäß die Abteilungen regelmäßig um so höher wachsen, je höher sie stehen. Hingegen ist der Turm, wenn man seine Fenster zählt, im Sinne der älteren romanischen Gewohnheit in acht niedere Stockwerke so eingeteilt, daß sich zwischen den Stockwerken überall ein bald niederere, bald höhere gotische Spitzbogen aufweisendes Gesimse dahinzieht. Die Turmarchitektur zeigt sich daher hier noch nicht in dem Glanze, den das Ausland damals schon erreicht hatte."

Das Portal auf der Südseite, in dessen Tympanon das von Éber[1] behandelte Relief sich befindet, weist Henßlmann wohl mit Unrecht dem „Übergangsstil" zu. Es ist rein romanisch. Den Inhalt des Reliefs ist der Verfasser geneigt, als die von dem Gewöhnlichen abweichende Darstellung der Transfiguration anzusehen.

Am meisten hat die Südfassade des Kreuzschiffes gelitten. Das ursprüngliche Rosenfenster ist zugemauert und in seinen Kreis die Spitze eines Langfensters hineingelegt worden. Während die südliche Kreuzschiffapsis, wie gesagt, verbaut wurde, hat sich die nördliche in idealer Unversehrtheit erhalten. „Zierliche Halbsäulen im Übergangsstil tragen ein sehr reiches „Kronengesimse" (korona-párkányzat), welches ein aus Pflanzenmotiven bestehendes prächtiges Stabwerk (pálczatag) und über

[1] Vgl. Erdélyi szobrászati emlékek. a. a. O., S. 172 — Vgl. noch die Abbildung in Magyarország Műemlékei I. S. 129.

einem aus Halbkreisen zusammengesetzten Fries größeren Ausmaßes eine zierlich geschwungene Schlußgliederung (végtagozat) zeigt.[1] . . . Ähnliche, d. h. im romanischen Stil gehaltene Reliefs sind in die nördliche Außenmauer des Kreuzschiffes eingemauert, welche wahrscheinlich aus den älteren Teilen der Kirche, gelegentlich der 1287 erfolgten Höherführung der Kirche hieher gelangt sein können."[2]

Über die Vorhalle auf der Nordseite des Domes, die auch nach Henßlmann 1512 durch Johann Lazunus »pro sua et benemerentium salute« erbaut wurde, ist weiter unten näheres zu sagen. Daß sie nicht als „zopfig" angesehen werden darf, wie Müller sie genannt hat, bedarf keiner näheren Begründung.

Beachtung verdienen zwei im Innern des Chors eingemauerte Reliefs, jedes mit der Darstellung des hlg. Michael mit dem Drachen.[3] Henßlmann reiht sie ihrem Werte nach unter die erstklassigen Werke der romanischen Periode auch des Auslandes ein. Überaus kostbar sind auch die Kapitäle der Kirche, die, was Genauigkeit und Feinheit der Ausführung anbelangt, ihresgleichen in Ungarn nur in geringem Maße haben.

Den Schluß des Aufsatzes bildet der Hinweis auf die im Dom aufgestellten „Hunyadi- und Zapolya-Sarkophage".

Die Baugeschichte des Karlsburger Doms hat durch die Untersuchungen Stefan Möllers ein wesentlich anderes Bild erhalten.[4] Wir geben den Gedankengang seiner Ergebnisse kurz wieder:

In Karlsburg existierte schon zur Zeit Stefan des Heiligen eine Kathedrale, über die wir zur Stunde nichts Genaueres wissen, doch hat sich von ihr ein Stein mit einem Relief erhalten, der gegenwärtig im Innern des Doms über dem südlichen Portal eingemauert ist. Die neue Kirche wich von der ersten Basilika vollständig ab. An der Kirche lassen sich mehrere Bauperioden unterscheiden. Die erste Bauperiode begann am Ende des 12. und reichte bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurde die Kathedrale von französischen Baumeistern vollständig hergestellt. Der Mongoleneinfall brachte dem Gebäude schweren Schaden. Die Schiffe stürzten ein, der Vierungsturm wurde zerstört, die Mauern bewegt, aber immerhin blieben noch große Teile der Kirche erhalten. Unmittelbar nach dem Tartareneinfall wurde die Kirche reno-

[1] s. die Abbildung 13 bei Müller a. a. O.

[2] s. die Abbildung 14 bei Müller mit der Darstellung zweier Apostel a. a. O.

[3] s. die Abbildung des einen dieser Reliefs bei Beöthy Zsolt a. a. O., II. S. 545.

[4] Möller István: Építészeti emlékek Hunyádi János idejéből. Magyarország Műemlékei. I. (1905) S. 123 ff.

viert, der Vierungsturm aber nicht wieder aufgebaut. Diese Restaurierungsarbeiten wurden ebenfalls von Franzosen durchgeführt, die schon Strebepfeiler anwendeten und in der Beherrschung der Formen auf einer höheren Stufe standen als die ersten Erbauer. Dem Brande von 1277 fielen hauptsächlich die südlichen und südwestlichen Teile zum Opfer, doch schritt man sofort an die Erneuerung des Domes. Sie vollzog sich im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts und umfaßt die dritte Bauperiode der Kirche. Sie ist vor allem dadurch charakterisiert, daß die streng konstruktive Richtung zugunsten einer freieren künstlerischen Auffassung der Skulpturen verlassen wurde. Neben französischen Meistern wirkte damals gleichzeitig auch der Meister einer deutschen Schule. Seine schweren Kapitäle sind neben den feiner und leichter empfundenen Arbeiten der Franzosen unschwer zu erkennen.

Die Meisterzeichen der Steinmetze aller drei Perioden sind reichlich vorhanden und sie belehren uns darüber, daß die einzelnen am Karlsburger Dom tätigen Meister auch an anderen Bauten des Landes beschäftigt waren. So ist Villard de Honnecourt mit zwei Schülern in Karlsburg und mit drei andern Schülern in Jak, Sankt-Gotthard und Leka tätig gewesen. Wir finden in Karlsburg auch das Meisterzeichen eines Steinmetzen, der zuerst an der Lekaer Burg gearbeitet hat und nach dem Tartareneinfall die Jaker Kirche wieder herstellte. Von Leka sind weitere zwei Meister nach Karlsburg gelangt.

Für die Ausgestaltung des Domes war die großzügige Bautätigkeit des Bischofs Andreas Szécsy 1319—1356 von größter Bedeutung. Er ließ das Hauptschiff neu einwölben, erneuerte auch andere Gewölbe, ließ die sogenannte Szécsykapelle abermals einwölben, baute die Giebelmauer des nördlichen Kreuzschiffes zum drittenmal auf, riß die aus dem 13. Jahrhundert stammende Hauptapsis nieder und führte das aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende noch heute vorhandene Chor auf. Dieses schloß nach dem Gebrauche des 14. Jahrhunderts mit fünf Seiten des Zehnecks. Im Innern des Chors haben sich nicht nur die in den Winkeln sich erhebenden dreifachen Wandsäulen und die aus den Profilen der Fensterleibungen entwickelten Säulen, sondern auch ein großer Teil des alten Bewurfes erhalten. Desgleichen ist das Gewölbe des Chors unversehrt auf uns gekommen. Da sich außerdem das ganze Hauptgesimse mit seiner interessanten Skulptur und darunter mehrere Bewurfsschichten in ursprünglicher Gestalt vorfinden, so ist damit das Maß gegeben, mit dem der Bauanteil des Bischofs Sigismund Stoyka zu messen ist. Er hat nämlich 1753 das Chor nicht von Grund auf erneuert, wie die

Inschrift im Inneren des Domes besagt, sondern nur die äußeren Strebepfeiler renoviert, die Außenmauer mit Steinen frisch verkleidet (uj kőburkolás), im Inneren einige Steine ausgewechselt, die Basen der Wandsäulen erneuert und sonst noch belanglose Reparaturen durchgeführt. Die Patina der alten Steine sticht von der der neuen Steine merklich ab, so daß die jüngeren Zutaten mit Leichtigkeit zu erkennen sind. Die Profile der neuen Gesimse, die im alten Stil hergestellt werden sollten, sind zu barocken Formen entartet. Die Maßwerke der Fenster sind im Anschluß an die alten erneuert worden.

Die fünfte Bauperiode vollzog sich durch Johannes Hunyadi, der das stark beschädigte Gebäude zur Erinnerung an seine Türkensiege wiederherstellte. Damals ging man mit großer Schonung der alten Teile vor. Die Risse auf der Nordseite des Kreuzschiffes stammen noch aus dem 13. Jahrhundert, aus der Zeit des Mongoleneinfalles „und sind so zu erklären, daß der der Berechnung nach 1,400.000 Kilogramm schwere Glockenturm eine Zeitlang noch stehen konnte, als infolge des Brandes der Dächer die Giebelmauern, die Gesimse und die als Gegengewicht des Druckes aufgeführten Ergänzungsmauern schon in Trümmer gesunken waren." Auf diese Art mußten die Mauern des Kreuzschiffes, da sie der zur Erhaltung des statischen Gleichgewichtes notwendigen Belastung beraubt wurden, sich nach außen neigen. Die Erneuerungen nach dem Tartareneinfall nahmen darauf keine Rücksicht, deshalb sicherte Johannes Hunyadi die Nordmauer des Kreuzschiffes durch zwei mächtige Strebepfeiler, während die entgegengesetzte Seite in ihrem Zustand belassen wurde. So erklärt es sich, daß die Ausbiegung eine Neigung von 225 mm erreichen konnte, ein Umstand, der Veranlassung bot, die gegenwärtig im Zuge befindliche Restaurierung an diesem Punkte einsetzen zu lassen.

Die Vorhalle auf der Nordseite wurde im 13. Jahrhundert während der zweiten Bauperiode errichtet und zwar zur Zeit der Restauration, die durch den Tartareneinfall nötig geworden war. Noch haben sich davon die Umfassungsmauern und schmale rundbogige Fenster erhalten. Unter dem Bischof Ladislaus Geréb wurde diese Vorhalle am Ende des 15. Jahrhunderts durch einen Meister von starkem Können mit einem gotischen Gewölbe eingedeckt. Im Jahre 1512 besorgte Johann Lázó (Láßai) durch einen italienischen Renaissance-Meister die Wiederherstellung und Umgestaltung dieser Vorhalle. „Neben dem vollständig neuen Stil verrät auch der Steinverband jeden neuen Stein, den man nach sorgfältiger Bearbeitung in die alte Mauer einsetzte. So bilden die Eckpfeiler, das Eingangsportal und sein Aufbau, das Hauptgesimse,

das in die Kirche sich öffnende innere Portal, und jedes Stück, das Renaissancecharakter besitzt, mit den schön gearbeiteten Wappen und prächtigen Plastiken in vollkommener Ausführung ebensoviele Meisterwerke und legen von dem sechsten Erbauer der Kathedrale Zeugnis ab."

Unmittelbar nach Lázó stellte der Bischof Franz Várdai durch einen italienischen Baumeister die Széchykapelle her, erneuerte das Hauptgesimse derselben und ließ die zum Sängerchor führende Treppe aufstellen. Ungewiß ist es, ob Széchy oder Várdai die Nordmauer der Széchykapelle nach außen gerückt hat. Die Hausteine, die dabei verwendet wurden, sind noch im 13. Jahrhundert bearbeitet worden. Die Fenster hat Széchy vergrößern und einsetzen lassen.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts ließ Gabriel Bethlen am Dom Wiederherstellungsarbeiten vornehmen. Damals erhielt das Hauptgesimse des südwestlichen Turmes seine Ausgestaltung im Sinne der italienischen Renaissance. Unter Karl III. führte zu Beginn des 18. Jahrhunderts der italienische Meister Visconti über dem westlichen großen Bogen im Barockstil eine neue Giebelmauer auf. Ebenfalls im 18. Jahrhundert läßt die Familie Csiszár die Umfriedigung des Westportals und die in die nördliche Vorhalle führende äußere Treppe im späten Barock herstellen. Nach Dr. Ujfalusi wurde 1730 die Sakristei durch den Großpropst Martin Demeter aufgebaut. Diese Sakristei ist, da sie keinen Kunstwert besaß und die Architektur des 14. Jahrhunderts verdeckte, abgetragen worden. Unter dem Bischof Ludwig Haynald wurde das Innere der Kirche von der alten Tünche gesäubert. „Diese Arbeit wurde, obgleich mit großer Opferwilligkeit, aber bedauerlicher Weise in einer solchen Zeit beendet, in der die mittelalterliche Stilkenntnis bei uns noch stagnierte und man auch lange nachher noch selbst mit den Grundbegriffen der Restaurierung nicht im Reinen war.

Mit den von der Schichte der Jahrhunderte überzogenen und Ehrfurcht gebietenden Steinen verfuhr man in roher Weise, meißelte ihre Patina samt den Meisterzeichen ab und trieb die alten Steine im Gegensatz zu der Bearbeitungsart der Alten mit vollständiger Unvertrautheit in grober Art ab.

Mögen die unter dem Titel der Restauration hier wie auch sonst ebenso im Reich wie im Ausland begangenen schweren Versündigungen als mahnendes Beispiel bei der Aufstellung jener Prinzipien des Vorgangs dienen, die bei Wiederherstellungen zu befolgen sind.

Heute muß jener Grundsatz zur Anwendung gelangen, daß die an den Kunstdenkmälern sich zeigenden, Kunstwert besitzenden gesamten

Perioden in Ehren gehalten und auf geschichtlicher Grundlage in ihrem eigenen Charakter und in strenger Zeittreue (korhűség) belassen werden. Möge sich die Restaurierung nur auf die unbedingt notwendige Materialauswechslung beschränken, möge sie Sicherungscharakter haben und möge jeder einzelne Stein, der noch tragfähig ist, an seinem Platze bleiben, in seiner Form und in seiner Patina."

Zur Geschichte des Karlsburger Doms hat auch Bunyitay einen dankenswerten Beitrag geliefert,[1] der freilich, wie aus Möllers Ausführungen hervorgeht, in baugeschichtlicher Hinsicht zu falschen Schlüssen gelangt. In einer Monographie über die jüngeren Teile des Domes sucht er den Nachweis zu führen, daß die im Stile der italienischen Renaissance gehaltene Eingangshalle und die Pforte auf der Nordseite auf Veranlassung des in Rom lebenden Karlsburger Kanonikus Lazoynus (Lászai) im Jahr 1512 hergestellt wurde. Der Verfasser bespricht die Inschrift auf dem Torbau, erklärt die Wappen und gibt Daten zur Lebensgeschichte des Stifters dieser Bauteile, die um so bemerkenswerter sind, als sich bedeutende Denkmäler der italienischen Renaissance nur in verschwindendem Ausmaße in Ungarn erhalten haben. Nebst der Bakacskapelle in Gran ist gerade das Karlsburger Portal mit der davor liegenden Portalhalle an erster Stelle zu nennen. Dem Verständnis der Abhandlung dienen drei Bildbeilagen. Zu den Ausführungen Bunyitay's muß nun bemerkt werden, daß die Vorhalle eine rein romanische Anlage ist, die teilweise von Láßai im Sinne der Renaissance umgeformt wurde. Die romanischen Fenster und die im Innenraum der Vorhalle eingemeißelten Weihekreuze lassen über das Alter und den Stilcharakter der Eingangshalle keinen Zweifel aufkommen. Wie die auf der Südseite des Doms herabgeschlagenen Bogenfriese vermuten lassen, scheint Láßai den bedauernswerten Ehrgeiz besessen zu haben, den Dom in den Formen der Renaissance umzugestalten.[2]

Die Arbeit von Groß und Kühlbrandt über „Die Rosenauer Burg"[3] wird von Gohl ausführlich und anerkennend angezeigt und eine genaue Inhaltsangabe des Werkes mitgeteilt.[4]

Nicht unwichtig für die Baugeschichte der romanischen Kirche in Mönchsdorf ist das Gutachten E. Henßlmanns, das er über die Restau-

---

[1] Bunyitay Vincze: A gyulafehérvári székesegyház késöbbi részei s egy magyar humanista (1893). — Vgl. Archäologiai Értesitö XIII. (1893) S. 276 f.

[2] Die Richtigstellung des Anteils Láßais an der Baugeschichte des Karlsburger Doms ist Stefan Möller zu verdanken. f. S. 560 f.

[3] J. Groß und E. Kühlbrandt: Die Rosenauer Burg. Wien 1896.

[4] Vgl. Archäologiai Értesitö XVI. (1896) S. 169 ff.

rierung dieser Kirche abgegeben hat.[1] Der Verfasser des Referates nimmt mehrfach auf Fr. Müllers Aufsatz im Jahrbuch der k. k. Zentralkommission 1859 Bezug. Das Gutachten ist besonders deshalb wertvoll, weil der Bauzustand des Gebäudes vor der Wiederherstellung fixiert erscheint. Dem Gutachten selbst geht das Gesuch voraus, das in Sachen der Mönchsdorfer Kirchenrestaurierung dem Kultus- und Unterrichtsminister unterbreitet wurde.

Dem Interesse, das der Landeschefgeologe Oberbergrat Julius Halaváts der siebenbürgisch-sächsischen Kultur- und Kunstgeschichte entgegenbringt, verdanken wir die Aufnahme und Beschreibung einer größeren Reihe von Architekturdenkmälern.

Aus einem kleineren mit einem Grundriß und zwei Abbildungen ausgestatteten Aufsatz Halaváts' über die Denkmäler aus dem Mühlbächer Umkreis[2] sei das Nachstehende hervorgehoben:

Die Kápolnáer Burgruine erhebt sich auf dem am Ufer des Mühlbachflusses gelegenen Cseteczberg. Die Mauerreste waren aus Gneisbruchsteinen erbaut, doch finden sich behauene Steine darunter, die möglicherweise in den Toren und Fensterumrahmungen Verwendung gefunden hatten. Diese Hausteine sind von weither herbeigeschafft worden, da sich diese Gesteinsgattung (lajtamész) in dieser Gegend nicht vorfindet. Die Burg gehört der von Téglás als dakisch bezeichneten Burgengruppe von Neu-Gredistye an, zu der noch die Burgen von Koztesd und Csoklovina gerechnet werden. Die in der Burg vorgefundenen Münzen sind zumeist römische Konsularmünzen aus dem 1. Jahrhundert vor Christus, doch fanden sich auch einige Kaiserdenare aus dem 1. Jahrhundert nach Christus (Nerva). Die Lazer Erdburg ist eine prähistorische elliptische Befestigung mit Erdschanzen, 55 Schritte lang und 35 Schritte breit.

Von der Szászcsorer Burg gibt Halaváts eine eingehende Beschreibung, und stellt die historischen Daten aus Baumanns[3] und Fr. Teutschs Arbeiten[4] zusammen. Szászcsor selbst hat niemals zum Königsboden, sondern zur Unterweißenburger Gespanschaft gehört. Der Ansicht, daß diese Burg ein Bau der Gräfen Petrus von Petersdorf

[1] Henszlmann Imre: Vélemény a harinai templom restauratiojáról. Archäologiai Értesítő V. (1871) S. 120 ff. — Vgl. noch ebenda. S. 93 und S. 103.

[2] Halaváts Gyula úti jegyzetei Szászsebes környékéről. Archäologiai Értesítő XXVI. (1906) S. 355 ff.

[3] Ferd. Baumann: Zur Geschichte von Mühlbach. (Programm des evang. Gymnasiums in Mühlbach) 1881/1882; 1888/1889.

[4] Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins IX. (1889) S. 76 ff.

sei, wird nicht widersprochen. Verfasser hält es für wahrscheinlich, daß die Ósebeshelyer Burg, südlich von Broos gelegen, gleichzeitig mit der Szászcsorer errichtet wurde. Die Petersdorfer Burgruine mit dem von der romanischen Kirche allein übrig gebliebenen Turm in der Mitte der kreisförmigen Umfassungsmauer, an deren südwestlicher Seite noch die Spuren einer viereckigen Bastei zu erblicken sind, ist offenbar, was Halaváts nicht hervorhebt, ein sächsisches Kirchenkastell gewesen. Der Verfasser äußert sich darüber nicht, welcher Zeit die Befestigung der Kirche angehört. Die Zwillingsfenster des Kirchturmes gleichen den Fenstern des Mühlbächer Turmes. Bei der Besprechung der romanischen Basilika in Deutschpien wird übersehen, daß diese Kirche 1798 nur renoviert und nicht „neu aufgebaut" worden ist. Die alten Arkadenbogen sind bei dieser Adaptierung erhalten geblieben, die Seitenschiffe bis auf die Fundamente abgetragen worden. Die Glocke mit der Inschrift: maria bit dein Kint vor uns wurde 1896 umgegossen.[1]

Die Kirchengemeinde besitzt eine 24 cm hohe Zinnkanne mit gravierten Pflanzenornamenten und der Aufschrift: ZUR EHRE GOTES | UND ZUM GEBRAUCH | DER CHRIST EVAN | GELISCHEN KIRCH | IN GROSS PIANA ZU GEHÖRIGE | 17. KANNE. 57. |

Die Ausführungen über die Mühlbächer Kirche geben wir, da einige Irrtümer der Richtigstellung bedürfen, wörtlich wieder: „Auf dem umfangreichen Hauptplatz steht die einstmals mit Mauern umgebene wertvolle und schöne Kirche, eines der wohl bekannten Kunstdenkmäler unseres Vaterlandes, die schon eine große Literatur besitzt.[2] Ihr Turm und ihr Mittelschiff ist ein einfacheres Bauwerk des romanischen Stils, ihre Seitenschiffe ein Zubau der späteren Gotik.[3] Das um ein gutes Stück als das Schiff höhere gotische Chor gehört mit seinen Säulen und Strebepfeilern, die mit den unter prächtigen Baldachinen aufgestellten Statuen geschmückt sind, unter die schönsten Bauwerke der Gotik in Siebenbürgen. Das Innere des Chors teilen zehn Pfeiler in drei Schiffe, und wo die aus den mit Pflanzenmotiven geschmückten Kapi-

[1] Vgl. Fr. Müller: Zur älteren siebenbürgischen Glockenkunde. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde IV. (1859) S. 223.

[2] Gerecze Péter: A műemlékek helyrajzi jegyzéke és irodalma. Magyarország műemlékei II. (1906) S. 789.

[3] Die Seitenschiffe des Langhauses sind romanisch, später nochmals überwölbt worden und im 14. Jahrhundert mit den für den Neubau bestimmten Fenstern versehen worden. Vgl. Roth: Baugeschichte S. 59 f. — Die spitzbogigen Fenster des Turmes weisen neben den rundbogigen Zwillingsfenstern ebenso wie die Knospenkapitäle des Portals darauf hin, daß hier schon der Übergangsstil einzuwirken begann.

tälen sich verzweigenden Gewölberippen zusammentreffen, sind auf den Schlußsteinen des mittleren Teiles die den Bau datierenden Schlußsteinwappen sichtbar. Auf einem Schlußstein des Mittelschiffes befindet sich das königliche Wappen unserer aus dem Hause Anjou stammenden Fürsten: Der geteilte Schild, rechts die wagerechten Binden, links die Lilien. Dieses Wappen hat die bisherige Literatur richtig erklärt, aber nicht das auf einem Schlußstein des nördlichen Schiffes befindliche, von dem gesagt wird: es sei „mit allegorischen Figuren bedeckt, auf dem ich aber das aus dem Aachener Schatz und von dem Sarkophag des heiligen Simeon in Zára bekannte Wappen: den aus der Krone sich erhebenden Straußkopf mit dem Hufeisen im Schnabel erkannt habe. Dieses Chor ist also nicht, wie die sächsischen Schriftsteller glauben, in der Zeit der Regierung Karl Roberts, sondern Ludwigs des Großen erbaut worden.[1] In dem Chor steht der kunstvolle Flügelaltar mit seinen Reliefs und innen und außen mit den Ölgemälden auf seinen Flügeln.[2] Nach der auf ihm befindlichen Inschrift ist dieser Altar 1418 entstanden und später öfters erneuert worden. Das Datum seiner Anfertigung ist indessen offenbar falsch,[3] denn der Altar zeigt den Stil der Renaissance, ebenso verzieren Renaissancemotive die den Altartisch tragenden viereckigen Säulen. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß er um hundert Jahre später entstanden ist, um so mehr, weil der auf der linken Seite des unteren Altarteils befindliche Wappenschild nicht das Wappen des Königs Sigismund, sondern das Wappen der aus dem Hause Jagello stammenden Könige ist: der in vier Teile geteilte Schild mit den ungarischen Bändern und dem böhmischen Löwen, im Herzschild mit dem polnischen Adler.[4] Auf der anderen Seite befindet sich an der korrespondierenden Stelle der gekrönte Löwe der Stadt Mühlbach. — Ich würde es für sehr wünschenswert halten, wenn sich irgend jemand unserer Kunsthistoriker mit diesem Kunstdenkmal befassen und die Zeit der Entstehung ins Reine bringen würde.“[5] 1716 ist die Befestigung

---

[1] „Sicher ist nur, das an dem Chor in den letzten Jahren aus dem Hause Anjou (1301—1382) gearbeitet wurde.“ Roth: Baugeschichte S. 58 f. Der letzte König aus dem Hause Anjou war eben Ludwig der Große.

[2] Die Flügel tragen nur auf der Rückseite Ölgemälde.

[3] Darauf ist schon 1903 hingewiesen worden. Vgl. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXII. (1903) S. 45 ff.

[4] Vgl. Ebenda S. 50 und Roth: Plastik. S. 57.

[5] Das ist geschehen. s. die angeführten Arbeiten und vgl. Éber: Erdélyi szobrászati emlékek. Művészet VIII. (1909) S. 177 ff.

der südöstlichen Ecke des Kirchenkastells zu einem Wohngebäude umgebaut worden. Darauf bezieht sich der Wortlaut einer Inschriftafel: HOC AEDIFICIVM | FVNDITUS ERECTUM | OFFICIO AMP DNI MICH | GEBELII IUDEX REGII | ANNO MDCCXVI. | An demselben Gebäude ist das Wappen der Stadt mit der Inschrift INSIGNE VRBIS SABESIENSIS mit der Jahreszahl 1716 und einer dreizeiligen nicht lesbaren Inschrift eingemauert. Am Markte steht noch das Haus, in dem Johann Zapolya am 22. Juli 1540 starb. Der fünfstrahlige Stern auf einem Wappenschild unter dem Torgang kehrt auf einem Schlußstein in dem südlichen Seitenschiff der Kirche wieder. An dem alten Rathause befand sich eine Inschrifttafel, die jetzt im Gymnasialmuseum untergebracht ist und folgenden Wortlaut hat: CURIA CIVITATIS | SABESIENSIS ANO MDCCLXVI | FUNGENTIBUS D· ANDREAS | WELTHER REGIS D. GEORGIO | GEBEL SEDIS JUDICIBUS ET | D. JOAÑE BINDER VILLICO | RESTAURATA. Die Stadtmauer ist 1385 erbaut und im 15. Jahrhundert erhöht worden. Von den Stadttürmen stehen heute noch sechs, nicht nur drei, wie Halaváts angibt. In Alvincz berichtet der Verfasser über den traurigen Zustand des Kastells des Mönchs Georg Martinuzzi, in dem er am 17. Dezember 1551 von den Söldnern Kastaldos ermordet wurde. Seit einigen Jahren wird das Kastell, nachdem es teilweise wiederhergestellt worden ist, bewohnt. Das Tor und einige Zwillingsfenster sind im Stil der Renaissance gehalten. Leider übergeht Halaváts die im Besitze der Alvinczer ref. Gemeinde befindliche alte gotische Basilika, deren Seitenschiffe zerstört sind, und doch würde eine genaue Aufnahme dieses Gebäudes sehr erwünscht sein.

Von Mühlbach wendet sich der Verfasser in einem weiteren Aufsatz nach Kelling, Weingartskirchen, Buzd, Urwegen, Rätsch und Reußmarkt.[1] Zunächst gibt der Verfasser auf Grund der Arbeit F. Baumanns[2] eine Übersicht über die Geschichte des Kellinger Gräfengeschlechts, dessen Stammbaum er von 1269—1517 zusammenstellt und geht dann auf die Darstellung der Kellinger Burg über. Er ist der Ansicht, daß diese „typische sächsische Bauernburg bestimmt in engem Zusammenhang mit der Familie der Kellinger Erbgräfen steht.“ Über

[1] Halaváts Gyula: Útijegyzetek Kelnek, Vingárd, Szászorbó környékéről. Archäologiai Értesitő XXVII. (1907) S. 205 ff. — Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXXIV. (1911) S. 64. Tafel IV.

[2] F. Baumann: Die Erbgrafen des Unterwaldes. Mühlbächer Gymnasialprogramm 1867/68.

den Zeitpunkt der Erbauung fehlen bestimmte Daten, doch ist es ersichtlich, daß die letzte Ausbildung erst mit nach und nach erfolgte. Wahrscheinlich wurde der Grund nach dem Mongoleneinfall, vielleicht gerade von dem Gräfen Chyl gelegt, doch bestand diese erste Anlage zunächst nur aus einer einfachen Umfassungsmauer und dem Torturm. Im 15. Jahrhundert wurde die Burgmauer, da der Gebrauch der Feuerwaffen immer mehr in Aufnahme kam, erhöht, mit Schießscharten versehen, und wahrscheinlich erst in dieser Zeit wurde der Burgfried, die Burgkapelle und die niedere äußere Mauer aufgeführt. Nachdem 1430 Johann Gräf (Geréb) von Weingartskirchen den Gräfenhof samt der erblichen Gräfenwürde der Gemeinde Kelling verkauft hatte, wurden durch die Dorfbewohner an die innere Umfassungsmauer die Kammern angebaut. Daß diese Kammern späterer Zeit entstammen, geht aus ihrer Bauweise ohne Zweifel hervor.

„Fr. Teutsch läßt diese Burg im romanischen Stil erbaut sein,[1] was jedoch nicht der Fall sein kann. Davon kann keine Rede sein, daß um die Mitte des 12. Jahrhunderts die sächsische Einwohnerschaft des Unterwaldes nicht im romanischen Stil gebaut hätte. Das beweisen die Kirchen von Mühlbach, Petersdorf, Urwegen zur Genüge. Aber die neuen Kolonisten lebten anfangs in offenen Dörfern und nur nach den Verwüstungen der Tartaren dachten sie an Schutz, indem sie die gewöhnlich am Rande der Dörfer, an höheren Plätzen gelegenen Kirchen mit Mauern umgaben.[2] Damals aber gelangt schon die Gotik in Aufnahme. Und als sich darauf die Zerstörungen der Feinde wiederholten, erhoben sich in der Gemeinde selbst die Bauernburgen, deren eine auch die Kellinger Burg ist. Die im Halbkreis überführten Öffnungen des Burgfrieds können wir vielleicht mehr für eine Wirkung der Renaissance und nicht für eine des romanischen Stils ansehen, auch können sie Ergebnisse späterer Reparaturen sein."

Hiezu sehen wir uns veranlaßt eine Bemerkung zu äußern. Wir haben auf dem ganzen Sachsenboden nicht ein einziges profanes Gebäude, das man mit einwandfreien Gründen dem 12. Jahrhundert zuweisen könnte. Deshalb

[1] Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins IX. (1889) S. 71 ff.

[2] Diese Bemerkung entspricht in ihrer Verallgemeinerung den tatsächlichen Verhältnissen nicht. Die Kirchen liegen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht am Rande, sondern in der Mitte der Gemeinden. Außerdem handelt es sich bei der Kellinger Burg nicht um eine Kirchenburg, sondern um eine Bauernburg, was ja Halaváts selbst hervorhebt. Diese Bauernburg besaß trotzdem ihr kleines Kirchlein.

geht auch die erste Anlage der Kellinger Burg nicht über den Anfang des 13. Jahrhunderts hinaus. Der Burgfried aber ist, wie wir gerade aus den rundbogigen Fensteröffnungen ersehen, an denen irgend welche Ausbesserung nicht wahrnehmbar ist, der ursprünglichen Anlage der Burg zuzuweisen. Die Renaissance aber taucht in Siebenbürgen erst kurz vor dem Jahr 1500 auf.

Die bekannte Tatsache, daß das Kellinger ev. Pfarrhaus sich auf dem alten Gräfenhof erhebt, mag auch hier wiederholt werden.

Die außerhalb des Dorfes gelegene Pfarrkirche Kellings war ursprünglich eine gotische Anlage, die aber 1869 ohne Schonung der alten Bauformen umgebaut worden ist. Als einziger alter Baubestandteil hat sich nur die Sakristeitüre erhalten. Es ist Schade, daß der Verfasser den Grundriß nicht wiedergibt.

Die Kellinger Burg hat Halaváts dann nochmals zum Gegenstand einer Studie gemacht, der er den Grundriß, eine Ansicht des Burghofes und zwei Ansichten der Burg beigegeben hat.[1]

Zuerst wird eine eingehende Beschreibung der Burg samt ihren Ausmaßen und ihrem Bauzustand geboten, worauf eine zusammenfassende Darstellung des Kellinger Gräfengeschlechts folgt. Den Nachdruck legt der Verfasser darauf, den Nachweis zu führen, daß die Kellinger Bauernburg unter der Regierung des Königs Sigismund erbaut worden ist. Die diesbezüglichen Ausführungen haben folgenden Wortlaut: „Wann sie erbaut wurde? und wer die Burg erbauen ließ? Dafür stehen — leider — schriftliche Daten nicht zur Verfügung. Trotzdem versuche ich auf Grund der Folgerungen, die aus den Geschehnissen der allgemeinen Ereignisse unseres Vaterlandes abgeleitet werden können, innerhalb gewisser Wahrscheinlichkeitsgrenzen, die Zeit der Erbauung der Burg zu bestimmen.

Soviel ist indessen gewiß, daß jene sächsische Auffassung, der Fr. Teutsch Ausdruck gegeben hat, daß der Bau dieser Burg mit der Person Chyls zusammenhängt, nicht richtig sein kann.[2] In seiner Zeit lebte das Volk noch in offenen Dörfern und Städten. Der Mongole konnte deshalb in dem südöstlichen Teil Ungarns mit solcher Kraft in kurzer Zeit sein Verwüstungswerk treiben, weil auch die bischöfliche Residenz Karlsburg noch nicht mit Befestigungen geschützt war. Bonfinius weiß nichts

[1] Halaváts Gyula: Kelnek vára. Hadtörténelmi közlemények XIII. (1912) S. 41 ff.

[2] Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins. IX. (1898) S. 71 f. — Teutsch hat nirgends behauptet, daß Chyl der Erbauer der Kellinger Burg gewesen sei.

von ihnen und gewiß hätte er ihrer Erwähnung getan, wenn sie vorhanden gewesen wären. Wenn Karlsburg befestigt gewesen wäre, so ist es fraglich, ob Johann von Salzburg 1277 aus Rache über die Ermordung seines Vaters den Palast des Bischofs und die Kirche niederzubrennen imstande gewesen wäre.

Desgleichen entspricht jene Behauptung Teutschs nicht den Tatsachen, daß unsere Burg als ein romanischer Bau des 13. Jahrhunderts aufgeführt worden ist. Ich vermochte an ihr auch nicht das geringste Detail zu entdecken, das auf den romanischen Stil deutete. Denn der halbkreisförmige Abschluß der Fenster des Burgfrieds gehört schon der Epoche der Renaissance an, welcher Stil bekanntlich die alten Formen erneuerte. Daneben darf man indessen nicht außer Acht lassen, daß sich der romanische Stil bis zum Mongoleneinfall erstreckt und daß nach ihm schon der Spitzbogenstil allgemeine Aufnahme findet. Daß aber in den südöstlichen, im übrigen weit entfernten und abgeschlossenen Teilen unseres Vaterlandes die Gotik nach dem Mongolensturm rasch Raum gewann, dafür ist Skt. Bartholmä in Kronstadt ein schönes Beispiel, welche Kirche in dem um die Mitte des 13. Jahrhunderts gebräuchlichen sog. Übergangsstil erbaut ist, als neben den Motiven des alten romanischen Stils schon die Formen der Gotik erscheinen. So ist die Kirche der Kerzer Zisterzienserabtei schon im rein gotischen Stil erbaut, nur die Kapitäle der Chorwandpfeiler zeigen eine Anlehnung an das Romanische. Diese Abtei hat der von Bela III. angesiedelte Orden der Zisterzienser um 1200 im romanischen Stil erbaut, dessen Spuren wir in den übrig gebliebenen Mauerresten des Klostergebäudes begegnen. Die Mongolen brannten die Abtei nieder und 1264, also geraume Zeit nach dem Mongoleneinfall, wurde sie mit Hilfe des Königs Stephan des Jüngeren aufs neue aufgebaut, aber, wie das die Ruinen deutlich zeigen, schon im gotischen Stil.[1] Der Kellinger Graf Chyl tritt auch erst nach dem

[1] Die Kerzer Abtei ist für Siebenbürgen das klassische Beispiel des Übergangsstiles. Was von ihr erhalten ist, trägt durchaus seinen Charakter. Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß der Mongolensturm Kloster und Kirche in Kerz bis auf die Grundmauern zerstört hätte, vielmehr dürfen wir annehmen, daß sich die feindlichen Horden mit Raub und Brandlegung begnügt und sich mit der mühseligen Niederlegung starken Steinmauerwerkes nicht aufgehalten haben. Die Urkunde von 1264 berichtet nichts von einem Neubau. Die Kerzer Abtei ist vor dem Mongoleneinfall erbaut worden. Die Fehlerquelle ist unserer Meinung darin zu finden, daß man die siebenbürgisch-sächsische romanische Kirchenarchitektur konsequent in dem 13. Jahrhundert entstanden wissen will und dadurch bei der Datierung des Übergangsstils ins Gedränge kommt. Alle Schwierigkeiten finden ihre Lösung, wenn man den romanischen Stil an sächsischen Kirchenbauten schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts seinen Anfang nehmen läßt.

Mongoleneinfall auf und wenn er die Kellinger Burg erbaut hätte, so hätte er sie nicht in dem verflossenen romanischen Stil erbaut, sondern im Stil der Gotik, die sich eben heimisch gemacht hatte.

Bei dem Stand unserer heutigen Kenntnisse, kann man es mit Bestimmtheit aussprechen, daß es vor dem Mongoleneinfall in dem südöstlichen Teil Ungarns keine aus Steinen erbaute Burg gegeben hat. Das Recht des Burgbaues gehörte dem König und nur mit seiner Erlaubnis konnten Gemeinden und Private Burgen errichten, und zuerst gab man nur zu dem Bau von Holzburgen die Bewilligung. Andreas II. siedelt in diesem Teil unseres Vaterlandes 1211 den deutschen Ritterorden an, verleiht ihm das Burzenland und gestattet ihm, Burgen zu bauen, was er auch tut, nur daß diese Burgen nicht aus Stein, sondern Holzburgen waren. Dies beweist zum mindesten auch der im Jahre 1377 an die Stadt Kronstadt gerichtete Erlaß Ludwigs I., daß sie die von dem deutschen Ritterorden aufgeführten Holzburgen zu Steinburgen umbauen möge. Unter solchen Umständen ist es deshalb sehr wahrscheinlich, daß die in der Schenkungsurkunde Chyls vom Jahre 1269 erwähnten Burgen in Zeiden und Deva nur Holzburgen gewesen sein können, und dies um so mehr, als die Holzburgen vor der Erfindung des Schießpulvers, beziehungsweise vor ihrer Anpassung an die Schußwaffen gegen feindliche Einbrüche genügenden Schutz boten."

Nachdem der Verfasser dafür eingetreten war, daß die oberhalb der Gemeinde Laz gelegene Erdverschanzung (Csetatye ku lemne) und das Castrum Petri Holzbauten gewesen, und daß unter der Villa sub castro Petri nicht Sebeshely, sondern Laz zu verstehen sei, fährt er fort: „In der Zeit unserer ersten Könige war der südöstliche Teil Ungarns ein nur spärlich bewohntes Land und die mächtige Schanze der südöstlichen Karpathen hielt die östlichen Völker nicht zurück, daß sie immer wieder einbrechend aus dieser Richtung ihre Angriffe auf das Reich richteten. Der Kumaneneinfall des 11. Jahrhunderts ist . . . der Grund, daß Geisa II. an der Ostgrenze die Szekler, im Süden aber die Sachsen ansiedelt. Als sich aber diese Kumaneneinbrüche wiederholen, beruft Andreas II. den deutschen Ritterorden . . . Es folgte darauf der in seinem Endergebnis traurige und verhängnisvolle Mongoleneinfall von 1241—42, nach dem Bela IV. zu zahlreichen Burgbauten die Erlaubnis gab, und damals mögen hauptsächlich die Befestigungen der größeren Städte entstanden sein, die aber wahrscheinlich nur aus Holz angefertigt wurden . . .

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts bedroht ein neuer Feind die südöstliche Landesgrenze . . . Karl Robert fällt 1330 den Wallachen beinahe

zum Opfer ... Die Folge davon, beziehungsweise die Folge der sich wiederholenden Einbrüche kann es sein, daß Ludwig I. im Interesse eines erfolgreicheren Schutzes 1377 der Stadt Kronstadt erlaubt, daß sie die von dem deutschen Ritterorden erbauten Holzburgen zu Steinburgen umbauten. So ist es die Folge des im Jahre 1369 durch den Rotenturmpaß erfolgten Einbruchs, daß Ludwig I. im Jahre 1370 bei Talmesch aus Stein eine königliche Burg zum Schutz gegen die aus dieser Richtung kommenden Einfälle errichtete.

Als dann in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Türken immer mehr als Angreifer auftraten, mußte man intensiver an den Schutz denken und damals geschah es, daß König Sigismund auf Bitten der Bürgerschaft in seiner vom 23. November 1381 datierten Urkunde der Stadt Mühlbach erlaubte eine Schutz-Ringmauer aufzuführen ...[1]

Da aber die Dörfer die in ihrer Nähe befindlichen Städte nachahmen, von hier das zu befolgende Vorbild gewinnen, so gibt es nichts natürlicheres, als daß die Gemeinde Kelling, die zum Mühlbächer Stuhl gehörte, das Beispiel der Stadt befolgte und sich zum Schutze die Erlaubnis des Burgbaues vom Könige erwirbt. Mit anderen Worten: die Zeit der Erbauung der Kellinger Bauernburg können wir in die Regierungszeit des Königs Sigismund verlegen. Dafür spricht zum Teil auch der Spitzbogen des gotischen Türstockes. In dieser Zeit aber war die Familie des Gräfen Chyl im Mannesstamm schon ausgestorben und es kann unsere Burg ... Johann von Diznojow, beziehungsweise sein Sohn Nikolaus, Gräf von Weingartskirchen, erbaut haben".

Gegen die geäußerte Ansicht des Verfassers, deren Beweisführung nicht zwingend ist, machen sich eine Reihe von Bedenken geltend. Zunächst darf man wohl darauf hinweisen, daß bei Beurteilung unserer alten Bauernburgen, die doch ausgesprochene, alles Schmuckes und besonderer Zierformen entbehrende Nutzbauten sind, stilkritische Momente völlig versagen. Aus diesem Grunde schon geht es nicht an, in dem Burgfried der Kellinger Burg ein Denkmal der Renaissance zu erblicken, wie es Halavåts getan hat. In seiner bei allen späteren sächsischen Turmbauten unbekannten Wucht der Mauerstärken macht der Kellinger Burgturm mit seinen im Halbkreis gewölbten Fenstern durchaus den Eindruck des Romanischen und bestätigt die Datierung Fr. Teutschs. Ebensowenig geht es an, die besonderen Verhältnisse des deutschen Ritterordens für die Chronologie der aus Stein gebauten sächsischen Verteidigungswerke heranzuziehen, weil es bei der Berufung des Ordens von

[1] Zimmermann-Werner-Müller: Urkundenbuch II. Nr. 1219. S. 615.

vornherein galt, allen Souveränitätsgelüsten einen Riegel vorzuschieben, eine Vorsichtsmaßregel, die die Ereignisse durchaus rechtfertigten. Die Sachsen sind, wie es aus allem, was wir darüber wissen, hervorgeht, in erster Reihe aus militärischen Gründen zum Schutze des Landes angesiedelt worden, und es wäre ein Widerspruch in sich gewesen, sie bei der Ausübung ihrer übernommenen Aufgabe irgendwie zu behindern. Aus dem Umstande, daß die Mühlbächer zur Aufführung von Ringmauern um ihre Stadt die königliche Erlaubnis einholten, geht nicht hervor, daß zur Aufführung von Bauernburgen der gleiche Vorgang eingehalten werden mußte. Bei der Befestigung Mühlbachs handelt es sich nicht um eine Burg, sondern um die Fortifizierung einer Stadt, in deren Mitte sich das alte Kirchenkastell schon seit langer Zeit befand und nirgends haben wir einen urkundlichen Beleg dafür, daß die Absicht dörfliche Burgen anzulegen, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt werden mußte. Der Sachverhalt ist vielmehr der, daß sich, wie schon das Beispiel Hermannstadts zeigt, überall im Lande Bauernburgen befanden, als die Städte für einen erhöhten Schutz ihres Gemeinwesens zu sorgen anfingen. Die Annahme, daß alle Dorfburgen sich aus Holzburgen entwickelt hätten, ermangelt der Bestätigung, die gewiß nicht darin gefunden werden kann, daß das den Kronstädtern eingeräumte Recht, die deutschen Ritterburgen in Besitz zu nehmen und entsprechend umzubauen, verallgemeinert wird. Schließlich sei noch daran erinnert, daß die Türme der romanischen Kirchen auf dem Sachsenboden ohne Ausnahme den Charakter eines Verteidigungsbaues tragen, und man ist geneigt zu fragen, was hätten denn diese Türme für einen Zweck gehabt, wenn sie nicht inmitten einer aus gleichem Material erbauten Burg gelegen wären? So geht denn unsere Meinung dahin, daß viele unserer Bauernburgen im allgemeinen und die Kellinger Burg im besonderen ohne Bedenken in das 13. Jahrhundert verlegt werden dürfen, wobei wir wohl wissen, daß gegen das Ende des 15. Jahrhunderts Verstärkungen und Umgestaltungen solcher alten Burgen vielfach vorgenommen wurden. Schon mit Rücksicht hierauf bildet die im Spitzbogen überführte Pforte der Kellinger Burg kein ausschlaggebendes Argument und dies um so weniger, als uns der Spitzbogen, wie Kerz beweist, schon im 13. Jahrhundert begegnet. Wir müssen daran festhalten, daß die Stellung, die Fr. Teutsch in der Frage nach dem Alter der Kellinger Burg eingenommen, unerschüttert ist.

Der Schluß des Aufsatzes bringt die kriegerischen Ereignisse in Erinnerung, denen unsere Burg ausgesetzt war. Im Jahre 1438 nimmt

der Sultan Murad mit den Scharen Vlad Drakuls, des Woiwoden der Walachei, die Burg ein,[1] 1599 hat sie die Angriffe des Woiwoden Michael und im 18. Jahrhundert jene der Kurutzen auszuhalten. Mit Bedauern konstatiert schließlich Halaváts die arge Vernachlässigung der Burg, und wir meinen, daß dem Verfall dieser altsächsischen Befestigungsanlage endlich Einhalt geboten werden müßte.

Unter den sächsischen Gotteshäusern gebührt der Kirche in Weingartskirchen besondere Bedeutung. Auch hier gibt Halaváts zunächst eine Übersicht über die Geschichte der Weingartskirchner Herrschaft, die am 27. Juli 1329 der Kellinger Erbgraf Daniel um 50 Mark Silbers in seinen Besitz gebracht hatte. Über die Abstammung Johanns, des Sohnes Peters von Heltau, des Eheherrn Annas, der Letzten des Kellinger Gräfengeschlechts, werden aus Karácsonyi die betreffenden Daten mitgeteilt.[2] Dieser Johann erhält mit der Hand der Kellinger Gräfentochter die Herrschaft Weingartskirchen und wird der Begründer des dortigen Gräfengeschlechts, das 1517 mit Nikolaus im Mannesstamm ausstirbt.

Ein Glied dieses Geschlechts, Johann (um 1430), ist der Erbauer der Weingartskirchner spätgotischen Saalkirche. Über dem gotischen Zwillingsfenster der Westfront ist eine viereckige Steinplatte eingemauert, auf deren gotischem Schild das Wappen des Geschlechtes Katiß (Kacsics,) von dem die Weingartskirchner Gräfen abstammen, sichtbar ist. Es besteht aus zwei aufrechten gekrönten Löwen in blauem Felde, die die beiden innern Füße heben und aus einem, drei Seiten des Schildes umwindenden Spruchband. Auf diesem Spruchband befindet sich in gotischen Majuskeln die Inschrift: Hoc opus fecit fieri Magnificus Dominus Johannes Gereb de Vingart Anno D. M. CCCC. L. X. I.

An der Südmauer der Kirche befindet sich eine kleinere gotische Türe, an deren oberem Abschlußbalken der Wappenschild der Horogszeger Familie Szilágyi mit einer sich bäumenden Gemse angebracht ist. Daß dieses Wappen an dieser Kirche vorhanden ist, hat seine Begründung in der Tatsache, daß die Gemahlin des Erbauers unserer Kirche, Sofia, eine geborene Szilágyi war. Als solche stand sie in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Johannes Hunyadi, dem Gubernator Ungarns, der ihre Schwester zur Gemahlin hatte.

Die Kirche erhebt sich auf dem nördlichen Hügel, an den sich das Dorf anlehnt, und ist eine einschiffige Saalkirche von bemerkenswerten

[1] Vgl. A. Amlacher: Kellings Untergang im Türkeneinfall von 1438. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXX. (1907) S. 33 ff.
[2] Karácsonyi J.: A magyar nemzetségek a XIV. század közepéig II. S. 271.

Abmessungen. Das Schiff ist 15·60 m lang und 9·15 m breit, das Chor 12·50 m lang und 7·75 m breit. Auffallend ist es, daß das Chor eine außergewöhnliche Ausdehnung besitzt, wofür vielleicht der Umstand maßgebend gewesen sein mag, daß die Erbauer für ihre Sitze im Chor größern Raum beanspruchten. Die Westfront ist durch ein reich gearbeitetes, gegenwärtig vermauertes Portal ausgezeichnet, über dem ein gotisches Zwillingsfenster die Mauer durchbricht.

Das Schiff, in das wir durch das Südportal eintreten, ist im 18. Jahrhundert neu eingewölbt worden. Das Tonnengewölbe, das wohl an Stelle eines Kreuzrippengewölbes getreten war, ruht auf Pfeilern, die im Innern des Schiffes mit den Strebepfeilern der Außenseite korrespondierend aufsteigen. Das neue Gewölbe wurde tiefer eingesetzt als das alte, das wohl nur auf Konsolpfeilern lagerte, und so kommt es, daß der obere Teil der Schiffenster von dem Gewölbe verdeckt wird.[1] Das ursprüngliche Maßwerk ist noch vorhanden, doch gibt der Verfasser leider keine nähere Analyse.

Der Triumphbogen trennt Chor und Schiff. Im Chor, das dreiseitig abschließt, ist das alte Gewölbe unversehrt erhalten. Es ist ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen Gurten aus Konsolen aufsteigen, die mit stilisiertem Blattwerk geschmückt sind. Die Gewölbeschlußsteine tragen Wappenschilde. Auf dem ersten Schlußstein — wir beginnen mit dem östlichen — befindet sich das Reichswappen mit dem vierfach geteilten Schild, den Bändern, dem apostolischen Kreuz, den drei gekrönten dalmatinischen Leopardenköpfen und dem böhmischen Löwen. Auf dem zweiten Schlußstein erblickt man den gekrönten Löwen der Familie Geréb von Weingartskirchen, auf dem dritten die aus Flammen sich erhebende und in den Vorderfüßen einen Tannenzweig haltende Gemse der Familie Szilágyi von Horogßeg und auf dem vierten den auf einem Aste sitzenden Raben der Hunyadis mit dem Ring. Die Wahl dieser Wappen erklärt sich aus den Familienbeziehungen des Erbauers zur Genüge. Das Chor empfängt sein Licht durch vier spitzbogige Fenster.

Auffallend ist die eigenartige Behandlung des Maßwerkes in dem Abschluß der Fenster, das nämlich nicht durchbrochen, sondern nur auf eine Steinplatte aufgeblendet ist. Rechts vom Altar auf der Südseite des Chors befindet sich eine spitzbogige Öffnung, die nicht, wie der Verfasser behauptet, als eine Sitznische, sondern als Altarkredenz anzusprechen ist.[2] In die Sakristei führt eine mit Stäben profilierte Kragsturztüre. Die Sakristei ist mit

---

[1] Es ist wahrscheinlicher, daß das jetzige Gewölbe im Schiff an die Stelle einer flachen Holzdecke getreten ist.

[2] Vgl. Roth: Erdélyi oltárkredenczek. Arch. Értesítő XXX. (1910) S. 392 ff.

zwei Kreuzgewölben überführt, deren Rippen ebenfalls auf Konsolen aufliegen, die mit Pflanzenmotiven geschmückt sind. Die beiden Schlußsteine tragen ebenfalls die Wappen der Familie Geréb und Szilágyi.

Der Beachtung wert ist die Behauptung des Verfassers, daß die von Johann Hunyadi im Jahre 1449 in Tövis erbaute, auch jetzt noch stehende röm.-katholische Kirche[1] von demselben Meister ausgeführt wurde, der sich an der Weingartskirchener betätigt hat. Die Anordnung und die Ausmaße des Grundrisses stimmen dort und hier so sehr überein, daß die Berechtigung dieser Annahme nicht in Abrede gestellt werden kann. Dazu kommen noch die engen Beziehungen der Gerébs zu den Hunyadis hinzu.

Nach dem Aussterben der Familie Geréb geht das Weingartskirchener Kastell 1532 an Michael Keserü, den Burgvogt von Déva, über. Seine Frau, Margarete Bánffy, schenkt ihm drei Kinder, Margarete (Gemahlin des Nikolaus Apafi), Katharina (Gemahlin des Nikolaus von Orbo) und Stefan (Gemahl der walachischen Woiwodentochter Saffira). Im Jahre 1581 erhalten die Schwestern Katharina und Margarete die Hälfte der Weingartskirchener Herrschaft zu Besitz samt Spring und anderen Gutsteilen. Der Grabstein der Katharina Keserü, verehelichten Nikolaus Orbai, liegt heute noch vor den Altarstufen unserer Kirche, doch hat sich von der ausgetretenen Inschrift nur noch der Name: KATHARINA KESEREW entziffern lassen. 1643 spendete Georg Rakoczy Weingartskirchen, samt dem Kastell und den dazu gehörigen Gemeinden: Goba, Kakowa, Kapolna, Sinna, Gergersdorf, Spring, Maag, Gorbó seinem Sohn Siegmund.

Vielleicht ist in Weingartskirchen auch die Familie Kendeffy von Malomviz begütert gewesen, worauf man aus einem wohlerhaltenen, Spuren einstiger Polychromierung tragenden Grabsteine schließen kann, der dem Andenken der Barbara Kendeffy, geborenen Daniel Varghasi, gewidmet ist und in die südliche Innenmauer des Schiffes eingemauert ist. Der Stein, im Ausmaße von 172×91 cm, trägt auf der schrägen Umrandung die Inschrift: INSIGNIA SPECTABILIS AC | GENEROSÆ DOMINÆ BARBARÆ DANIEL, SPECTABILIS AC GENEROSI | QUONDAM GABRIELIS KENDEFFI | DE MALOMVIZ RELICTÆ VIDVÆ, OB(iit) Ão 1697, DIE, 17,

[1] s. den Grundriß der Töviser Kirche bei Möller: Építészeti emlékek Hunyadi János idejéből. Magyarország Műemlékei I. S. 125. — Ebenda S. 126 und S. 156 die Abbildungen des Hauptportals. Die in Charakteren der gotischen Mönchsminuskel gehaltene Inschrift über dem Portal lautet: An(no). d(omi)ni. M. CCCC. XXXX. VIIII. johanes . de hunyad . r(e)g(n)i . hung(a)r(ie) . gub(ernato)r. Ebenda S. 123.

MARTY ÆT(atis) = SUÆ 65. Der obere Teil des Mittelfeldes dieses Grabsteines wird von einem Relief geschmückt, das zunächst unter zwei Bogen rechts das Wappen der Familie Daniel von Vargyas und links das der Familie Kendeffy von Malomviz zeigt. In der Mitte des Feldes, zwischen die beiden Wappen hineingestellt, erhebt sich die Porträtstatue der Verewigten selbst. An jeder Hand hält sie ein Kind, ein Drittes steht zu ihrer Linken. Echt barock ist der Gedanke gewesen, unter das Danielwappen einen Sarg mit der vergoldeten Aufschrift: ASZONY DANIEL BARBARA und unter das Wappen der Kendeffy drei Särge mit den Namen: GERGELY LÁSZLÓ EVA zu stellen.

Das Interessanteste des Grabsteines, die Kostüme der Figuren, die offenbar in die Tracht ihrer Zeit gekleidet sind, läßt der Verfasser leider ohne Bemerkung und die Reproduktion ist so klein, daß sie ein klares Bild der Tracht nicht zuläßt. Soviel ist jedoch aus ihr zu ersehen, daß der Kleidung der vornehmen Frau die städtische Tracht der sächsischen Damen außerordentlich nahe steht. Es ist dies ein Beweis mehr, daß es ursprünglich eine Trennung der Tracht nach nationalen Schichtungen nicht gegeben hat, d. h. daß sich die Festkleidung der sächsischen Stadtfrau von der der ungarischen Edeldame höchstens in dem Reichtum der Stoffe und in einzelnen Schmuckstücken unterschied. Das ist um so mehr begreiflich, als das sogenannte sächsische Nationalkostüm der Männer und Frauen, ja selbst der Ornat der sächsischen Geistlichen wesentliche Stücke aus der mannigfachen Berührung mit der magyarischen Gesellschaft Siebenbürgens, wie sie ehedem durch die ständische Verfassung in weit größerem Maße als heutzutage erfolgte, übernommen hatte.

Die Inschrift auf der unteren Hälfte des Mittelfeldes hat folgenden Wortlaut:

D. O. M. S.
ELKÜLDVEN LAZARRAL MENYEI RESZEKET
ABRAM KEBELEBEN, ITT HADTAK TESEKET
HOL VARIAK ELJÔNI UJJ EGET ES FÔLDET
A BIROVAL EDGYÜT AZ NAGY ITELETET
KENDEFI GABORNAK ÔZVEGYES — ARVAJA
TEKINTETES ASZONY DANIEL BARBARA
EZERHATSZAZ FELETT KILENCZVEN HETSZAMBA
KI ÔRÔK ELETEL MULANDOT FELVALTA
ELÔTTE BOCSATVAN FIAT ES LEÁNYAT
KENDEFI LASZLO KEDVES UNOKAJAT
HOGY AZOKNAK TSONTYOK ÉRNÉK HIDEG
TSONTYAT.

Ob diese Kirche, die sich gegenwärtig im Besitz der ev. sächsischen Gemeinde befindet, auch mit einer Ringmauer umgeben war, wie Halaváts annimmt, ist nicht erwiesen, doch findet sich auch von dem Kastell der Grundherrn keine Spur mehr. Heute ist das Großenyeder Bethlen-kollegium Großgrundbesitzer in Weingartskirchen. Über den Altar der Kirche hätten wir gerne ein Wort gehört.

Südöstlich von Weingartskirchen in einem Seitenzweig des Drassóer Tales liegt die Gemeinde Bußd. Mitten im Dorfe erhebt sich die befestigte einschiffige gotische Saalkirche. Bei einer Länge von 14·33 m ist sie 6·48 breit. Der Kirchenraum ist mit einem Sternnetz-gewölbe überführt, die kleinen Fenster haben durch Restaurierungen viel von ihrer ursprünglichen Form verloren. Über der ganzen Kirche erhebt sich ein auf den Strebepfeilern und auf vorgekragten Kämpfern ruhender gemauerter Umlauf, der mit Schießscharten, Pechnasen und den bekannten nach unten sich öffnenden Schlitzen versehen ist. Das Chor ist dreiseitig geschlossen; den Aufgang zu dem Dachboden und den Befestigungs-anlagen dieser Kirche vermittelt eine Wendeltreppe, die sich in einem runden Türmchen an der nordwestlichen Ecke des Gebäudes befindet. Nebenbei sei an die ähnlichen Türmchen mit Schneckentreppen in Wurmloch erinnert. Auffallend ist es, daß das Chor dieser Kirche nach Süden gestellt ist. Welche Gründe für das Abweichen von einer sonst allgemein befolgten Regel der Orientierung maßgebend gewesen sind, läßt sich nicht mehr bestimmen, da Terrainschwierigkeiten nicht in Betracht kommen. Die Kirche ist von einer einfachen Mauer umgeben und ist nach einer oberhalb des Altars befindlichen Inschrift 1523 erbaut worden. Wo sich im Norden das Eingangstor befand, erhebt sich heute das Schulgebäude mit der Lehrerwohnung.

Auf dem Dachboden dieses Gebäudes, der nach Art der offenen Turmdächer auf Säulen ruhend konstruiert ist, hängen die Glocken. Die von Müller erwähnte mit der Aufschrift: o maria tvere plebem busdanam 1510[1] hat Halaváts nicht mehr vorgefunden. Auf der mittleren Glocke liest man die Inschrift: IESVS . NASARENVS . REX . IVDEORVM : G : D : T : KD : FF : PASTOR : ECESIA · AT / FECIT . C · H · R 1 . 5 . 8 . 3 . Die jüngste Glocke trägt die Aufschrift: OREX GLORIÆ · VENI CVM . PACE · VML · MS · LDH . P . PB · R · CE · A · D NHE · TK 1678.[2] Die

[1] Fr. Müller: Zur älteren siebenbürgischen Glockenkunde. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde IV. (1859) S. 219 f.

[2] Halaváts bemerkt, daß diese Inschrift von Müller (a. a. O., S. 226) unvollständig wiedergegeben worden ist.

früher untertänige Gemeinde war Besitz der Familie Bornemißa, deren Gruft sich hier befindet. Durch Heirat ging das Gut an die Familie Hußár über; gegenwärtige Besitzerin ist die Malerin Baronin Helene Hußár.

Den 176 mm hohen Renaissancepokal, den die Kirchengemeinde als Abendmahlskelch benützt, hat Reißenberger veröffentlicht.[1]

Von Bußd begibt sich der Verfasser hinüber nach Rätsch. Hier hat sich ebenfalls die kleine gotische Kirche erhalten, doch ist sie stark umgebaut worden. Ein einziges Fenster und die Turmtüre haben noch die alte gotische Form. An der Turmtüre findet sich die Zahl 1ꝝ01, womit wohl das Erbauungsjahr bezeichnet ist. In die äußere Nordwand der Sakristei ist ein 70 cm breiter und 80 cm hoher Grabstein eingemauert. Auf dem Rande der Steintafel steht zu lesen: MAGNVS . BONESIVS | DE POSRESCH ECCLÆ RETSCHEN : | PASTOR SYNCERVS | MORITVR AN : 1580. Der obere Teil des Mittelfeldes ist vertieft und darauf wird auf einem Buch (Bibel) ein Kelch mit der Hostie sichtbar, ein Motiv, das auf Grabsteinen evangelischer Pfarrherrn des öfteren angebracht wurde. Auf dem Buch liest man: DIE XXX MARTII. Die Inschrift auf der unteren Hälfte des Feldes ist nur noch zum Teil erhalten. Sie lautet:

SYMBOLVM SVM
NEMO ĈOFIDAT NIMIV̂ SECV̂DOS
NEMO DESPERET NIMIV̂ MOLᴇSTɪS
ILʟE QVI DONAT DIADEMA FRONTI
CVM VOLᴇT AVFERT
PE · BALMANNO
GENERO PRO -
CVRANTE

Auf dem Turme hängen drei Glocken, von denen die kleinste keine Inschrift aufweist. Die mittlere ist die älteste, worauf der in gotischen Majuskeln gehaltene Spruch hindeutet. † O . REX . GLORIA . VENI CVM · PACE. Auf der größten dieser Glocken liest man: FVSA . IN · HONOREM · ET · NOMINE · IESV · IN . VSVM · RETSH ANNO · 1698 : 9 . DECEMB : PAST · GEOR · KRAVS · AEDIT · MI · SC · MI · ECKERT.

Von Rätsch wendet sich der Verfasser nach Urwegen, einer Gemeinde, der durch die Überreste ihrer alten romanischen Basilika kunstgeschichtlich besondere Bedeutung zukommt. Diese Kirche liegt außerhalb des Dorfes auf einer Anhöhe. „Sie ist,“ so sagt der Verfasser, „eine von den Kirchen, die die sächsischen Kolonisten bald nach ihrer

[1] Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. II. S. 28, Tafel 18.

Ansiedelung errichteten, von denen aber im ‚Unterwald' nur der Petersdorfer Turm, sowie der Turm und das Mittelschiff der Mühlbächer Kirche übrig geblieben sind. Gewiß gehörte es zu den ersten Aufgaben jeder Gemeinde eine Kirche zu bauen, und zwar in dem im 12. Jahrhundert gebräuchlichen romanischen Stil. Aber diese Kirchen haben die tartarischen und türkischen Verwüstungen vernichtet und die Einwohnerschaft baute die neuen Kirchen im gotischen Stile, von denen ein guter Teil, obgleich umgebaut, noch vorhanden ist." Die romanische Kirche in Urwegen war eine dreischiffige Basilika mit einem Turm an der Westfront und mit geradem Chorschluß. Diese Art des Chorschlusses, die wir nur noch in Schönberg und Mergeln, hier aber vielleicht nur als sekundäre Erscheinung, die durch den aus Verteidigungszwecken durchgeführten Umbau bedingt war, dann an der gotischen Saalkirche in Langenthal beobachten können, ist sehr bemerkenswert, da sie nicht nur als Seltenheit zu bemessen ist, sondern auch in sich die Erinnerung an jene romanischen Bauten Deutschlands birgt, die den rechtwinkligen Chorabschluß als stilistische Eigentümlichkeit ausgebildet hatten. Es sei an die Kirchen der Hirschauer Schule und die Bauten der Zisterzienser mit „gerade abgeschnittener Choranlage erinnert."[1] Da die romanischen Kirchen Siebenbürgens mancherlei Merkmale der genannten Richtungen besitzen, der Mehrzahl aber der gerade Chorabschluß fehlt, so ist damit die Stellung der Urwegener Basilika hinlänglich beleuchtet.

Die Länge des Mittelschiffes beträgt 17·38 m, die des Chors 9·43 m, während die Breite 7·54 m ausmacht. Die Seitenschiffe sind nicht mehr vorhanden. Vier quadratische Pfeiler tragen die Rundbogen, mit denen sich das Mittelschiff gegen die Seitenschiffe öffnete. Die in ursprünglicher Höhe erhaltenen Langmauern des Mittelschiffes sind auf jeder Seite von je vier schmalen Rundbogenfenstern durchbrochen. Der oberste Stock des Turmes besitzt ein gekuppeltes Fenster. In die Nord- und Südmauer des Chores ist je eine im angeblendeten Kleeblattbogen geschlossene Türe eingelassen. Die Türe auf der Nordseite führte in die Sakristei, neben ihr befindet sich eine gotische Sakramentsnische, die offenbar einer späteren Zeit angehört.

Ursprünglich war die Kirche von einer Verteidigungsmauer umgeben, die jedoch abgetragen wurde. Mit dem Pfarrhof stand die Kirche durch einen unterirdischen Gang in Verbindung, von dem sich ein Teil heute noch im Keller des Pfarrhauses befindet.

---

[1] Vgl. Karl Woermann: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Leipzig und Wien. 1905. Bd. II. S. 250 f.

Wie auch sonst, z. B. in Michelsberg, wurde diese Kirche aufgelassen und im 15. Jahrhundert der Grundstein zu der heute noch benützten, in der Mitte der Gemeinde gelegenen gotischen Kirche gelegt. Leider hält der Verfasser mit seiner Meinung über die ursprüngliche Anlage dieses Gotteshauses zurück und beschränkt sich auf die Bemerkung, daß nur noch die Fenster unversehrt erhalten sind, die Kirche selbst aber im 18. Jahrhundert stark umgebaut worden ist.

Die Bemerkung, daß sich in den meisten der im 18. Jahrhundert umgebauten Kirchen dieses Kreises „aus künstlerischem Gesichtspunkt bedeutungslose Altäre vorfinden" bedarf der mit Rücksicht auf die gerade in neuerer Zeit steigende Wertschätzung des Barock der Einschränkung. Weshalb diese Altäre „Spuren des Duldungsediktes Kaiser Josefs" sein sollen, ist nicht recht verständlich; sie sind Zeugnisse einer künstlerischen Bewegung, die sich in ihrer Formenfülle und inneren Belebtheit in Siebenbürgen einer außerordentlich großen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat.

Auf die Südwand des Schiffes ist eine Chronik geschrieben, die mit dem in hebräischen Buchstaben geschriebenen Wort: Jehova anfängt und folgenden Wortlaut hat:

AEDEM HANC SACRAM
QUAM FAMOSISSIMUS ILLE VALACHUS TRANSALPINUS
A' 1599
PPOFANAVIT EXUSSIT EVERTIT
SAXONVM ORBACENSIUM EX CCCC RELIQUIÆ XVI
PAULATIM RESTITUERUNT
PASTORIBUS SUCCESSIVIS CHRIST. CZECH ET GEORG. RAU
CURIS CHRIST. VEBER MATTH · SCHUSTER & MATTH · VEBER
CONCAMERATA POSTMODUM
A. 1743
TH. SILLES PAST & CAP. DECANO-
MICH. BECKER &. SCHORSTEN IUR. PETR. THIEZ VILLIC
MICH CZECK & TH. THIEZ AEDIT
REGNANTE JOSEPHO II.
SACRORUM AC SECVLARIUM REFORMATORES SINGULARI
AUSPICATISSIMO
AMPLIOREM HANC & NOVAM FORMAM INDUIT
AB A: 1784
PAST. FRIED. TEOPHIL. GRAU
AND. & MICH. CZECK ÆDIT
JOH. MINTH & THOM. SCHORSTEN IUR
JOH. WEINHOLD VILLIC.

Das Chorgestühl ist mit Pflanzenmotiven geschmückt.

In der Vorhalle der Kirche befinden sich zwei Grabsteine. Der Grabstein des Pfarrer Petrus Calopeus ist 169 cm hoch und 92 cm breit. Auf dem Rande der aus grobem Kalkstein gearbeiteten Platte stehen die Worte: REVEREN . VIRO DN : | PETRO CALoPOeO PASTORI ECcLAE URBEGEN : FIDELI , VXOR | ET LiBERI MOeSTi POS . OB : XXIII . IVN : Die Mitteltafel enthält im oberen Teile in Relief ein Brustbildnis des Verewigten, zu dessen Häupten sich zwei in einander beißende Gänseköpfe erheben. Künstlerisch läßt die Ausführung viel zu wünschen übrig. Der Wortlaut der Inschrift auf der unteren Hälfte der Mitteltafel ist folgender:

SCHLATINA ME GeNUIT FVLVO CeLeBRATA METALlO
SED DEDIT INGENIUM CvLTA CORONAM MIHI.
PETRVS EGO DICOR, PETRI QV̊ Qve MVNERE FVNCTO,
CVRA FVIT DOCiLEM PAS-CERE VT IPSE GREGEM.
OCCVBVI INFOeLIX CVRSV RAPTATVS EQVORVM,
HIPPOLYTO SIMILIS MORIBVS ATQVE NECE:
ANNO 1569 G MEL. C.[1]

Zur Erklärung der Inschrift mag daran erinnert werden, daß der Pfarrer Calopeus durch einen Wagenunfall umkam, der durch die vor einer Gänseherde scheuenden Pferde verursacht worden war. Der Gedanke, die Erinnerung an die Unglücksvögel auch auf dem Grabstein in den beiden Gänseköpfen festzuhalten, ist jedenfalls recht barock.

Der zweite ebenfalls aus Kalkstein gearbeitete Grabstein ist dem Andenken des Pfarrers Johann Hellvig gewidmet. Bei einer Länge von 188 cm beträgt die Breite 90 cm. Was die Komposition, Technik und Auffassung dieses Grabsteines anbelangt, der den Heimgegangenen in ganzer Figur im Sarge ruhend darstellt, so weist er eine zwingende Verwandtschaft mit dem Grabstein des Pfarrers Paul Whonner († 1639) in der Groß-Schenker ev. Pfarrkirche auf.[2] Die Inschrift des Randes lautet:

TVMVLVS RÑDI ET CLARISS VIRI DNI IOHANNIS HELLVIGII SZENTAG. PASTORIS ECCLÆ : ORBOCEN : MERITISS | CVM IAM ANNOS 16 FIDELITER IN OFFICIO IBIDEM SVDASSET PLACIDE IN DNO VITA DEFVNCTI Ao 1653 DIE 26 IAN ÆTA SVÆ 6?

---

[1] Vgl. Roth: Plastik. S. 126. Die Schreibung „debit“ für „dedit“ ist ein Druckfehler.

[2] Vgl. Roth: Ebenda, S. 119 f. und Tafel XVIII, 3.

Auf den beiden Leisten zur Seite der Gestalt und auf dem Rande neben den Füßen liest man: CERTAMEN CLARVM CERTAVI QVID MODO RE | STAT DEP | OSITVM EST VITÆ IAM DIADEMA MEAE.[1]

Der Stein trägt Spuren einstiger Bemalung.

Der Kirchenschatz der evangelischen Gemeinde besteht zunächst aus zwei Kelchen. Der einfachste ist 22·5 cm hoch und besitzt einen aus einem Sechspaß bestehenden Fuß. Reicher ausgestaltet, an Kuppa und Fuß mit Pflanzenmotiven geschmückt, ist der zweite Kelch. Er hat eine Höhe von 20·5 cm. Am Aufsatzrande des Fußes ist in Kursivbuchstaben die Inschrift angebracht: Gott undt der Christlichen Kirchen zu Ehren in Vhrbegen geopfert von Michael Czeck 1696. Das Meisterzeichen besteht aus den Buchstaben SH.[2] Außerdem gehören zu den Abendmahlsgeräten der Gemeinde zwei gedeckelte Silberkannen. Die eine ist 26 cm hoch und trägt auf dem Kannenmantel in einem Kranz die Worte: BONVM | ECCLESIÆ | ORBOCENSIS | 1680, die zweite Kanne ist 21 cm hoch und zeigt ebenfalls auf dem Mantel Kelch und Bibel mit der von einem Kranz umgebenen Rundschrift: IOANNES . HELVIGIVS . SENT AGATENSIS. 1645. Eine Patene, von 15 cm im Durchmesser hat die Inschrift TOBIAS FLEISCHER ANNO 1712. Ein Ciborium trägt auf dem Deckel ein Kreuz und auf der Seite die Dedikationsinschrift: DEM MICHEL CZECK ZV EHREN HABEN DIESES VEREHRET TH . CZ . I . S . V . A . CZ . 1727.

In der Nähe der Kirche liegt die in der Mitte des Dorfes erbaute Burg.[3] Ihr Grundriß zeigt ein abgerundetes Viereck, das an zwei Ecken durch Basteitürme verstärkt wird. In der Mitte stand der Burgfried, der in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts leider als Glockenturm umgebaut wurde. Das nördliche Eingangstor ist ähnlich wie das der Kellinger Burg mit einem starken Turm bewehrt. Der Gang, der unter diesem Turm in die Burg führt und mit Fallgittern abgesperrt werden konnte, ist nicht gradlinig, sondern gekrümmt angelegt, wie wir das auch

---

[1] Vgl. Roth: Ebenda, S. 120.

[2] Der Kelch ist eine Arbeit des Sebastian Hann. — Vgl. Roth: Sechs Abendmahlskelche des Sebastian Hann. Beiträge S. 273 ff., Tafel LXI, 3.

[3] Der Urwegener Burg hat Halaváts einige Jahre später einen besonderen Aufsatz mit einem Grundriß und drei Abbildungen gewidmet. s. Halaváts Gyula: Szászorbó vára. Hadtörténelmi közlemények XIV. (1913) S. 106 ff. — Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXXVI. (1913) S. 118) — Vgl. Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenb. Karpathenvereins IX. (1889) S. 65 ff.

an der Einfahrt der Mediascher Kirchenburg beobachten können. Der Grund für diese Anordnung liegt offenbar in der Erwägung, daß bei einer etwaigen Erstürmung der Strom der Eindringenden leichter aufgehalten werden kann, als wenn er freie Bahn vor sich sieht. Im Stockwerk des Turmes befand sich ehedem die Pfarrwohnung und die Schule. In das Gewände eines der Turmfenster ist eine römische Statue eingefügt, die eine Frauenfigur mit sechs Brüsten und einem Menschenantlitz in der Nabelgegend darstellt.[1] In die Eckpfeiler des Turmes sind römische Löwen eingemauert worden. Im Zusammenhang mit diesen römischen Altertümern gibt der Verfasser der Vermutung Ausdruck, daß die Lage der römischen Siedelung Cedoniaes auf dem östlichen Teil des Urwegener Hatterts zu suchen sei.

Was die Entstehungszeit der Befestigungsanlagen dieser Gemeinde anbelangt, so wurde wahrscheinlich zuerst die Bergkirche mit Mauern umgeben und nur später die Bauernburg in der Mitte des Dorfes errichtet, deren Mauern nach der Einführung der Feuerwaffen, was deutlich zu erkennen ist, erhöht wurden. Im Jahre 1599 litt die sächsische Gemeinde in beispielloser Weise, so daß von 400 Familien nur 16 übrigblieben. Im Jahre 1625 stellte sie die zerstörte Burg wieder her und verteidigte sie 1656 siegreich gegen einen türkischen Überfall.

Auch im Walde auf einer isolierten Kuppe bauten sich die Urwegener eine Burg mit meterdicken Mauern im Viereck angelegt, dessen Länge 45 und dessen Breite 25 Schritt beträgt. Die Burg ist stark zerstört. Der Eingang, vielleicht durch einen Turm geschützt, lag wahrscheinlich an der Nordseite.[2]

Von Urwegen begibt sich der Verfasser hinüber nach Dobring, der alten Sachsensiedlung. Am Rande der Gemeinde auf einer kleinen Anhöhe erhebt sich das Kirchenkastell. Die gut erhaltene Burg ist in einem unregelmäßigen Sechseck angelegt und besitzt fünf Türme. An die Innenseite der Mauern sind Fruchtkammern angebaut, wie sie in zahlreichen sächsischen Burganlagen angetroffen werden. Im westlichen Teile des Burghofes befindet sich der alte Burgfried, der viereckig angelegt in vier Stockwerken aufsteigt, deren jedes einzelne mit einem Wehrgang und mit Schießscharten versehen ist. An diesen Turm wurde 1481 die Kirche angebaut. Einen Beweis dafür, daß Turm und Kirche nicht zu gleicher Zeit aufgeführt worden sind, erblickt der Verfasser in dem Umstand,

---

[1] Es scheint sich um ein Bildnis der Diana von Ephesus zu handeln.

[2] Halaváts ist der Ansicht, daß sich die Stelle bei P. Gerecze: A műemlékek helyrajzi jegyzéke és irodalma a. a. O., S. 788 auf diese Burg beziehe.

daß die der Kirche zugewendete Seite des Turmes ebensoviele Schießscharten aufweist, wie die übrigen Seiten. Die drei Glocken des Turmes wurden, wie die Inschriften besagen, unter dem Pastorate des Michael Conrad von Johann Paul in Hermannstadt 1779, 1780 und 1787 gegossen. Die Kirche ist eine gotische Saalkirche, die, wie die über dem Triumphbogen befindliche, aus einer älteren lateinischen Wandchronik ins Deutsche übersetzte Inschrift meldet, von 1481—1515 erbaut wurde. Im Jahre 1599 fiel sie gleich der Urwegener Michael, dem Woiwoden der Walachei, zum Opfer. Der niedergebrannte Bau wurde 1631 wiederhergestellt und neu eingewölbt. Das dreiseitig abgeschlossene Chor ist um ein Drittel niedriger als das Schiff, zwei Fenster des Chors sind in der ursprünglichen Form erhalten, während die übrigen Fenster des Gotteshauses in jüngerer Zeit vergrößert wurden. Die Achse der Kirche ist nach Nordosten orientiert.

Neben der Eingangstür zur Sakristei ist in die Chormauer der Grabstein des Pfarrers Andreas Czeck eingemauert. Die eigentümlich geformte Inschrifttafel desselben, die ungefähr ein Drittel des Grabsteines einnimmt, enthält den traditionellen Gedenkspruch, der hier folgenden Wortlaut aufweist:

SYMBO LVM
AVXILIVM CHRISTI ORNAT.
HEV QVONDAM VALiDVM, NVNC SED SINE
ROBORE, RVBER,
ET SVB MARMOREO PONDERE, PONDꝰ INERS!
SIM TiBI QVÆ SOLeViS, BENEDICTi FVNERIS HO PES
SPIRTvS ÆTHEREIS SOSPES
VERSATvR IN VLNIS,
CÆTERA, MORS RAPVIT
LIVIDA MANET
HONOS.

Ursprünglich lag der Stein unter dem Fußboden vor dem Altar, woher er 1867 gelegentlich einer Kirchenrestauration an seinen jetzigen Platz gelangte. Das aus Kalkstein verfertigte Denkmal ist 2·20 m hoch und 1·03 m breit. Es gehört zur Gruppe der Porträtgrabsteine und zeigt den Heimgegangenen, einen Mann von außergewöhnlicher Körperkraft, in Dreivierteln seiner Gestalt mit der Amtstracht bekleidet. In der Rechten hält er das Taschentuch, in der Linken die Bibel. Ihm zu Häupten schweben einen Lorbeerkranz tragend zwei Engel und in den unteren Ecken

ſitzen ebenfalls zwei Engel, von denen jeder einen Schild hält. Auf dem Schilde des linken Engels steht geschrieben HODIE MIHI, auf dem des rechten: CRAS TIBI. Auf dem mit Akanthusblättern geschmückten Rande der unteren Inschrifttafel liest man: TvMVLꝰ R: & CL: VIRI DN: ANDREÆ CzEKŸ ORBACENSIS, ECCLÆ HVIVS DOBORCEN: PER ANNOS PIVS MINVS XXI ANTiSTiTiS FIDELiSS — QVI PLACIDE IN DNO OBIIT AŌ MDCLXXXV DIE XXIII APR ÆT. SVAE PPqPE 63.

Im Besitz der Kirche befindet sich ein 318 mm hoher vergoldeter Kelch, dessen Pyramidenfuß sich aus einem Sechspaß erhebt. Das Meisterzeichen SH hat der Verfasser übersehen. Die Inschrift lautet: Legatum, quod in usum ſ. Coenae ſuiq memoriam clar. Dominꝰ, De. Andreas Czekiꝰ, Paſt, Dobr, obtulit Año 1692 Die 12. May.[1]

Außer der dazu gehörigen Patene befindet sich im Kirchenschatz auch der 27 mm im Durchmesser betragende Fingerring Czeks. Er besteht aus einem Goldreifen mit einem großen antiken Karneol, in den ein mit langem Haar und Bart geschmückter Kopf eingeschnitten ist. Von Czek heißt es in dem Pfarrerverzeichnis der Gemeinde: »Andreas Czekkius Orbacen. exPastor Retsens. Vir giganteae staturae et minandi roboris, obiit 1685, 23 apr. praes. 1664. 24 Juli aet 63 prope.«

Mit der Gemeinde Reußmarkt schließt Halaváts seinen Aufsatz ab. Am Rande des Marktplatzes steht in wohlerhaltenem Zustande das Kirchenkastell, dessen einfache Mauern um die Wende des 15. Jahrhunderts erhöht wurden. Die Kornkammern fehlen auch hier nicht.

Die Kirche selbst mit einem in das Kirchendach eingezogenen niederen Glockentürmchen hat durch Zerstörungen stark gelitten, doch sind nach dem im 18. Jahrhundert vollzogenen Umbau von der ursprünglichen Anlage der dreiseitig geschlossene Chor und die spitzbogig geschlossenen Fenster erhalten.[2] Erwähnenswert sind ein gemaltes Chorgestühl aus dem Jahre 1679 und ein Grabstein,[3] der an die Chormauer

---

[1] Auch dieser Kelch ist eine Arbeit des Sebastian Hann. — Vgl. Beiträge S. 276 f., Tafel LXI, 1.

[2] Halaváts hat übersehen, daß die Reußmärkter Kirche mit ihren Rundbogenarkaden eine alte romanische, eintürmige Pfeilerbasilika ist, die mit einer halbkreisförmigen Apsis abschloß. Die gotischen, ehedem im Obergaden des Langhauses befindlichen Fenster und das Chor stammen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die Einwölbung des Mittelschiffes und der Seitenschiffe, sowie die Emporen gehen auf das 18. Jahrhundert zurück.

[3] Es ist wohl richtiger, dieses Denkmal nicht als Grabstein, sondern als Epitaphium anzusprechen.

hinter dem Altar angelehnt ist. Es ist eine barocke Arbeit, dessen Umrandung oben in einer fünfzackigen Krone ausläuft. Auf dem oberen Teile des Mittelfeldes sind zwei Wappenschilde in Relief angebracht, von denen der heraldisch rechts befindliche in fünf Felder geteilt ist. Auf dem ersten und vierten Feld erblicken wir ein Einhorn, auf dem zweiten und dritten eine Krone, und auf dem fünften mittleren den Doppeladler mit dem Schwert im rechten Fang. Als Helmzier dient ebenfalls das Einhorn. Der gegenüberliegende Wappenschild zeigt einen gekrönten Vogel Strauß, der mit dem rechten Fuß ein Hufeisen mit zwei Nägeln hält. Aus dem Helm des Wappens ragt ebenfalls derselbe Strauß hervor. Auf dem unteren Teile des Mittelfeldes las der Verfasser folgende, hier richtig wiedergegebene Inschrift:

MEMORIÆ
VIRI QVOND.(am) CLARISS(im)I. D(omi)NI GEORGII HVTTERI. ECCL·(esiae) MERC·(uriensis) PAST·(oris) FIDELISS.(imi) VEN.(erandi) CAP.(ituli) ANTESILV·(ani) PRODECANI NERTISSI·(= meritissimi) PATRIS. DESIDF(= E)RATISS(im)I DENATI A.(nno) 17XX (= 1720) V. IAN(uarii) ÆTÆT(= aetatis) LIII ≡ AC GENEROSÆ D(omi)NÆ D.(orotheae) REBECCÆ· NATÆ. FRONIANÆ· MATRIS DULCISS(im)Æ QVÆ MARITVM· PER XVI AN.(nos) VIDVITATIS. LVGENS. LIBEROR.(um) QVATVOR· EX· 9 SVPERSTITVM. CVRÆ· SE· TOTAM DEVOVENS. TANDEM OBBDORMIVIT. A.(nno) 1736. VLT(imo) OCT.(obris) Æ(tatis) LXI. PIA. IN PATRIOS CINERES. FILIOR(um) TRICA·(= trias) ET· SOROR POSVIT (= posuerunt).

Im Kirchenschatz befinden sich neben einem Ciborium aus dem Jahre 1687, einer Oblatenbüchse aus dem Jahre 1679 und zwei Patenen mehrere „Renaissancekelche."[1]

Der Arbeit hat der Verfasser einen Grundriß und neun Ansichten beigegeben.

Mit der Darstellung der Burg und der Kirche in Stolzenburg, der Julius Halaváts eine Beschreibung der Kirchen in Groß-

[1] Einer dieser Kelche, von dem keiner als „Renaissancekelch" bezeichnet werden kann, ist eine Arbeit des Sebastian Hann aus dem Jahre 1686. s. die Abbildung bei Roth: Beiträge Tafel LX. 3. Die Beschreibung ebenda S. 276. — Die drei übrigen Kelche der Kirchengemeinde in Reußmarkt tragen die Jahreszahlen 1699, 1706, 1780. Vgl. Roth: Beiträge S. 237 f. — Katalog der Kelchausstellung Nr. 64 und Nr. 81.

Scheuern und Hahnbach anschließt, setzt er seine Studien über siebenbürgisch-sächsische Architekturgeschichte fort.[1]

Die Stolzenburger Burg[2] erhebt sich inmitten der Gemeinde, die zuerst 1282 als »Stolczumbercht« erwähnt wird, auf einem ungefähr 50 m hohen Hügel. Der Grundriß wird von einem unregelmäßigen Vieleck gebildet, dessen Längenachse von Norden nach Süden läuft. In der Hauptsache besteht die Burg aus zwei großen Höfen, die durch eine quergestellte bauliche Anlage getrennt werden, die der Verfasser als „Palast" bezeichnet. Der südlichen Seite der Burg ist ein Vorwerk vorgelegt, das durch eine elliptische Bastei verstärkt wird. Während man gegenwärtig durch eine nachträglich in die westliche Ringmauer gebrochene Türe in die Burg gelangt, liegt der eigentliche Eingang auf der Ostseite. Er war durch einen Turm gesichert und führte unter einem gewölbten Gang zunächst in den südlichen Hof und von hier durch einen ebenfalls überwölbten, an der westlichen Burgmauer vorüberführenden Gang in den nördlichen Hof. Die ganze Burg ist mit geringen Ausnahmen, wo Bruchsteine verwendet wurden, aus Mauerziegeln in der Stärke 29 × 14 × 7 cm erbaut; Werkstücke fehlen durchweg. Die Nordseite der Burg wird von einem überaus starken Turm beherrscht, dessen Seiten je 12 m in die Breite messen. Zu ebener Erde liegt nach Westen zu der im Spitzbogen geschlossene Eingang zum unteren Raum, der durch ein Fenster auf der Südseite Licht erhält. Das Parterre des Turmes ist mit einer Balkendecke geschlossen. Darüber erhebt sich das Stockwerk durch vier spitzbogige Fenster erhellt, die eine Breite von 240 cm haben. Unterhalb des Gesimses erblickt man auf der Südseite die Reste einer zweizeiligen Inschrift, die dem Charakter der Buchstaben nach dem 16. Jahrhundert entstammt. Zu entziffern war noch: ARTOPLE...... | A. DO.... 71.

An die Ostseite des Turmes schließt sich ein stockhohes, im Parterre gewölbtes, an der Ostseite dreiseitig geschlossenes Gebäude an, das durch eine jetzt zum größeren Teile zugemauerte Türe mit dem Erdgeschoß des Turmes in Verbindung stand. Fenster besitzt dieser Teil der Burg nicht, dagegen unterhalb des Gesimses drei Schießscharten. Von dieser Bastei, die im Volksmunde als Pfarrstube bezeichnet wird, weil hier bei Belagerungen der Ortsgeistliche gewohnt haben soll, zieht sich die Burgmauer zunächst in östlicher Richtung auf eine Länge von 6·96 m hin,

[1] Halaváts Gyula: Szelindek vára és a szelindeki, nagycsűri, kakasfalvi templom. Archäologiai Értesítő XXXI. (1911) S. 1 ff.

[2] Vgl. Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenb. Karpathenvereins III. (1883) S. 130 ff.

um sodann im rechten Winkel nach Süden abschwenkend mit einer Länge von 11·80 m den Torturm zu erreichen. In die Mauer sind zwei größere Schießscharten eingelassen, die als „Kanonenlucken" bezeichnet werden.

An der nordwestlichen Ecke der Burg erhebt sich ebenfalls ein einstöckiger Turm, 5·17 m im Geviert messend, mit drei größeren Schießscharten im Parterre und kleineren im Stock. An der äußeren Nordwand dieses Turmes ist in einem vertieften ovalen Feld von einem Barockrahmen umgeben das Wappen der Stolzenburger Gemeinde angebracht, das ein an vier Kettengliedern hängendes Hufeisen zeigt. Auf dieselbe Wand ist den Buchstaben nach zu schließen im 18. Jahrhundert eine mehrzeilige Inschrift gemalt worden, von der nur noch die Worte Ut felix et fausta sit zu entziffern sind. Die Mauer zwischen diesem Turm und dem jetzigen Glockenturm mißt 6·82 m und besteht aus einem älteren 2 m hohen und einem jüngeren aufgebauten Teil. In den letzteren ist eine dreifache Schießscharte eingelassen. In gleicher Weise ist die von dem Eckturm nach Süden in einer Länge von 7·94 m verlaufende Mauer auf eine ältere Mauer aufgebaut, die von da weiter sich in einer wesentlich anders aufgeführten Mauer fortsetzt und bis zum „Palast" reicht. Dieser Teil der Umfassungsmauer wird auf der Außenseite durch Stützpfeiler verstärkt, auf der Innenseite aber ruht der Wehrgang auf Bogen. Der Wehrgang ist mit viereckigen schmalen nach abwärts gehenden Schießscharten versehen, die in rundbogigen Arkaden liegen. Der Zugang zu diesem Wehrgang, der an sächsischen Burgen und Stadtbefestigungen des öfteren zu finden ist, erfolgte auf einer Treppe, die dort angebracht war, wo die beiden Mauern aneinanderstoßen.

Auf der Ostseite erhebt sich der Torturm, dessen Tor 3·70 m breit ist. Die Torhalle hat eine Breite von 4·38 m. Das Stockwerk besitzt eine mit einem Gurtengewölbe überführte Kammer. Das zweite Stockwerk ist 1870 eingestürzt. Wie Johann Plattner mitteilt, befand sich an diesem Teil der Burg eine Inschrift, die folgenden Inhalt hatte: Bátori Gábor terror patriae pulchritudinem Deus animum diabolus tibi dedit cum ambis diaboli eris. Joannes Baucis cibiniensis fugitiv. Anno MDCXI.

Quer durch die ganze Breite der Burg, den 33 m breiten Nordhof nach Süden zu abschließend, erstreckt sich der „Palast". Sein Grundriß hat die Form eines Trapezes, in der Mitte lag der große Rittersaal. Von dem Gebäude stehen noch die östlichen und westlichen ungefähr 14 m hohen Stirnmauern, sowie die Mauern des südlichen und westlichen

„Flügels“ in ursprünglicher Höhe. Dagegen fehlen die Mauern des nördlichen und östlichen „Flügels“. Sie sind um das Jahr 1855 abgetragen worden. Aus ihrem Material sind die Friedhofmauern aufgeführt worden. Sie stimmten, wenn man der Dorfstradition Glauben schenken darf, nach Aussehen und Anlage mit den südlichen Mauern genau überein. „Der Palast war stöckig. Das Erdgeschoß war 3 m hoch und besaß ein Gewölbe, dessen halbkreisförmige Gurten an dem westlichen Flügel noch erhalten sind, der Stock aber war 5 m hoch und auch seine spitzbogigen Gurten sind hier und an der Innenmauer des südlichen Flügels auch jetzt noch sichtbar.“ Die westliche Mauer ist in der Mitte mit einer 135 cm breiten spitzbogigen Türöffnung versehen, „welche den Zugang zu dem Erdgeschoß des Rittersaales vermittelte.“ Die südliche Mauer dieses Gebäudes ist an der Außenseite mit Strebepfeilern versehen und besitzt eine Öffnung, die, wie es scheint, erst später gebrochen wurde. Untereinander sind die Strebepfeiler oben mit halbkreisförmigen Bogen verbunden. Die äußere Umfassungsmauer umschließt nach Osten zu zwei gewölbte Geheimräume, in die man nur aus dem Stockwerk gelangen konnte.

„Während das Erdgeschoß, das wahrscheinlich als Geräte- und Getreidemagazin diente, in seinen Außenmauern der Öffnungen entbehrt, ist der Stock durch breite, große, spitzbogige Fenster gut erleuchtet, die überall in genügender Anzahl vorhanden sind. Die inneren den Rittersaal umfassenden Mauern aber, deren Säulen spitzbogige Gewölbe miteinander verbanden, waren arkadenartig ausgebildet. Auch der Stock war, nach den in den Winkeln und an den Säulen (!) sichtbaren Ziegelverbindungen zu schließen, eingewölbt.“ In den Giebelwänden des Daches befinden sich Schießscharten. In bezug auf die durch Vorkragung gewonnenen Schießscharten, die untereinander wieder durch halbkreisförmige Bogen verbunden sind, verweist der Verfasser auf das gleiche architektonische Motiv, wie es an dem Zimmermann- und Töpferturm in der Harteneckgasse zu Hermannstadt verwendet wurde. Da Kimakowicz diese Türme in den vierziger bis sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts entstehen läßt,[1] so mag auch die Erbauung des „Palastes“ der Stolzenburg derselben Zeit angehören, ja „es ist nicht gerade unmöglich,

[1] M. von Kimakowicz: Alt-Hermannstadt. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXVII. (1911) S. 263 ff. Nach Kimakowicz stammt nur das Erdgeschoß des Zimmermannturms aus dem 4. bis 5. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, der Töpferturm aber „fällt nicht aus der unteren Grenze des 16. Jahrhunderts hinaus und gehört einer anderen Stadtbefestigungsperiode an, als der Zimmermann- und Armbrusterturm.“

daß sie ein und derselbe Baumeister erbaut hat, und dies um so mehr, weil sich nicht nur heute, sondern noch mehr im Mittelalter die Individualität des Architekten insofern offenbart, als er gewisse architektonische Details an den durch ihn erbauten Gebäuden wiederholte.“ [1] An der Außenseite der östlichen Stirnmauer finden sich zwei Jahreszahlen: 1612 und PMS 1613.

Im Gegensatz zu Fr. Teutsch und anderen, die über diese Burg geschrieben haben,[2] sieht Halaváts in dem den mittleren Teil der Burg einnehmenden Gebäude nicht eine unvollendete Kirche. „Der Grundriß der mittelalterlichen, hauptsächlich der gotischen Kirchen weist (so) viele typische Details auf, die man hier nicht entdecken kann. So ist . . . . das in der östlichen Fortsetzung des Mittelschiffes befindliche Presbyterium und die dieses abschließende polygonale Apsis ein solcher unbedingt vorhandener Teil der katholischen, gotischen Kirche, ohne den es kein mittelalterliches Gotteshaus gibt. Diesen suchen wir hier aber vergebens. Denn den erkerartigen Vorsprung der östlichen Stirnwand bei einem Gebäude von so großen Maßen als Chor anzusehen, kann nur derjenige tun, der mit der gotischen Kirche nicht vertraut ist. Sodann kenne ich keine monumentale stöckige Kirche. Ich kenne Kapellen kleineren Ausmaßes, welche stöckig sind, aber daß eine ganze große Kirche stöckig sei, davon ist keine Rede. Dieser Bau ist aber bestimmt in seiner Gänze ein stöckiges Gebäude, und ebendeshalb halte ich ihn nicht für eine Kirche, sondern für einen Palast.“

Was den Zeitpunkt der Entstehung dieser Burg anbelangt, so akzeptiert Halaváts die Ansicht Fr. Teutsch's, daß die Stolzenburg im 15. Jahrhundert erbaut worden ist. Wenn aber als eine neue Stütze dieser Datierung, die sich nach der allgemeinen Baugeschichte in Siebenbürgen von selbst ergibt, der Umstand herangezogen wird, daß in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts der Ort „Stolzenbergh“ genannt wird und erst vom 15. Jahrhundert angefangen der Name „Stolzenburg“ belegt ist, so wurde übersehen, daß sprachgeschichtlich „Stolzenbergh,“ genau dasselbe ist wie „Stolzenburg,“ wie ja auch „Clussenberg“ dasselbe ist wie „Klausenburg.“[3] „Jene Behauptung Fr. Teutsch's indessen —

[1] Es geht wohl zu weit, aus einem so gewöhnlichen und weitverbreiteten Motiv einen Schluß auf die Individualität und die Werke eines Architekten abzuleiten.

[2] Fr. Teutsch: Unsere Burgen. Jahrbuch des siebenb. Karpathenvereins III. (1883) S. 130 ff. — Kőváry L.: Erdély építészeti emlékei Klausenburg 1866. S. 250. — Hunfalvy J.: Magyarország és Erdély képekben II. Abt. S. 78.

[3] Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXVIII. (1905) S. 26 ff.; XXIX. (1906) S. 31.

so fährt der Verfasser fort — daß diese Burg die Sachsen erbauten, daß sie demnach eine Bauernburg und das in ihrer Mitte befindliche große, stöckige Gebäude eine Kirche sei, kann ich nicht zu der meinigen machen. Ich halte diese Burg für eine königliche Burg und das in ihrer Mitte gelegene stockhohe Gebäude für einen Palast. Ich kenne mehr als eine sächsische Bauernburg, aber alle sind sie von kleinen (?) Dimensionen und in ihnen befinden sich im Verlaufe der Mauern die Kammern der Bewohner, eine typische Erscheinung, die wir hier vergebens suchen. Eine solch große, 40 m breite und 100 m lange Burg kann eine Gemeinde nicht bauen, sondern nur der König, wie ja die Könige tatsächlich auf dem Sachsenboden Burgen gebaut haben, so — damit ich andere nicht erwähne — in Talmatsch und in Reps. Und es ist ja auch natürlich, daß der König den Schutz seines eigenen Bodens nicht vollständig den Bauern anvertrauen konnte, sondern an wichtigen strategischen Punkten selbst eine Burg erbaute, welche er später dem Stuhl übergab, und so entstanden die Stuhlsburgen, deren Schutz Pflicht des ganzen Stuhls und nicht nur eines einzigen Dorfes gewesen ist. Bei Gelegenheit der Pfarrerwahl von 1394 betrug die Zahl der Männer 400. Diese Zahl ist ungenügend, als daß sie allein eine so große Burg erbaue und in ihr einen großen stockwerkhohen Palast! Die Ansprüche des Bauern waren niemals so groß, als daß er ein so großzügiges Gebäude auch hätte benützen können.

Daß unsere Burg im 15. Jahrhundert und nicht früher erbaut wurde, darauf weist die Tatsache, daß ihre Mauern aus Ziegeln gebaut sind. In früherer Zeit sind die Burgen aus Bruchsteinen gebaut. Nach der Einbürgerung der Feuerwaffen bevorzugte man indessen weichere Ziegelsteine. Die Maße der Ziegeln aber sind solche, wie man sie in diesem Jahrhundert zu gebrauchen anfing. Vorher wurden die Mauern aus Ziegeln aufgeführt, die um ein gutes Stück kleiner waren."

Ferner kommt in Betracht, daß gerade im 15. Jahrhundert die Türkenkriege die Notwendigkeit ergaben, für eine bessere Befestigung des Landes Sorge zu tragen. Die Schlachten bei Varna und auf dem Amselfelde waren für Ungarn unglücklich verlaufen. „Nichts ist natürlicher, als daß der König für den Schutz dieses Landesteiles Sorge trägt. So befestigt 1453 Ladislaus V. den Rotenturmpaß. Unter der Wirkung der türkischen Einflüsse, die die südöstlichen Teile des Landes betrafen, mußte die Stolzenburg aufgebaut werden."

Wir sind dem Verfasser bis zu diesem Punkte seiner Ausführungen gefolgt, die den bisherigen Anschauungen über den Charakter der Stolzen-

burg und des in ihr befindlichen großen Mittelgebäudes dezidierten Widerspruch entgegensetzen. Wir würden seiner Behauptung, daß unsere Burg eine Königsburg gewesen ist, unbedingt Gefolgschaft leisten, wenn er einen einzigen einwandfreien urkundlichen Beweis anführen könnte, denn es müßte doch, wenn diese Burg tatsächlich durch den König selbst erbaut worden ist, sich irgendwo eine schriftliche Nachricht darüber erhalten haben. Daß die Repser Burg ebenfalls ursprünglich eine Königsburg gewesen sei, ist nirgends bezeugt.[1] Wenn darauf aufmerksam gemacht wird, daß derartige große Burganlagen unmöglich von Bauern allein aufgeführt worden seien, so weisen wir auf die Rosenauer,[2] Honigberger,[3] Tartlauer[4] und die Keisder Burg[5] hin, die unzweifelhaft Bauernburgen sind und hinter der Stolzenburg an Umfang nicht weit zurückstehen, ja sie zum Teil übertreffen.

Hatte die Befestigung des Rotenturmpasses und die Errichtung der Landskrone den besonderen Zweck, einem schwer bedrohten Einfallstor außergewöhnlichen Schutz zu verleihen, so hätte die Errichtung einer königlichen Burg mitten im Sachsenlande nicht nur den alten Traditionen, sondern auch der Bestimmung der sächsischen Einwohnerschaft, die diesen Teil des Landes selbst zu schützen hatten, widersprochen. Wenn der Verfasser betont, der König hätte es sich doch nicht nehmen lassen, selbst für den Schutz „des eigenen Bodens" Sorge zu tragen, so liest sich das recht schön, aber ist es ein einzigesmal geschehen, daß in den Kämpfen Siebenbürgens gegen die türkischen Mord- und Raubbrenner ein königliches Heer zu Hilfe geeilt wäre?! Wo war der König, als die Türken Mühlbach zerstörten, wo, als Hermannstadt belagert wurde, als die Vorstädte Kronstadts in Schutt und Trümmer sanken?! Hat man jemals etwas davon gehört, daß die Besatzung der königlichen Burg in Stolzenburg bei irgend einer Gelegenheit eingegriffen hätte? Eine Königsburg ist die Stolzenburg auf keinen Fall gewesen! Daran müssen wir festhalten. Die Darstellung, daß der König die Burg als sein Eigentum erbaut und dann dem Stuhl zur weiteren Besorgung und Bewachung übergeben habe, enthält eine innere Unwahrscheinlichkeit. Denn, wenn sie nach der Auffassung Halavats' eine Art Kontrollstation den Sachsen gegenüber

---

[1] Vgl. Dr. Heinrich Müller: Die Repser Burg. Hermannstadt 1900. S. 21.

[2] Vgl. J. Groß und Ernst Kühlbrandt: Die Rosenauer Burg. Wien 1896. S. 12.

[3] Vgl. E. Kühlbrandt: Die Kirchen und Burgen des Burzenlandes. Das sächsische Burzenland. Kronstadt 1898. S. 74 ff. Grundriß S. 79.

[4] Ebenda S. 74 ff. Grundriß auf der Tafel zwischen S. 70 und 71.

[5] Vgl. A budapesti magyar királyi állami felső építő ipariskola 1912. évi szünidei felvételei. Tafel 15—20.

gewesen wäre, wie hätte sie dann ohne weiteres dem sächsischen Stuhl, d. h. der Hermannstädter Provinz überlassen werden können!

Eine andere Frage bildet die Erwägung, ob die Burg nicht von vornherein von der Gemeinde unter Mitwirkung des Stuhls errichtet, bzw. vergrößert worden ist, doch fehlen auch für diese Annahme beglaubigte Anhaltspunkte. Die älteren, auch von Halavàts konstatierten Mauerreste scheinen aber darauf hinzudeuten, daß ursprünglich eine kleinere Burg vorhanden war, die sodann im 15. Jahrhundert zu der jetzigen großen Anlage erweitert worden ist. Das südliche Vorwerk scheint die dritte Bauperiode darzustellen.

Was nun den von dem Verfasser als Königspalast angesprochenen mittleren Bauteil anbetrifft, so halten wir die Möglichkeit dieser Behauptung für ausgeschlossen. Wenn das Stockwerk der Rittersaal gewesen sein soll, so müßten sich Spuren eines Aufganges vorfinden, was jedoch nicht der Fall ist. Wozu hätte auch dieser Rittersaal dienen sollen? Vielleicht zur ständigen oder vorübergehenden Hofhaltung des Königs? Wir erblicken deshalb, weil wir für das Vorhandensein eines königlichen Palastes weder urkundliche noch praktische Gründe einsehen können, in diesem Bau nach wie vor eine Kirche, und zwar eine Hallenkirche mit drei gleich hohen Schiffen, deren Ausführung allerdings niemals vollendet worden ist.

Daß der Grundriß dieser Kirche keine besondere Choranlage besitzt, hat seinen Grund nicht so sehr in dem Umstand, daß der Bau nicht bis zur endgültigen Fertigstellung weitergeführt worden ist, sondern in dem besonderen Charakter, der dieser Kirche zukam. Denn sie war nicht nur als gottesdienstlicher Raum geplant, sondern sollte zugleich als Hauptbollwerk der Burg, als letztes Refugium dienen. Darauf deuten die Arkadenbogen der Strebepfeiler an der nördlichen, jetzt nicht mehr vorhandenen und an der südlichen Außenmauer, die offenbar keinen anderen Zweck hatten, als den Wehrumlauf zu tragen. Daß Chor und Schiff unter einem Dach liegen, ist eine an sächsischen Wehrkirchen oft wahrnehmbare Erscheinung. Wir erinnern nur an Bußd bei Reußmarkt, Klosdorf und Schweischer. Es ist ohne weiteres denkbar, daß das, von Westen gerechnet, vierte Pfeilerpaar mit einem entweder gar nicht ausgeführten oder zusammengebrochenen Triumphbogen den Abschluß des Laienschiffes bezeichnen sollte und daß die neben dem Chor liegenden Teile der Seitenschiffe zur Unterbringung von Kapellen und der Sakristei bestimmt waren. Durch entsprechende Einbauten, die wieder entweder verschwunden sind oder gar nicht zur Ausführung gelangten, hat die

Einrichtung dieses Gebäudes zu gottesdienstlichen Zwecken unschwer erfolgen können.

Die Hauptargumente für seine Behauptung, daß dieser Teil der Burg ein Königspalast gewesen ist, schöpft der Verfasser aus dem Fehlen eines polygonalen regelmäßigen Chorabschlusses[1] und aus dem Umstand, daß das Gebäude stöckig angelegt gewesen sein soll. Der Mangel eines vieleckigen Chorschlusses ergab sich aus der notwendigen festen Eingliederung der Kirche in das Festungsganze. Denn den Erbauern dieser Burg kam es im ersten Grunde nicht so sehr darauf an, eine stilgerechte Lösung des Grundrisses zu suchen, sondern die Kirche möglichst stark in den Burgplan hineinzukomponieren. Winkel und Mauereinziehungen hätten nur eine Erschwerung der Kirchenbefestigung zur Folge gehabt. Daß dieses Gebäude stöckig angelegt gewesen wäre, ist völlig ausgeschlossen. Hätte Halaváts mit seiner Behauptung das richtige getroffen, so hätte sich unter dem Rittersaal ein mehr als 400 m² großer Raum hingezogen. Wir fragen, wo lag der Zugang zu diesem Raum? Er ist nicht nachweisbar, denn die Türe in der westlichen Stirnmauer des Mitteltraktes war der Eingang in die Kirche. Außerdem ist aus dem Umstande, daß in den Mauern nicht eine einzige Öffnung vorhanden ist, die man als Lichtöffnung, als Fenster dieses großer „Magazins“ ansehen könnte, nicht die gegebene Folgerung gezogen worden. Daß aber dieser große Raum vollständig dunkel gewesen wäre, ist doch undenkbar.

Außerdem sprechen auch andere Bedenken gegen die Erklärung des Verfassers. Wenn in der Tat die Stolzenburg als eine Königsburg mit der Bestimmung aufgebaut worden wäre, dem Hof zum zeitweiligen Aufenthalt oder einer ständigen Besatzung als Unterkunft zu dienen, so hätte auch für Wohnräume, für Stallungen, für Wirtschaftsgebäude Sorge getragen werden müssen, aber von alledem findet sich in unserer Burg keine Spur.

Fassen wir demnach das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so liegt in der großen Bauanlage, die sich quer durch die Stolzenburg hindurchzieht, eine zwar niemals vollendete, sondern nur bis zu einem gewissen Grade ausgeführte dreischiffige Hallenkirche vor, die mit Kreuzgewölben hätte überführt werden sollen und die deutlich die Bestimmung

[1] Es sei darauf hingewiesen, daß die Urwegener Bergkirche einen rechtwinkligen Chorabschluß besitzt, den wir auch an der Langenthaler und der Ungarisch-Orboer Kirche antreffen. s. den Grundriß der letzteren bei Möller: Építészeti emlékek Hunyadi János idejéből a. a. O. S. 124.

hatte, in der Reihe der Befestigungen dieser Burg als Hauptbollwerk zu dienen. Auf die Ausgestaltung des nichtpolygonalen Chorschlusses, der schon in den romanischen Kirchenanlagen zu Schönberg, Mergeln, Urwegen seine Vorgänger hatte, war die Terrainformation ebenso ausschlaggebend, wie die Gründe der Befestigung selbst.

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Fehlen der sogenannten Kammern, die in anderen sächsischen Burgen, z. B. in Kelling, Tartlau und sonst noch oft als Wohnungen in Kriegszeiten dienten, nicht gegen den Charakter einer Bauernburg spricht, da in einer ganzen Reihe von sächsischen Burgen, z. B. in Radeln, Arkeden und Holzmengen, solche Kammern nicht vorhanden sind.

Im Anschluß an die Beschreibung und Erklärung der Stolzenburg gibt der Verfasser einige historische Daten. Zum erstenmal berichtet M. Miles von einem Kampf um die Burg. Durch Markus Pemfflinger wird die Feste im Jahre 1529 in Verteidigungszustand versetzt, eine Besatzung wird in sie gelegt und für genügende Munition gesorgt. Stefan Báthory, der Woiwode von Siebenbürgen, bestürmt und erobert die Burg, aber in nächtlichem Sturm gelingt es den Hermannstädtern unter Führung des Martin Hähn den Feind zu vertreiben und die Burg wiederzugewinnen.[1] Als 1658 Georg Rákóczy II. nach dem unglücklichen Ausgang seines polnischen Kriegszuges von der Pforte seiner Würde als siebenbürgischer Fürst für verlustigt erklärt wurde, kehrte er dennoch nach Siebenbürgen zurück, wo er sich der verfolgenden tartarischen und wallachischen Scharen zu erwehren hatte. Gegen solches Kriegsvolk hatte sich auch die Stolzenburg zu schützen. 1658 wurde sie belagert, aber sie widerstand. Die abziehenden Feinde ließen das Dorf in Flammen aufgehen.[2]

Eine dritte Belagerung hatte die Burg in den Kurutzenkriegen zu überstehen. Im Jahre 1707 eroberten die Kurutzen unter der Führung des Laurentius Pekri die Burg und zerstörten sie stark. Im Jahre 1715 besserten sie die Sachsen aus.[3] „Der Palast brannte im 18. Jahrhundert nieder."

Die Baugeschichte der Burg stellt Halaváts so dar: „Für den ältesten Teil sehe ich jenen Teil der Mauern an, in dem sich der jetzige Eingang befindet und an den das Haus des Burgwächters an-

[1] Mathias Miles: Siebenbürgischer Würgengel. Hermannstadt 1670. S. 21.
[2] J. Kemény: Deutsche Fundgruben. Klausenburg 1840. II. S. 152.
[3] Vgl. K. G. von Windisch: Geographie des Großfürstentums Siebenbürgen. Preßburg 1790. S. 175. — Plattner: Stolzenburg. S. 49 f.

gefügt ist. Der Wehrgang ruht auf Gewölbebogen und darüber befinden sich einfache Schießscharten, die außen ein einfach komponierter Mantel bedeckt, Kanonenlucken indessen besitzt er nicht. Späteren Ursprungs sind jene Mauern, in denen sich Kanonenlucken vorfinden und außer diesen sind auch die an der Ostseite befindlichen viereckigen Strebepfeiler älter, während die westliche Bogenmauer des südlichen Hofes und die den Brunnen umschließende eiförmige Bastei, in der dreieckige Stützpfeiler erblickt werden, nach den Buchstaben der Tafel zu urteilen, die sich an der runden Bastei befindet, einen Anbau des 16. Jahrhunderts bilden. Die aus dem nordwestlichen Eckturm abzweigenden Mauern aber, die auf die alte Mauer aufgebaut wurden, der Barockrahmen der Wappen samt den Buchstaben der Inschrift, aber hauptsächlich die nur hier erscheinenden dreifachen Schießscharten, welche auf den Gebrauch besserer Schießwaffen hinweisen, sind zur Zeit der im Jahre 1715 von Grund auf erfolgten Ausbesserung errichtet worden. Wie es scheint, haben die Kurutzen bei der Einnahme der Burg diesen Winkel am stärksten zerstört. Zum Schluß ist der in der Mitte der Burg befindliche Palast zufolge der architektonischen Motive der Hermannstädter Türme um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut worden."[1] — Trotz mannigfaltiger Beschädigungen ist der Erhaltungszustand der ganzen Burg so vorzüglich, daß die nötigen Sicherungsarbeiten keine allzugroßen Kosten verursachen dürften. Dem Appell des Verfassers „Sorge zu tragen, daß das, was noch vorhanden ist, in der Zukunft nicht zugrunde gehe" schließen auch wir uns an.

Hierauf wendet sich der Verfasser der Beschreibung und Würdigung der im Dorfe gelegenen Stolzenburger ev. Pfarrkirche zu. Um sogleich auf die Hauptsache einzugehen, heben wir hervor, daß wir die Ansicht, es läge in dieser Kirche das Ergebnis zweier durchaus verschiedener Bauperioden vor, nicht akzeptieren können. Den Beweis erblickt der Verfasser darin, daß das Chor von einem einfachen Kreuzgurtengewölbe, das Schiff aber von einem Sternnetzgewölbe überführt ist. Da nun aber das Schiff in späterer Zeit das alte Gewölbe durch eine Feuersbrunst oder sonst wie verloren hat, so ist es bei der um 1500 erfolgten Neueinwölbung mit dem gegenwärtig noch vorhandenen Gewölbe versehen worden.

Zu der Annahme, die schon wegen der Kleinheit des Chors des realen Bodens ermangelt, ist der Verfasser offenbar durch die Urkunde von 1342

[1] Diese durch Vorkragung gewonnenen Motive finden sich an sehr vielen sächsischen Kirchen, so in Almen, Bodendorf, Bußd bei Reußmarkt, Keisd, Klein-Schelken, Meschen, Waldhütten und Weidenbach.

verführt worden, in der unter Papst Klemens VI. der Erzbischof Nerses und elf Bischöfe auf Bitten des Plebans von „Stolzinberch" Walbrunus das Recht eines vierzigtägigen Ablasses zugunsten einer Allerheiligen-Kapelle zugestanden wird.[1] Diese Allerheiligen-Kapelle wurde nun in der Tat gebaut und hat sich in dem Chor der — Bartholomäuskirche erhalten. Auf dieser Grundlage läßt sich nichts aufbauen!

Die Sache wird nicht einleuchtender, wenn gesagt wird, „später war der hlg. Bartholomäus der Schutzheilige unserer Kirche". Wir kennen keinen Fall, daß eine Kirche in Siebenbürgen und vielleicht nirgends sonst ihren Schutzheiligen ohne weiteres gewechselt habe. Daraus folgt aber, daß unserer Bartholomäuskirche mit der Urkunde von 1342 nichts zu tun hat. Es ist derselbe Fehler, der bei der Darstellung der Baugeschichte der Hermannstädter Stadtpfarrkirche begangen wurde, daß man aus der Bewilligung eines Ablasses, dessen Erlös einer zu erbauenden Kapelle zugute kommen sollte, nun schloß: Die Kapelle ist tatsächlich gebaut worden, und daß man einen Bauteil der Kirche zu dieser Kapelle machte,[2] wobei sich dann herausstellte, daß diese „Kapelle" überhaupt nicht nachweisbar ist. In der gleichen Lage befinden wir uns auch der Stolzenburger Kirche gegenüber, wo schon die große Sakristei ebenso der Annahme, es sei das Chor ursprünglich eine Kapelle gewesen, widerstreitet, wie der Charakter des Maßwerkes in den Fenstern deutlich auf das 15. und nicht auf das 14. Jahrhundert hinweist.

Die Länge des Chores beträgt bei einer Breite von 7·41 m 14·64 m; das Schiff dagegen ist 16·76 m lang und 8·65 m breit. In die Südwand des Chores ist eine spitzbogige Pforte mit gegliederter Leibung eingelassen, die mit einer gemalten und eingelegten Türe aus dem Jahre 1731 verschlossen wird. Auch in die große Sakristei auf der Nordseite führt eine spitzbogige Türe, in deren Nähe sich die mit zierlicher Umrahmung versehene Sakramentsnische[3] befindet. Die profilierten Rippen des Kreisgewölbes sitzen auf Konsolen auf, die mit Pflanzenmotiven geschmückt sind. Die Schlußsteine sind glatt gehalten. Das Schiff der Kirche erhält ihr Licht durch fünf Fenster. In die Westwand ist die spitzbogige, mit einer schönen Leibung geschmückte Eingangspforte eingefügt, ebenso besitzt die Nordwand einen einfachen Eingang. Die Rippen des Gewölbes, das offenbar aus dem Ende des 15. Jahr-

---

[1] Zimmermann-Werner-Müller: Urkundenbuch II. Nr. 585. S. 2 f.

[2] Vgl. Reißenberger: Die ev. Pfarrkirche A. B in Hermannstadt. S. 7 ff. f. die weitere Literatur darüber oben S. 531.

[3] Vgl. Roth: Beiträge S. 109.

hunderts stammt, steigen, ohne sich auf Konsolen aufzustützen, aus der Wandebene auf. Die Scheitelpunkte der Rippenkreuzungen sind zum Teil mit Gewölbeschlußsteinen geschmückt. Auf zweien von ihnen ist ein „Renaissanceschild" und auf einem dritten das apostolische Kreuz abgebildet. Die Orgelempore, ebenso wie die mehrsitzigen Chorgestühle, deren Zinnen mit den bekannten, durch Ausgründung gewonnenen gotischen Ornamenten geschmückt sind, schreibt der Verfasser dem 16. Jahrhundert zu. Die Inschrift auf dem Türsturz des Nordportals $\frac{\text{TB 1590 TG}}{\text{GIA . H}}$ bezieht Halaváts auf die Restaurierung der Kirche, die zufolge der Zerstörungen notwendig geworden war, die das Gebäude durch die türkischen und walachischen Scharen erlitten hatte, die 1568 vom Sultan zur Verfolgung Georg Rákóczy II. ausgesandt worden waren.[1]

Was den Grundriß der Kirche anbelangt, so sei hier darauf hingewiesen, daß die Anlage und die Proportionen sehr stark an die Kirche in Weingartskirchen erinnern.[2]

Das Alabastertaufbecken der Stolzenburger Kirche stammt aus dem Jahre 1739. Die Kanzel ist eine Stiftung des Pfarrers Georg Soterius (1746—1762).[3] Als Johann Hertel Ortspfarrer war, ist 1770 der Altar und 1772 die Orgel mit den Porträts Maria Theresias und Josefs II. aufgestellt worden. Das Gitter auf der Kanzeltreppe schenkte der Pfarrer Josef Bruckner, worauf das Monogramm JB und die Jahreszahl 1792 hindeutet. 1792 wurde die Kirche hergestellt und sodann 1905 abermals einer Erneuerung unterzogen. Dem 18. Jahrhundert gehören die Eingangshalle und die Sakristei auf der Südseite des Chores an.

Die Glocken hängen, da die Dorfkirche keinen Glockenturm besitzt, oben auf der Burg im starken Wehrturm. Die Inschriften der beiden älteren Glocken hat schon Fr. Müller mitgeteilt. Sie lauten: O rex Glorie Xhesv Criste Ceni Cum Pace und XPS × REX × VENIT × IN × PACE × DEVS × OMO × PHACTVS × ES × 1518.[4] Halaváts ist geneigt anzunehmen, daß diese Jahreszahl auch die Erbauung des jetzigen Schiffes

[1] Die Jahreszahl 1568 ist ein Irrtum, da Georg Rákóczy II. von 1648—1660 Fürst von Siebenbürgen war. Deshalb kann auch die Jahreszahl des Nordportals mit der Zeit dieses Fürsten nicht in Zusammenhang gebracht werden.

[2] Vgl. Archäologiai Értesítő XXVII. (1907) S. 210 und die Tafel IV. im Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIV. (1911) Nr. 3—4.

[3] Vgl. Plattner: Stolzenburg. S. 60 ff.

[4] Vgl. Fr. Müller: Zur älteren siebenbürgischen Glockenkunde. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde IV. (1859) S. 223 und S. 225.

der Stolzenburger Kirche bezeichne. Auf der dritten Glocke, die der Tradition nach unterhalb der Burg gegossen worden ist, steht auf dem oberen Teile zu lesen: PIIS SUMBOLIS IN TRANSYLVANIA : ECCLESIÆ. STOLTZENBURGENSIS. Ferner auf der einen Seite: SENIORIBVS | MART SCHIEB EMERITO | SIM WELTHER | MICH. WERNER ÆDIT SEN | ANDR. KOENIG MICH MELTZER | MICH. HALMEN LAVR SIEVERT | PETR WEIS MICH SCHELIES | MART WERNER MICH WERNER MICH WEIDENFELDER AED. IVN. | MICH SCHIEB VILI. Auf der anderen Seite: ECCLESIASTICVS | GL IOH HERTEL PASTORE | R IOH SCHNEIDER · DIAC · SEN | R GEORG THEIL DIAC · IVN. Auf dem Glockenrand: CONFLATORE GEORG FOGARAS EXAVDI : DEVS SVSPIRIA : GEMITVS : VOTA PRECES : CLANGORE CONIVCTAS : AÔ 1774.

In der alten Sakristei werden zwei Grabsteine aufbewahrt. Der eine von ihnen kann vielleicht dem Andenken des am 30. Januar 1582 verstorbenen Pfarrers Thomas Bomelius gewidmet sein. Die Inschrift ist bis auf einzelne Buchstaben zerstört, da ehedem der Grabstein in den Fußboden der Kirche eingelassen war. Um so besser hat sich die Grabdeckplatte des Pfarrers Thomas Bordan erhalten. Die Randschrift lautet: MEMORIA POSTHVV . . . IRI DIGNIE(t) REVERENDI ERVDITIONE ET RĒR EXPERIENTIA PRÆCLARI DNI THOMÆ BORDANNI CIBIN GILANTISS : I IA RELIGIOSI DENATI AÔ 1633 ÆTAT : 77 · MINISTERII VERO 52. Die von Bordan selbst verfaßte Grabschrift ist schon früher mitgeteilt worden.[1] Schließlich werden noch die Hauptstücke des Kirchenschatzes erwähnt, der z. T. schon veröffentlicht worden ist.[2] Das aus einer Kokosnuß gearbeitete Ciborium wird irrtümlich als Kelch bezeichnet. Die im Pfarramtsarchiv aufbewahrten Originalurkunden werden ebenfalls angeführt.

Damit schließt der Verfasser seine Ausführungen über Stolzenburg und seine Kunstdenkmäler ab und wendet sich Groß-Scheuern zu. Bevor wir auf die Einzelheiten dieses Teiles seiner Arbeit eingehen, scheint es geboten zu sein, ein Wort über seine Grundrißaufnahme der Groß-Scheuerner romanischen Basilika zu sagen. Aus der Zeichnung

[1] Vgl. Roth: Plastik S. 126.

[2] Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. II. Tafel 1. Text S. 3 f. — Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXVIII. (1915) S. 14 ff. — Roth: Kunstgewerbe. Tafel IX. 3; XI. 1; XIII. — Derselbe: Beiträge S. 147, 151, 152, 171, 177, 179, 183, 185, 207, 209 ff., 217, 221.

geht hervor, daß die Aufnahme wohl den jetzigen Zustand des Gebäudes wiedergibt, aber auf die ursprüngliche Anlage keine Rücksicht genommen hat. Indessen ist es ganz gewiß, daß die Sakristei, die wir an keiner siebenbürgischen sächsischen romanischen Basilika vorfinden, aus jüngerer Zeit, wohl aus dem Ende des 15. Jahrhunderts herrührt. Außerdem kann es, wenn wir die typische Form der Kirchen romanischen Stils in Siebenbürgen zum Vergleich heranziehen, keinem Zweifel unterliegen, daß sich das nördliche Seitenschiff ebenfalls bis an die Westfassade erstreckt hat. Im Erdgeschoß des Turmes lag die bei eintürmigen romanischen sächsischen Kirchen in Siebenbürgen niemals fehlende Eingangshalle, die sich nach Norden und Süden in die Seitenschiffe und nach Osten in das Hauptschiff öffnete.[1] Daß die Bogen des Turmparterres nach den drei genannten Seiten hin erst nachträglich und wahrscheinlich aus Sicherungsgründen zugemauert worden sind, hat der Verfasser übersehen. In diesem Sinne bedarf seine Grundrißaufnahme der Korrektur. Die Groß-Scheuerner Kirche hat im Lichten mit Einschluß des Turmes eine Länge von nicht weniger als 37 m, wovon auf das Chor 11·50 m, und auf das Mittelschiff 20·21 m entfallen. Die Breite des Mittelschiffes beträgt 6·84 m und die des Chores 6·40 m. Das südliche Seitenschiff ist bis auf einen Teil des über den beiden westlichen Quadraten zerstörten Gewölbes vollständig in einer Länge von 20·82, das nördliche jedoch nur in einer Länge von 15·97 m erhalten. Auffallend, aber bei alten Bauten nicht ungewöhnlich, ist der Unterschied in der Breite der beiden Seitenschiffe. Während das südliche Seitenschiff 3·14 m breit ist, besitzt das nördliche nur eine Breite von 2·55 m. Beide endigen ganz stilrichtig in zwei Apsiden. Der Turm ist im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk mit einem einfachen Kreuzgewölbe überführt. Das zweite Stockwerk dagegen besitzt ein Gewölbe mit Rippen. Der Turm ist wahrscheinlich 1854 höher geführt worden und erhielt damals an Stelle des alten Pyramidendaches mit dem charakteristischen Umlauf sein jetziges Dach.

Die Groß-Scheuerner romanische Basilika ist 1497 umgebaut worden. Halaváts behauptet, daß dieser Umbau durch die Zerstörungen bedingt worden sei, die die Kirche durch die Türkeneinfälle der Jahre 1479 und 1493 erlitten habe. Dem gegenüber muß konstatiert werden, daß diese Zerstörungen nicht nachgewiesen werden können, vielmehr handelt

[1] Vgl. Roth: Zur Charakteristik der romanischen Kirchenarchitektur in Siebenbürgen. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIV. (1911) S. 33 ff.

es sich um den Umbau zu einer Verteidigungskirche, wie ihn zahlreiche Kirchen an der Wende des 15. Jahrhunderts erfahren haben. Er bestand hier in einer Höherführung des Chors, wobei die romanischen Fenster durch gotische Fenster ersetzt, Strebepfeiler angebaut und die durch Vorkragung gewonnenen Pechscharten angefügt wurden. Damals wurden an der Südseite des Nebenschiffes zwei Befestigungstürme aufgeführt, von denen sich der eine an den Turm anlehnt und der zweite sich über der jetzigen Eingangshalle erhebt. Zu derselben Zeit mag wohl auch das alte Kreuzgewölbe im Chor und die flache Holzdecke im Mittelschiff durch das Sternnetzgewölbe ersetzt worden sein. „Dieses Netzgewölbe indessen paßt sich ebenso wie bei der ref. Kirche in Salzburg nicht den Verhältnissen der Kirche an, indem es die durch die Anordnung der Pfeilerpaare gebildeten Felder nicht beachtet, sondern unabhängig davon eine Zeichnung von einer solchen Einteilung aufweist, welche sich nicht nach der Kirche richtete. Auch hier erfahren wir, daß die unteren Knotenpunkte der Netzrippen nicht, wie es die Regel erfordert, auf der Mitte der Pfeiler, sondern bald hier bald dort, in zwei Fällen auf den Bogen, aber auch hier nicht auf ihrer Mitte ansetzen.

Wenn wir sodann in Betracht ziehen, daß die Längen- und Breitenmaße des Hauptschiffes der Groß-Scheuerner und Salzburger Kirche nicht um viel von einander abweichen, weiterhin, daß diese Rippen nicht Konstruktionsteile des Gewölbes, sondern nur Schmuckstücke aus gebranntem Ton sind und an das Gewölbe angekittet wurden: so kommen wir zu derselben Behauptung, daß dieses Netz nicht für die Kirche konstruiert wurde, sondern daß man auch hier ein schon vorhandenes einpaßte. (?) Bei dem Sterngewölbe der Salzburger Kirche habe ich bewiesen, daß dieses die unveränderte Kopie der Klein-Scheuerner, mit der Einteilung der Kirche übereinstimmenden, mit dieser sich vollständig deckenden und so für diese Kirche konstruierten Zeichnung und das Werk eines und desselben Architekten, des Klein-Scheuerner Pfarrers, des Dominikanermönches Johann Welther sei. Und wenn wir noch dazu nehmen, daß Groß-Scheuern von Klein-Scheuern und Salzburg nicht weit weg liegt, ja mit seinem Hattert an diese Gemeinden angrenzt und die Wiederherstellung dieser drei von den Türken stark zerstörten Kirchen ungefähr zu derselben Zeit erfolgte, so ergibt sich von selbst die Annahme, daß Johann Welther, der Dominikanermönch, der damalige Pfarrerarchitekt in Klein-Scheuern auch an der Restaurierung der Groß-Scheuerner Kirche Anteil hat. Wenn er vielleicht auch nicht persönlich bei dem Umbau der Groß-Scheuerner Kirche beteiligt gewesen ist,

so hat er ihn schon durch seine Nachbarschaft auf jeden Fall beeinflußt."[1]

Abgesehen davon, daß der letzte Satz eine starke Einschränkung des Vorhergehenden in sich schließt, so hat der Verfasser übersehen, daß die Zeichnung des Sternnetzgewölbes der Kirchen in Klein-Scheuern und Salzburg, wie seine von ihm selbst aufgenommenen Grundrisse dartun, von der des Gewölbes in Groß-Scheuern wesentlich abweicht. Dort ist sie komplizierter, hier merklich einfacher. Ferner mag darauf hingewiesen werden, daß die Salzburger Kirche zufolge des über dem Chorquadrat aufgeführten Turmes einen wesentlich anderen Typus als die Groß-Scheuerner und die Klein-Scheuerner Kirche darstellt. Da wir aber gerade an den romanischen Basiliken, die zu spätgotischen Verteidigungskirchen umgebaut wurden, das mit einem Sternnetz überzogene Tonnengewölbe vorfinden, wir erinnern nur an Wurmloch, Groß-Schenk, Marktschelken usf., so ist die Wirksamkeit und damit der Einfluß des Dominikaners Johann Welther nicht zu hoch einzuschätzen.[2] Jedenfalls ist seine Tätigkeit nur für Klein-Scheuern urkundlich bezeugt. Die Behauptung, daß das Groß-Scheuerner Gewölbe eine unveränderte Kopie des Klein-Scheuerner Gewölbes sei, ist diesem nach abzulehnen.

Die Groß-Scheuerner Kirche ist 1740 und 1854 renoviert worden. Die Kanzel stammt aus dem 18. Jahrhundert, desgleichen das aus Alabaster geschnitzte Taufbecken mit der Jahreszahl 1758. Unter den Abendmahlsgefäßen ist neben einem gotischen Kelch des 15. Jahrhunderts[3] ein schöner Kelch, der 1704 gestiftet wurde, zu nennen.[4]

Den Schluß des Aufsatzes bildet die Beschreibung der ev. Kirche in Hahnebach. Hier wurde 1830 an den alten Turm eine neue Kirche

---

[1] Vgl. Halaváts Gyula: Vizakna, Kiscsűr, Kistorony műemlékei. Archäologiai Értesítő XXIX. (1909) S. 198 ff. — Vgl. die Besprechung dieses Aufsatzes, die Roth unter dem Titel: „Zur Geschichte der siebenbürgischen Kirchen-Architektur" gegeben hat. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIII. (1910) S. 64 ff.

[2] Zu Johann Welther vgl. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXII. (1889) S. 45 f. — Korrespondenzblatt V. S. 112 f. — Siebenbürg. Provinzialblätter 2. (1807). S. 124. — Archäologiai Értesítő IX. (1889) S. 274. — Es wäre zu bedenken, ob die Stelle in dem Klein-Scheuerner Kirchenbuch: »Dominus Johannes Welther, Ordinis Dominicani ecclesiae Aedificator 1506« nicht richtiger dahin zu verstehen sei, daß die Kirche während seiner Amtsführung erbaut wurde.

[3] Vgl. Kelchausstellungskatalog Nr. 48. — Roth: Beiträge S. 153 und S. 175.

[4] Der Kelch stammt nicht aus dem Jahre 1704, sondern 1720 und ist eine Arbeit des Hermannstädter Goldschmieds Martinus Regis. Vgl. Kelchausstellungskatalog Nr. 62. — Roth: Beiträge S. 239.

angebaut. „Der Turm war ursprünglich der alleinstehende Donjon der zerstörten Kirchenbefestigung. Der Eingang in den alten Turm lag auf der Ostseite im ersten Stock; diese Türe ist auch heute noch hinter der Orgel vorhanden. Ein starkes Tonnengewölbe bedeckt ihn. Von hier führt eine in der östlichen, beziehungsweise in der nördlichen Mauer befindliche Treppe in den zweiten Stock hinauf, der ebenfalls von einem starken Tonnengewölbe überführt wird. Aus dem zweiten Stock gelangen wir mit Hilfe einer in der südlichen, beziehungsweise in der östlichen Mauer befindlichen Treppe in das dritte Stockwerk." Den Turm deckt eine Holzgalerie und der darüber sich erhebende gedrückte Helm. In der westlichen Mauer des zweiten Stockwerkes öffnet sich ein Fenster und an allen vier Seiten des dritten Stockwerkes sind Schießscharten angebracht, von denen die östlichen in der Richtung der Kirche liegen, ein Zeichen dafür, daß ursprünglich diese Seite des alten Turmes frei lag. Auf der westlichen, südlichen und östlichen Seite des vierten Stockwerkes befanden sich gotische Fenster, die heute zugemauert sind."

Findet die Ansicht des Verfassers, daß der Hahnebacher Turm ursprünglich ein freistehender Bergfried gewesen ist, ihre Bestätigung, so war dieser Turm gleich dem Kellinger „Siegfried" der Mittelpunkt einer Bauernburg und es liegt in ihm die sehr interessante Tatsache vor, daß er durch den Anbau der Kirche zum Glockenturm umgestaltet wurde. Freilich erhebt sich dann die Frage, wo denn eigentlich die alte Kirche ihren Standort gehabt hat.

Die vier Glocken, deren Inschriften mitgeteilt werden, sind jüngeren Datums; drei von ihnen tragen die Jahreszahlen: 1700; 1774 und 1777.

Unter den Abendmahlsgeräten verdient besondere Erwähnung ein Kelch aus dem 14. Jahrhundert, der auf der Kuppa in gotischen Majuskeln die Inschrift: CASPAR ○ MELCHIOR ⊞ BALTISAR ⊞ ICHIVS[1] +, auf den sechs Noduskncöpfen die Buchstaben MAVEAR[2] und auf dem Rande des runden Fußes den Spruch AVE ⊡ MAR ⊡ IA GRATIA ⊡ PLENA ⊡ GRACIA ⊡ PLENA ⊡ DOMINVST(ecum) † trägt.[3]

Wenn man den Ausführungen des Verfassers auch nicht in allen Punkten beipflichten kann, so bildet seine Darstellung dennoch einen schätzbaren Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Kunstgeschichte,

---

[1] Das Wort ICHIVS bedeutet: I(esus) CH(r)I(st)VS.

[2] MAVER = AVE MAR(ia).

[3] Vgl. Kelchausstellungskatalog Nr. 34. — Roth: Beiträge S. 146, 158, 170, 174.

der um so dankbarer zu begrüßen ist, als die Auseinandersetzung mit ihm, gerade was die Stolzenburg anbelangt, zu dem wichtigen Ergebnis geführt hat, daß das große Zentralgebäude dieser Feste als Verteidigungskirche geplant, aufgeführt, freilich aber niemals vollendet worden ist.[1]

In seinem nächsten Aufsatz befaßt sich Julius Halaváts mit den Kirchen in Burgberg, Rotberg, Neudorf und Hammersdorf.[2] Aus der Einleitung, die in großen Zügen die Einwanderung der Sachsen behandelt, sei die Bemerkung festgehalten, daß die deutschen Ansiedler „vielleicht schon im 12., gewiß aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vor dem Mongoleneinfall ihre Gotteshäuser aus Stein in dem damals gebräuchlichen romanischen Stil erbauten". Hermannstadt kann, wie der Verfasser annimmt, die erste Steinkirche in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts aufgeführt haben, die für den Bau der Dorfkirchen „gewiß" als Muster diente und von der die basilikale Anlage entlehnt wurde. Ohne auf die Frage der alten Hermannstädter Kirche näher einzugehen, so muß doch bemerkt werden, daß die führende Stellung Hermannstadts auf architektonischem Gebiet für die Zeit um 1200 durch nichts beglaubigt wird. Hermannstadt war damals zunächst nur Hermannsdorf, kaum bedeutender wie Heltau oder ein anderer Ort dieser Gegend und was wir an Positivem über die älteste Hermannstädter Kirche wissen, ist so gering, daß sich weitergehende Schlüsse von selbst verbieten.

Die Burgberger Kirche ist in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im romanischen Stil erbaut worden. Das Mittelschiff ist 14·51 m lang und 7·65 m breit und hat eine Höhe von 8·65 m. Die Seitenschiffe, die mit dem Hauptschiff durch vier, auf drei quadratischen massigen Pfeilern ruhenden Arkaden verbunden sind, haben bei einer Höhe von 4·15 m eine Länge von 14·51 und eine Breite von 3·30 m und sind mit Kreuzgewölben überführt. Das Mittelschiff hatte ursprünglich die für die romanischen Kirchen Siebenbürgens typische flache Holzdecke, die im 18. Jahrhundert durch ein Tonnengewölbe ersetzt wurde. Die Seitenschiffe schließen mit Apsiden ab und sind mit vier Kreuzgewölben eingedeckt. Um die Wende des 15. Jahrhunderts wurde

[1] Außer den genannten Denkmälern hat Halaváts auch Großau und Törnen behandelt, worüber im Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde berichtet wurde. Vgl.: Keresztényszigeti és Pókafalvi emlékek. Archäologiai Értesítő XXVIII. (1908) S. 193 ff.; Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIII. (1910) S. 64 ff.

[2] Halaváts Gyula: A vurpódi, veresmarti, szászujfalvi és szenterzsébeti templom. Archäologiai Értesítő XXXII. (1912) S. 19 ff. — Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde. XXXV. (1912) S. 148 f.

die Apsis des Chorhauses abgetragen und der dreiseitige Chorschluß mit den beiden Strebepfeilern aufgeführt. Zu derselben Zeit wurde die südliche Mauer des Chorquadrates neu errichtet. Ob schon der romanische Bau auf der Nordseite eine Sakristei besessen hat, von der noch ein Teil der östlichen Abschlußwand steht, ist zu verneinen. Die jetzige auf der Südseite gelegene Sakristei ist ebenso, wie der auf einer rechteckigen Grundfläche sich erhebende Turm und die südliche und nördliche kleine Eingangshalle im 18. Jahrhundert erbaut worden. Offenbar ist auch die Orgelempore jüngeren Datums. Als sicher ist anzunehmen, daß in der Westfront das Hauptportal gelegen war, das durch den Turm unsichtbar geworden ist. Über der in das nördliche Seitenschiff sich öffnenden, mit einem Halbkreisbogen überführten Türe befindet sich ein romanisches Relief mit der Darstellung des Lebensbaumes, das in gegenständiger Stellung einen Leoparden und ein Fabeltier (Sirene?) mit dem in einen Fischleib auslaufenden Oberkörper eines Leoparden zeigt.[1] Beide Tiere legen eine Pranke an den zwischen ihnen stehenden, sehr einfach gehaltenen Baum. Ein ähnliches Relief finden wir auch im Tympanon der Südpforte der Salzburger reformierten Kirche.[2] Die kleinen und mit halbkreisförmigen Bogen überführten Fenster des Obergadens sind zugemauert und liegen heute oberhalb des Gewölbes. Die Fenster der Seitenschiffe sind erweitert worden. Schließlich gibt der Verfasser noch die Inschriften der drei Glocken. Die älteste wurde 1715 von Moritz Lang in Hermannstadt, die mittlere 1795 von Johann Baumgärtner in Schäßburg und die dritte 1828 von Michael Wolff in Hermannstadt gegossen.

Die Rotberger Kirche ist eine turmlose, dreischiffige Pfeilerarkadenbasilika mit halbkreisförmiger Chorapsis. Ihre Anlage unterscheidet sich von der der Burgberger Kirche dadurch, daß ihre Seitenschiffe der Apsiden ermangeln. Das Mittelschiff hat bei einer Breite von 7·60 m eine Länge von 16·10 m. Ebenso lang sind die 3·45 m breiten Seitenschiffe, die noch das alte Kreuzgewölbe aufweisen. Die an die Kirche angefügten Stützpfeiler sind jüngere Zutaten, desgleichen die an die Westfront angebaute Eingangshalle. Das Westportal ist nicht, wie Halaváts annimmt, in späterer Zeit gebrochen worden, sondern stellt

[1] Auf dieses Relief ist schon Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXIII. (1910) S. 67 f. aufmerksam gemacht werden.

[2] s. die Abbildung Archäologiai Értesítő XXIX. (1909) S. 201. Vgl. Huszka J.: Az istenfa. A magyar mérnök- és építészegylet közlönye. XLII. (1908) S. 173 ff.

sich als ein Umbau der alten romanischen Hauptpforte dar. Das Fenster des Chorquadrats und die beiden Fenster der Apsis sind offenbar erweitert, die Fenster des Obergadens und der Seitenschiffe umgestaltet worden. Während das Presbyterium noch das Originalkreuzgewölbe besitzt, ist das ursprünglich flach eingedeckte Mittelschiff erst 1889 eingewölbt worden, bei welcher Gelegenheit an die alten Arkadenträger 1·20 m starke Pfeiler angefügt wurden. Die Grundrißaufnahme des Verfassers ist insoweit nicht ganz richtig, als das südliche Chorhausfenster nicht eingezeichnet und die Sakristei ebenfalls der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zugeschrieben wird, doch hat Halaváts in einer späteren Publikation über „Die romanischen Kirchen des Hermannstädter Komitates" diesen Fehler berichtigt.[1] Wegen der großen Ähnlichkeit, die zwischen der Rotberger und der Burgberger Kirche besteht, „taucht von selbst der Gedanke auf, daß diese beiden Kirchen ein und derselbe Meister in nahe bei einander liegenden Zeiten erbaut hat, oder daß wenigstens eine der anderen als Vorlage gedient hat. Denn der geringe Unterschied, daß die Seitenschiffe der Burgberger Kirche in einer halbkreisförmigen Apsis, die der Rotberger aber gerade endigen, ist nicht wesentlich". Die Rotberger Kirche ist nicht genau nach Osten, sondern mit einer Abweichung von 10 Grad nach Nordosten orientiert.

Die Neudorfer Kirche ist eine eintürmige dreischiffige Pfeilerarkadenbasilika mit geradem Seitenschiff- und halbkreisförmigem Chorschluß aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Mittelschiff ist 16·70 m lang und 7·46 m breit. Die ebensolangen Seitenschiffe besitzen eine Breite von 3·60 m und sind entsprechend der Pfeileranzahl mit fünf Kreuzgewölben überwölbt. Das Chorhaus besitzt ebenfalls ein Kreuzgewölbe. Die flache Holzdecke des Mittelschiffes wurde am Anfang des 16. Jahrhunderts durch ein Sternnetzgewölbe mit gebrannten Tonrippen und Stichkappen ersetzt. Es geschah das in derselben Zeit, in der auf der alten, an der Außenseite mit angeblendetem Bogenfries und Lisenen geschmückten Apsis zu Verteidigungszwecken die polygonale Chorerhöhung aufgeführt wurde. Leider haben Renovierungen des 18. Jahrhunderts den aller Wahrscheinlichkeit nach vorhanden gewesenen Chorumlauf beseitigt. An dem romanischen Charakter des Turmes lassen die romanischen Zwillingsfenster des dritten Stockwerkes keinen Zweifel auf-

[1] Halaváts Gyula: Szeben vármegye románstilusú templomai. Különlenyomat a budapesti épitő mesterek, kőmives-, és kőfaragó- és ácsmesterek ipartestületének IX. Évkönyvéből. Budapest 1913. S. 8.

kommen. Das einfache alte Turmportal ist gegenwärtig zugemauert. Die in die Stirnwände der Seitenschiffe gebrochenen Türen sind samt den davor liegenden kleinen Hallen spätere Ergänzungen. Daß die Sakristei nicht der ursprünglichen Bauanlage zugehört, wie in dem Grundriß angegeben wird, hat der Verfasser später selbst zugegeben.[1] Die jetzigen Fenster des Mittelschiffes gehen auf den gotischen Umbau zurück, desgleichen die Sakramentsnische, deren Reste gegenwärtig in der Sakristei liegen. Erwähnenswert ist das in die Westwand des Turmes eingemauerte steinerne Relief, in dem wir das Bild des heiligen Nikolaus zu erblicken geneigt sind. Durch die Einwölbung des Mittelschiffes wurden die romanischen Fenster des Obergadens verdeckt, doch sind sie noch erkennbar. Die Fenster des Chors und der Seitenschiffe sind Umgestaltungen des 18. Jahrhunderts.

Nach kurzer Erwähnung der Thalheimer und der Holzmengener Kirche, welch letztere der Verfasser später eingehender behandelt hat,[2] geht er zu der Darstellung der Hammersdorfer Kirche über. Im Gegensatz zu dem Verfasser, der den Turm dieser dreischiffigen mit Dreiapsidenschluß ausgestatteten romanischen, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten Pfeilerarkadenbasilika erst in späterer Zeit entstanden wissen möchte, wobei er freilich das einschränkende Wort „wahrscheinlich" gebraucht, ist der Turm als ein organisches Glied der ursprünglichen Anlage anzusehen, was ein Blick auf den Grundriß ohne weiteres bestätigt. Die Seitenschiffe erstrecken sich mit ihren fünf Kreuzgewölben bis zur Westwand des Turmes. Am Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Kirche im Sinne der Gotik teilweise umgebaut und zu Verteidigungszwecken hergerichtet, damals erhielt die Kirche im Chorhaus das Gewölbe, die Sakramentsnische,[3] die Altarkredenz,[4] die nicht als eine Sitznische anzusehen ist, die mit Maßwerk geschmückten Fenster, die Strebepfeiler des Chors, und die Sakristei. Zu derselben Zeit wurde das Apsispolygon erhöht, was darauf hindeutet, daß es sich bei dem Umbau um Verteidigungszwecke handelte, und zu derselben Zeit wurde die flache Holzdecke des Mittelschiffes mit drei rechteckigen Gewölbejochen und der romanische Triumphbogen durch einen spitzbogigen ersetzt. Bei dem Neubau der Sakristei

[1] Ebenda. S. 19.
[2] Archäologiai Értesítő XXXIV. (1914) S. 375 ff.
[3] Vgl. Roth: Beiträge S. 109.
[4] Vgl. Roth: Beiträge S. 91. Abbildung Tafel XVIII, 1. — Archäologiai Értesítő XXX. (1910) S. 393.

wurde die südliche Seitenschiffapsis abgetragen. Die beiden Eingangshallen an der West- und Südseite und die der Apsis des südlichen Seitenschiffes vorgebaute Kammer sind Ergänzungen des 18. Jahrhunderts. Die Seitenschiffe sind 22·84 m lang und 2·85 m breit, das Mittelschiff hat eine Breite von 6·80 m und bis zur Orgelempore gemessen eine Länge von 12·40 m. Das Chorhaus ist in den Ausmaßen 6·70 × 5·90 m angelegt, indessen der Durchmesser der Apsis 5·27 m und die Tiefe 3·30 m beträgt. Die Seitenlänge des Turmes macht 17·2 m aus. Die Orientierung der Kirche zeigt eine Abweichung von 10 Grad nach Südosten. Über den aus dem Jahre 1742 stammenden Barockaltar, der 1908 an das Siebenbürgische Museum in Klausenburg verkauft wurde, ist an anderem Orte ausführlich gehandelt worden.[1] Vier Grundrißaufnahmen und fünf Ansichten dienen zum besseren Verständnis der Beschreibung. Zum Schlusse sei erwähnt, daß die Außenseiten der Hammersdorfer Kirche Spuren alter Wandgemälde erkennen lassen.

Den folgenden Aufsatz widmet Halaváts ausschließlich der Kirche und der Kirchenburg in Kleinschelken.[2] Über das Aussehen der Kirche, an deren Stelle unser Bau getreten ist, können nur Vermutungen angestellt werden. Abweichend von der Meinung des Verfassers, der eine gegen das Ende des 13. Jahrhunderts errichtete gotische Kirche oder gar eine Holzkirche annimmt, halten wir dafür, daß sich auch in Kleinschelken eine kleine romanische Basilika befunden hat, die vollständig abgetragen wurde, als die wachsende Gemeinde eines geräumigeren Gotteshauses bedurfte. Die jetzige Kirche ist ursprünglich eine eintürmige dreischiffige Säulenarkadenbasilika gewesen, die durch den im 18. Jahrhundert erfolgten Umbau zu einer Hallenkirche umgestaltet wurde, wobei man über die Seitenschiffe Emporen anlegte und die Einwölbung aller Schiffe im Geschmack jener Zeit vornahm. Die an dem Turm befindliche Jahreszahl 1463 bezieht sich wohl nicht auf die Grundsteinlegung der Kirche, sondern auf eine damals durchgeführte Renovierung. Um 1500 wurde die Kirche, die gegen das Ende des 14. Jahrhunderts erbaut worden ist, zu einer Verteidigungskirche umgebaut, wobei der Chor erhöht und mit Schießscharten, Pechnasen und einem gemauerten Umlauf versehen wurde. Das Turmportal, die reich

[1] Vgl. Roth: Beiträge S. 49 ff., Abbildung Tafel X. — Erdélyi Múzeum XXVII. (1910) S. 17 ff., Abbildung 16.

[2] Halaváts Gyula: A kisselyki templom és templomeröd. Archäologiai Értesítő XXXIII. (1913) S. 368 ff.

profilierten Arkadenbogen und Säulen, die in den Chorfenstern erhaltenen Maßwerkfüllungen, die Rippen und Schlußsteine des Chorgewölbes sind in sauberer Steinmetzarbeit ausgeführt. Die Fenster des Schiffes sind im 18. Jahrhundert in die damals erhöhten Seitenschiffmauern eingesetzt worden. An der Südseite des Seitenschiffes befinden sich drei Stützpfeiler; ursprünglich waren es deren sechs. Auf der Nordseite fehlen sie gänzlich. Aus dem Chor führt eine spitzbogige Türe mit profilierter Leibung in die auf der Nordseite gelegene Sakristei, die im 18. Jahrhundert erbaut worden. Vom Langhaus ist das Chor durch einen Triumphbogen getrennt. Von der alten Sakristei ist nur noch ein in der Fortsetzung des Seitenschiffes befindlicher Teil erhalten. Die beiden Eingangshallen sind in derselben Zeit an die Seitenschiffe angefügt worden. Nach der Ansicht des Verfassers sind auch die zu beiden Seiten des Turmes angebauten Teile erst im 16. Jahrhundert entstanden. Der Turm selbst ist mit dem Umlauf und einem Pyramidendach versehen. Eine einzige Glocke[1] hängt in ihm. Sie trägt die Inschrift: ◦ O REX + GLORIE ◦ VENI + CVM ◦ PACE ◦ 1556.

Die Orgelempore stammt aus dem Jahre 1788. Altar und Kanzel gehören dem 19. Jahrhundert an. Die Ausmaße der Kirche sind folgende: Die Länge des Mittelschiffes beträgt bei einer Breite von 6·35 m 21·57 m. Die Seitenschiffe sind 3·23 m breit und ebenso lang wie das Hauptschiff. Das Chorhaus zeigt bei einer Breite von 6·80 m eine Länge von 9·84 m. Von den der Kirche gehörigen Kunstdenkmälern werden das im Jahre 1477 gegossene Taufbecken[2] und der nicht schwarze, sondern polychrome Porträtgrabstein des Pfarrers Michael Oltardt genannt.[3] Die Randschrift dieses Denkmals lautet: CONDITVS SVB HOC TVMVLO IACET RND9 (reverendus) DN9 (dominus) MICHAEL OLTARDT CIBIN:(iensis) OLIM PASTOR ECCL(esi)Æ HVIVS PER ANNOS·20·FIDELISS:(imus) MORTVVS AN·(no) SAL·(utis) 1623 DIE 11 AVG:(usti) ÆTAT:(is) 50.

Auf der Inschrifttafel, die die untere Hälfte des Steines einnimmt, las der Verfasser:[4]

---

[1] Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde I. (1878) S. 45.

[2] s. Abbildung und Beschreibung des Kleinschelkener Taufbeckens bei Roth: Beiträge Tafel XI, 3. S. 75 ff. — Archäologiai Értesitő XXXIII. (1913) S. 9 f., Abbildung 5.

[3] Vgl. Roth: Plastik S. 120.

[4] Kleinere Fehler in der Wiedergabe sind berichtigt worden.

CREDO VENATIS, MORS!
ME QVÊIS SÆP, EPETEBAS
INTERITUM, TELIS,
ES MINITATA MIHI;
AST MAGÈ, NEQVITIÂ EX
EMTVM, COELÒQ LOCATVM
VICTOREM STAT VIS
POST FVRIBVNDA PETE!

Erwähnt werden auch kurz die drei Kelche der Kirche,[1] dagegen ist dem Autor der alte Flügelaltar entgangen, der an der Südwand des Chorhauses befestigt ist und nach einer Aufzeichnung im Gedenkbuch der Gemeinde 1565 entstanden sein soll.

Die Orientierung der Kirche weicht von der westöstlichen Richtung um 28 Grad nach Südosten ab. Das hat auch hier seinen Grund darin, daß die alten Gotteshäuser so angelegt wurden, daß die Längenachse der Kirche auf den Punkt gerichtet wurde, an dem am Namenstag des betreffenden Schutzheiligen die Sonne aufging.[2] Die Kleinschelkener Kirche war der heiligen Katharina geweiht, deren Namenstag auf den 25. November fällt. Da dieser Tag von der Wintersonnenwende nicht weit entfernt ist, so erklärt sich damit der große Winkel der Abweichung.

Um dieses Gotteshaus ist wohl gleichzeitig mit seiner Befestigung eine Kirchenburg angelegt worden, die aus zwei Ringmauern mit Türmen und Basteien bestand. Der Abstand beider Mauern von einander beträgt 14 m. Die äußere Mauer ist niederer als die innere, die auf Bogenarkaden den Wehrgang trug. Leider ist die innere Ringmauer zum größten Teil bis auf ein Stück im Südosten abgetragen worden. Eine Besonderheit zeigt die Klein-Schelkener Kirchenburg in dem eigentümlichen Bollwerk, das die westliche Bastei und den Kirchturm miteinander verbindet, einen Hof von der Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks umschließt, auf der südwestlichen Ecke ein kleines Warttürmchen trägt und ringsum mit einem auf starken Arkaden ruhenden Wehrgang ausgestattet ist. Den Eingang zum Hof schützte ein starkes Fallgitter auf der nördlichen Seite, an dem sich auch die Treppe zu dem Wehrgang befindet. Bei der Anlage dieses 15·50 m langen und 13·40 m breiten Zwingers ist leider das schöne Turmportal durch zwei Arkadenpfeiler zum

---

[1] Vgl. Roth: Beiträge S. 167, 169, 170, 177, 178, 179, 211, 214. — Derselbe: Kunstgewerbe S. 94, Tafel X, 1.

[2] Vgl. Archäologiai Értesítő XXXII. (1912) S. 263.

Teil vermauert worden. Das Bollwerk hatte offenbar den Zweck, vor den Zugang zu der Kirche, deren stark befestigtes Chor den letzten Zufluchtsort der Belagerten bildete, ein starkes Vorwerk zu legen. Ob dasselbe erst im 17. Jahrhundert aufgeführt wurde, wie aus der Grundrißaufnahme des Verfassers hervorgeht, ist fraglich. Wir glauben, daß es in der Zeit entstanden ist, in der das Chor seine heutige Gestalt erhielt, also in der Zeit um 1500, und daß es nur um wenige Jahrzehnte jünger ist, als die übrigen Teile der Kirchenburg. Außer den schon genannten, mit dem sechseckigen Bollwerk verbundenen Turm stehen heute noch drei Basteien, doch sind die zwischen ihnen gelegenen Teile der Burgmauern niedergelegt worden. Der westliche Verteidigungsturm der Kirchenburg ist in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts erhöht und mit einem achtseitigen Pyramidendach eingedeckt worden. In diesem Turm sind drei neuere Glocken untergebracht.

Der Erläuterung dienen fünf Abbildungen und ein Grundriß, der leider nur den südwestlichen Teil der Burg berücksichtigt hat.

Mit der Bearbeitung der evangelischen Kirche in Heltau[1] kehrt Halaváts wieder zu den Baudenkmälern des romanischen Stils zurück. Ihrer ursprünglichen Anlage nach ist die Heltauer Kirche, deren Orientierung um fünf Grad von der westöstlichen Richtung abweicht, eine romanische eintürmige dreischiffige Pfeilerarkadenbasilika mit Dreiapsidenschluß. Das Turmerdgeschoß bildet zugleich die Eingangshalle und ist durch Halbkreisöffnungen mit den Schiffen der Kirche verbunden. Das Mittelschiff hat samt der Eingangshalle eine Länge von 30·30 m und eine Breite von 10·30 m, die Seitenschiffe sind 7·46 m breit. Das Chorhaus mißt 5·90 m im Quadrat und steht mit seinen geringen Ausmaßen im Gegensatz zu den großen Räumen der Schiffe. Eine Seitenlänge des Turmes beträgt 12·60 m, im Lichten 7·25 m. Die Seitenschiffe waren mit Kreuzgewölben und das Mittelschiff mit einer flachen Holzdecke überführt. Eine Sakristei war nicht vorhanden. In das Chor gelangte man durch eine Rundbogenpforte auf der Südseite. Das Westportal war einfacher und kleiner angelegt, als man es sonst an den siebenbürgischen Kirchen dieser Zeit findet, und den Aufgang zu dem ersten Stockwerk des Turmes vermittelten zwei in die Turmmauer zu beiden Seiten des Portals gelegte Treppen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Kirche zu Verteidigungszwecken hergerichtet und zugleich mit spätgotischen Werkstücken ausgestattet. Wie groß die Zer-

[1] Halaváts Gyula: A nagydisznódi ágost. ev. templom. Archäologiai Értesitő XXXIV. (1914) S. 232 ff.

störungen gewesen sind, die das Bauwerk durch den Türkeneinfall unter Ali Beg im Jahre 1493 erlitten hat, läßt sich nicht mehr konstatieren. Die Umgestaltung erfolgte in der Weise, daß man über dem, von Osten gerechnet dritten Gewölbejoch der Seitenschiffe Türme aufführte und die Chorapsis dreiseitig erhöhte. Heute machen die Seitentürme mit ihrem Satteldach den Eindruck von Querschiffen, doch ist es unserer Meinung nach wahrscheinlich, daß diese Türme ursprünglich höher waren und unter dem Pyramidendach den Umlauf besaßen. Gleichzeitig wurden über das Mittelschiff fünf rechteckige Rippenkreuzgewölbe gelegt, die kleinen Fenster des Obergadens mit spätgotischen Maßwerkfenstern ausgestattet, in die Stirnmauer des Chorpolygons ein Radfenster eingefügt und die südliche Eingangspforte, zu der man durch das Erdgeschoß des Turmes gelangt, mit reicher Stabwerkleibung, Kragsteinschluß und Zinnenkranz versehen. In derselben Zeit wurde bei teilweiser Abtragung der nördlichen Seitenschiffapsis an der Nordwand des Chorhauses die Sakristei mit ihrem Tonnengewölbe und ihrer spitzbogigen Türe erbaut, sowie der westliche Teil der Seitenschiffmauer mit drei Stützpfeilern verstärkt. Bei dem Maßwerk der Fenster fand die Fischblase reichliche Verwendung. Die Schädigungen, die die Kirche durch das Erdbeben vom 8. August 1583 erlitten hat, lassen sich nicht mehr konstatieren. 1778—1779 wurde das Gotteshaus neu eingedeckt und 1792—1793 erhielt der jetzt 53 m hohe Turm an Stelle des alten Umlaufs und des Pyramidendaches seinen heutigen achtseitigen Turmhelm mit den vier Warttürmchen. Damals mögen auch die beiden Wehrtürme über den Seitenschiffen ihre Satteldächer erhalten haben. Der Einbau der beiden Treppen, die aus den Seitenschiffen zu der Orgelempore führen, mag ebenfalls im 18. Jahrhundert erfolgt sein. Im Jahre 1795 wurde der Blitzableiter angelegt und das Westportal umgebaut. Im Gegensatz zum Verfasser halten wir daran fest, daß die Übereinstimmung der romanischen Säulenkapitäle mit denen des Michelsberger Portals die Annahme einer Meisterhand durchaus rechtfertigt.[1] Leider sind diese alten Säulenkapitäle gelegentlich der letzten, vor wenigen Jahren vorgenommenen Restaurierung, die auch die zerstörte Fensterrose durch ein neues, nach dem Entwurf des Architekten Fritz Balthes angefertigtes Radfenster ersetzte, durch Kopien ersetzt worden und verloren gegangen. Wann die Seitenpforte des Chors und die Apsis des südlichen Seitenschiffes vermauert wurden, so daß dadurch eine Kammer entstand, läßt sich nicht mehr konstatieren. Bekanntlich hat dieser Raum eine Zeit lang

[1] Archäologiai Értesítő XXXI. (1911) S. 289. — Roth: Beiträge S. 117.

zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes und des baren Kirchengeldes gedient, worüber der Verfasser an der Hand H. Wittstocks das Nähere berichtet.[1] Von den im Besitz der Heltauer Gemeinde befindlichen Altertümern wird der berühmte Kirchenschatz nur kurz erwähnt. Von den drei Glocken sind zwei 1835 und 1841 in Hermannstadt und die dritte 1664 in Kronstadt durch Johannes Scadt gegossen worden. Die Inschrift dieser Glocke lautet: IN HONOREM DEI ET | ECCL (esiae): VSVM LIES | MICH GIESSEN DIE | T: (ugendsame) FR: (au) DOROTH: (ea) CLO | CNERIN CIB: (iniensis) DEC: (ani) | H: (errn) IACO: (bi) SCHNITZL: (eri) | OLIM PAST: (oris) HELTH (ensis) RELICTA VIDVA IOHANNES | SCADT · CO | RONENSIS ME FVDIT | A (nno) D (omini) 1664 R: (everendo) IOHANNE LEONHARD PASTORE MI: (chaele) KAP: AEDIT: (uo) MAR: (co) BLASI: (o) VIL(l) I (co) EXISTEN (tibus). Der in die Westmauer der Sakristei eingemauerte Grabstein wurde 1879 bei der Aufstellung des neuen Altars aufgefunden. Er ist dem Andenken des Heltauer Pfarrers Johann Hutterus (1627—1638) gewidmet und zeigt in Hochrelief den Verewigten in ganzer Figur mit dem Ornat bekleidet im Sarge liegend. Auf dem Rand des Steines steht zu lesen: SEPULTURA & MEMORIA VIRI ADMODUM REVERENDI AC PRÆCLARI D (omi) NI IOHANNIS HUTTERI CIBINIENSIS. QVONDAM PASTORIS ECCLESIÆ HELTENSIS VIGILANTISSIMI, QVI OBYT ANNO 1638 DIE 21. SEPTEMBR(is) ÆTATIS SVÆ 48. Auf den beiden Pfeilern zu Seiten des Dargestellten ist eingemeißelt: Cibinivm hvnc genvit, ſed jam peregrinvſ oberrat, Qvo ſtabiliſ fiat, civiſ apvt ſvperoſ. Illivſ effigieſ haec, marmor oſſa recondit, Hic ſva membra jacent, ſpiritvs aſtra tenet. Der alte Flügelaltar aus dem Jahre 1525, ein Werk des Hermannstädter Malers Vincentius,[2] und das prächtige Kirchenkastell werden nur kurz erwähnt. Die Wandgemälde an der Nordmauer im Innern des Chors, die bei den jüngsten Erneuerungsarbeiten freigelegt worden sind, entstanden nicht erst am Anfang des 16. Jahrhunderts, sondern sind nach Stil und Erhaltung das kostbarste, was uns aus der romanischen Periode erhalten geblieben ist. Dem Aufsatz sind vier Abbildungen und der Grundriß der Kirche beigegeben,

---

[1] H. Wittstock: Aus Heltau. Vergangenes und Gegenwärtiges. Hermannstadt 1883. S. 57 ff.

[2] Vgl. Roth: Der Hermannstädter Maler Vincencius. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde XXXVII. (1914) S. 117 ff. — Hier auch die weitere Literatur. — Vgl. noch Korrespondenzblatt XXXVIII. (1915) S. 23. ff.

dessen Verhältnisse den angegebenen Maßen nicht genau entsprechen und bei dem die Art der Wölbung in der Sakristei nicht ersichtlich gemacht worden ist.

Als Fortsetzung seiner Studien veröffentlicht Julius Halaváts in demselben Jahre die Beschreibung der romanischen Kirchen in Alzen, Holzmengen, Szakadat und Freck.[1]

Die Alzener Kirche zeigt die Anlage einer romanischen turmlosen dreischiffigen Pfeilerarkadenbasilika mit geradlinig abschließenden Seitenschiffen und halbkreisförmiger Apsis. Am Anfange des 16. Jahrhunderts wurde das Chorhaus verlängert und dreiseitig abgeschlossen und das bisher flach eingedeckte Mittelschiff mit einem Sternnetzgewölbe versehen. Die Seitenschiffe wurden erhöht und mit Kreuzgewölben überführt. Von der zu der gleichen Zeit errichteten Sakristei auf der Nordseite des Chors hat sich nur die östliche Stirnmauer und die zugemauerte Türe erhalten. Der Turm und die heutige Sakristei auf der Südseite sind erst 1859 gebaut worden. Das Mittelschiff ist 15·72 m lang und 7·07 m breit. Die Breite der Seitenschiffe beträgt 3 m, bzw. 2·75 m. Über das aus dem Jahre 1404 stammende Bronzetaufbecken dieser Kirche ist an anderem Orte Bild und Beschreibung gegeben worden.[2]

Die Holzmengener Kirche war ihrer ursprünglichen Anlage nach eine eintürmige dreischiffige Pfeilerarkadenbasilika mit flacheingedecktem Mittelschiff und Kreuzgewölben über den Seitenschiffen, die 1794 abgetragen worden sind. Ebenso wurden damals das Chorhaus und die Apsis bis auf die Grundmauern niedergelegt und wieder aufgebaut, wobei im Innern der Kirche die Wandpfeiler als Träger des neuen Empiregewölbes aufgeführt wurden. Die Kirche ist genau nach Osten orientiert. Das Mittelschiff hat eine Länge von 14·42 m und eine Breite von 7·50 m. Das Erdgeschoß des Turmes bildete mit seinem Kreuzgewölbe und seinen drei Bogenöffnungen wie in Heltau, Groß-Schenk und Freck die Eingangshalle, aus der man gleichzeitig in das Mittelschiff und in die beiden Seitenschiffe gelangen konnte. Gegenwärtig sind die nach Norden und Süden führenden Bogen zugemauert, was in der Grundrißaufnahme des Verfassers nicht ersichtlich gemacht worden ist. In das erste Stockwerk des Turmes gelangt man auf einer in der

---

[1] Halaváts Gyula: Az alczinai, holczmányi, oltszakadáti és feleki románkori templomok. Archäologiai Értesítő XXXIV. (1914) S. 374 ff.

[2] s. Roth: Beiträge S. 69 f. Tafel XII, 3. – Archäologiai Értesítő XXXIII. (1913) S. 5, Abbildung 3.

Südmauer befindlichen Treppe. Aus diesem Stockwerk, das wie das Erdgeschoß ein Kreuzgewölbe besaß, führte eine in der nordwestlichen Turmwand gelegene Treppe nach abwärts, doch ist sie nicht mehr gangbar. Von dem zweiten, dritten und vierten Stockwerk nimmt Halaváts an, daß es wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert neu aufgebaut worden ist. Das erste Stockwerk wird durch ein in die Westmauer eingefügtes Rundfenster mit roh gearbeiteter Vierpaßfüllung erhellt. Neben dieses Fenster ist das aus dem 13. Jahrhundert stammende Relief mit der Darstellung des Adam und der Eva eingemauert.[1] Den schönsten Schmuck der Kirche bildet das Turmwestportal, das 1906 leider unter Anwendung von Zement durch den Münchner Architekten Heinrich Hoffritz restauriert worden ist und das zu den schönsten Schöpfungen des romanischen Stils in Siebenbürgen gehört. Die Leibung besteht aus vier Halbprismen und vier Halbzylindern mit reichprofiliertem Sockel und den entsprechenden Gliedern der auf ihnen ruhenden Bogen. Auf den Kapitälen sind je zwei gegenständige, geflügelte, langgeschwänzte, mit Menschenköpfen versehene Sirenen sichtbar, die Halaváts irrtümlich als Greife erklärt hat. Auf den Kapitälen erheben sich an die Halbrundsäulen angelehnte, in Relief ausgearbeitete Figuren, die, soweit es möglich ist, folgende Deutung zulassen. Wir beginnen mit der ersten Gruppe auf der linken Seite des Beschauers, die eine jugendliche Gestalt mit der Fackel in der Hand und zwei Teufel zeigt. Das Bildwerk dürfte den Sieg des Glaubens über die Hölle bedeuten. Auf dem zweiten Kapitäl steht Petrus mit Bibel und Schlüssel in den Händen und einer zu seinen Füßen kauernden Gestalt, und auf dem dritten Kapitäl ein Apostelpaar mit einem, jetzt nicht mehr leserlichen Schriftband in den Händen. Auf dem inneren Halbrundbogen hat ein Fischschwanzmännchen mit einer Mütze auf dem bärtigen Haupt Platz gefunden. Dieses Relief entspricht einem weitverbreiteten Typus, den wir u. a. auch an dem Portal des Pfarrhofes in Remagen[2] in ganz ähnlicher Auffassung vorfinden und der zu dem noch nicht völlig einwandfrei gedeuteten Bilderkreis der mittelalterlichen Symbolik gehört. Auf dem nächsten Kapitäl erhebt sich auf einem Tier (Leopard?) stehend ein Heiliger (Paulus?), der in den Händen ein Schwert und ein dreieckiges Blatt hält und auf dem vordersten Kapitäl derselben Seite erblicken wir einen in die Kutte gekleideten Mönch mit einem Strickgürtel um den

---

[1] Vgl. Roth: Plastik S. 4.

[2] Vgl. H. Bergner: Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland. Leipzig 1905. S. 569.

Leib und hinter ihm einen Bischof mit einem Räucherfaß an langer Kette in der Hand. Den Ausführungen des Verfassers fügen wir noch folgendes hinzu. Auf dem Tympanon dieses Portals, das 1794 durchbrochen und mit einem Fenster und einem schmiedeeisernen Gitter versehen wurde, stand, wie wir dem Gedenkbuch der Gemeinde entnehmen, zu lesen: »Porta haec, post devastationes tartaricas lapidibus obstructa-auxiliante Deo recluditur et reparatur anno 1794 mensibus Aprili, Majo, Junio. — Administratoribus Drotlef vulgo Bortmes Merten, villico meritissimo et Blasio Setz convillico«. Als 1903 der um die Kirche angehäufte Schutt weggeschafft wurde, stieß man auf der Nordseite auf das alte Ziegelpflaster der Seitenschiffe, das teilweise auch noch im Hauptschiff vorhanden war. Das zweite Stockwerk des Turmes öffnet sich gegen die Kirche in einem runden Bogen und die Seitenschiffe sollen je einen Meter breite Eingangspforten in der Westwand gehabt haben. Vor die Turmhalle wurde ebenfalls am Ende des 18. Jahrhunderts eine Halle gebaut und die Treppe zu der Orgelempore an der Außenwand der Nordseite errichtet. In dem gleichen Jahre wurde der Grabstein des Pfarrers Thomas Fronius, der bis dahin vor der Kirche lag, in der Sakristei eingemauert. Die Inschrift des einfachen, ohne künstlerischen Schmuck ausgeführten Grabsteins ist in Initialen verfaßt und lautet: A ET O. Si NOSSE GESTIS, VIATOR, QUIS HOC MARMORE TEGATUR ACCIPE: THOM·(as) FRONIUS, ECCL(esi)AE PATRIAE PER SEMISECULUM FERE, DUM VIVERET, SERVICIIS ECCLESIASTICIS INSERVIENS, TANDEM FESSUS SECLO ET LABORIBUS, DUM AGERET 80 SINUM AETATIS ANNUM, OVATIONI REDDITUS, ET HIC JUXTA SUAM OLIM CLARISS(im)AM CATH.(arinam) CONJUGEM, QUAM ANTEA VI LIBERORUM UTRIUSQUE SEXUS MATREM FECERAT, AN(no) 1712 MENS(e) IUL(io) RECONDITUS, EXPECTAT ARCHIPASTORIS SUI PROMISSIONEM. RETINE VIAM, VIATOR, ET, SIC VOTI TUI COMPOS FACTUS, DISCE VIVENDO MORI, UT MORIENDO VIVAS.

Auch die Szakadater Kirche ist eine eintürmige, dreischiffige, im Mittelschiff mit einer Holzdecke, in den Seitenschiffen mit Kreuzgewölben eingedeckte romanische Pfeilerarkadenbasilika. Die Seitenschiffe sind abgetragen, und die Arkaden samt den beiden aus dem Turm in die Seitenschiffe führenden Bogenöffnungen des Turmerdgeschosses mit Mauern geschlossen worden. Das geschah 1790, in welchem Jahre das Mittelschiff sein heutiges, auf angeblendeten Wandpfeilern ruhendes Gewölbe

erhielt, die mit einem Rundbogen überführte Südpforte des Chorhauses zugemauert, die Vorhalle vor dem Westportal und die zehn Stützpfeiler, von denen sich neun an der südlichen Mauer und an dem Chor und einer in der Flucht der Westfront erheben, errichtet wurden. Das Kreuzgewölbe des Turmerdgeschosses, der Triumphbogen und das Kreuzgewölbe des Chorquadrates sind unversehrt erhalten geblieben. In das erste, ebenfalls mit einem Kreuzgewölbe geschlossene Stockwerk gelangt man auf einer Treppe, die in dem nordwestlichen Teil der Turmmauer liegt. Ob die Seitenschiffe ebenso wie das Chor mit Apsiden oder gradlinig abgeschlossen waren, läßt sich nicht mehr feststellen. In die Westfront des Turmes ist das Portal eingefügt, das aus Stein gearbeitet dem Portal der Holzmengener Kirche sehr ähnlich sieht, nur daß hier bloß zwei Leibungssäulen und drei Prismen vorhanden sind und der Sockel in der Erde vergraben ist. Die Kapitäle der Säulen sind mit menschlichen Gestalten und die der Leibungspfeiler mit Blattwerk geschmückt. Die Bogenleibung ist entsprechend dem Portalgewände profiliert und zeigt an den Halbrundstäben auf den Gesimsen oberhalb der Kapitäle stehend je zwei menschliche Figuren, die wegen der Verwitterung des Steines und wegen der auf sie aufgetragenen Kalkschichten nicht mehr gedeutet werden können.[1] Das Mittelschiff unserer Kirche ist 20·25 m lang und 6·40 m breit. Der Turm mißt an den Außenseiten 7·20 m im Quadrat.

Ebenso wie die Holzmengener und die Szakadater Kirche ist auch die ev. Kirche in Freck nach der Annahme des Verfassers in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Sie war ursprünglich eine eintürmige dreischiffige Pfeilerarkadenbasilika mit Dreiapsidenschluß, flach eingedecktem Mittelschiff und mit Kreuzgewölben über den Seitenschiffen. Auch hier war der Turm eingebaut, so daß das Erdgeschoß mit seinem Kreuzgewölbe die Eingangshalle bildete. Die in die Nordmauer des Chors eingesetzte gotische Sakramentsnische stammt aus dem 16. Jahrhundert, doch geht es unserer Meinung nach zu weit, aus dem Vorhandensein dieses Stückes den Schluß zu ziehen, daß die Kirche damals „umgebaut" worden sei. Wann die Seitenschiffe, deren Grundmauern noch vorhanden sind, und die Apsis des heute gradlinig schließenden Chors abgetragen wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Ihre heutige Gestalt erhielt die Kirche im 18. Jahrhundert. Darauf deuten das Innengewölbe im Chor und im Schiff. Daß die alten Arkadenpfeiler durch angeblendete Wandpfeiler verstärkt wurden, ist eine bei sekundären

[1] Vgl. Müller a. a. O., Jahrbuch der k. k. Zentralkommission III. (1869) S. 188. — Roth: Baukunst S. 23.

Einwölbungen häufig wahrnehmbare Erscheinung. Die südliche Chorhauspforte fehlte auch an dieser Kirche nicht. Die in dem südwestlichen Turmfuß befindliche Treppe führt in das erste Stockwerk des Turmes, das ebenfalls ein Kreuzgewölbe besitzt. Die älteste Glocke trägt die Inschrift: IN DEI GLORIAM FVSA SVB INSP(iciis) DOMINI ANDREAS WOLMAN 1777. Das Mittelschiff ist 19·42 m lang und 6·60 m breit, und das Chor hat eine Länge von 5·20 m. Die Längenachse der Kirche weicht um fünf Grad von der westöstlichen Richtung nach Südosten ab. Die Profilierung des Turmportals steht dem Szakadater Portal sehr nahe. Die Würfelkapitäle der Leibungssäulen sind mit Bandornamenten geschmückt. Das zweite Kapitäl auf der rechten Seite zeigt in den Winkeln ein menschliches Antlitz. Auf dem oberhalb der Kapitäle befindlichen wagerechten Gesimse erheben sich aus Stein gehauene Figuren, von denen nur noch ein Engel erkennbar ist.

Im Schlußabsatz hebt der Verfasser hervor, daß die Ähnlichkeit der Portale an den Kirchen in Holzmengen, Szakadat und Freck nicht zufällig sein kann. Eines steht unter dem Einfluß des anderen und doch deutet die Verschiedenheit in der Behandlung der Kapitäle auf die Selbständigkeit der Verfertiger hin. Die Frecker Kapitäle „gleichen mit ihrem Bandflechtwerk den Kapitälen des Michelsberger Portals, während die Menschengestalten der Szakadater und die Greifenpaare der Holzmengener Kapitäle in dieser Gespanschaft vereinzelt dastehen. In bezug auf die Gestalten, die auf den Gesimsen oberhalb der Säulenköpfe gestellt sind, gleichen die Gestalten des Frecker Portals denen der Szakadater Pforte wesentlich, und wenn man diese Skulpturen näher bestimmen könnte, so würden wir die Unterschiede in den Schutzheiligen der Kirche, bzw. in ihren Legenden finden. Die Ausarbeitung der Holzmengener Figuren in flachem Relief steht in dieser Gegend ohnegleichen da.“

Hiezu bemerken wir, daß die enge Verwandtschaft der Portale an den genannten drei Kirchen, wie sie in der großen Ähnlichkeit der Leibungen zutage tritt, die Annahme einer Meisterhand durchaus rechtfertigt. Dagegen bildet die Verschiedenheit des schmückenden Beiwerkes kein Argument, weil ja schon der Reichtum des romanischen Ornaments hinlänglich die Möglichkeit der mannigfaltigsten Abwechslung bot. In den Skulpturen der Bogenleibungen aber liegen wohl nicht Beziehungen auf die Schutzheiligen der Kirchen vor, sondern sie sind vielmehr als symbolisch-allegorische Bildwerke anzusehen, worauf die Verwendung von Fabelwesen und Teufelsgestalten hindeutet.

Das Ergebnis seiner hier wiedergegebenen Studien über die romanischen Kirchen der Hermannstädter Gespanschaft hat Halaváts in einem Büchlein zusammengefaßt, das 1913 als Sonderabzug erschienen ist.[1] Es enthält nach einer Einleitung über die Einwanderung der Siebenbürger Sachsen eine Charakteristik der romanischen Kirchenbauten dieses Gebietes und behandelt der Reihe nach die Kirchen in Rotberg, Burgberg, Hammersdorf, Kleinscheuern, Thalheim, Neudorf, Großscheuern, Petersdorf, Mühlbach, Urwegen, Heltau, Freck, Michelsberg, Salzburg[2] und Neppendorf; des weiteren wird ein Überblick über die angewendeten Zierelemente geboten und im Schlußkapitel in Anlehnung an C. V. L. Charlier über die Orientierung der mittelalterlichen Kirchen gehandelt. Der schätzbaren Arbeit, in deren Einzelheiten wir uns nicht einlassen, sind zwölf Grundrisse und sechzehn ausgezeichnete Ansichten beigegeben.

Die Bedeutung der Halavátsischen Aufsätze für die siebenbürgisch-sächsische Architekturgeschichte liegt darin, daß er in einer stattlichen Reihe von Einzeluntersuchungen ein reiches Material zusammengetragen hat, auf das man in Zukunft immer wieder zurückgreifen wird. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung, die dadurch nicht geschmälert werden sollen, wenn man in speziellen Fragen zu anderen Resultaten gelangt und manches Problem, so das der Datierung unserer romanischen Kirchen, nicht als definitiv gelöst betrachtet. Aber gerade die Erkenntnis des Wertes, der allen gewissenhaften monographischen Untersuchungen für die Gesamtforschung zukommt, läßt uns dem Wunsche Ausdruck geben, daß die oft geforderten, noch immer ausstehenden Detailaufnahmen unserer Architekturdenkmäler möglichst bald systematisch und erschöpfend in Angriff genommen und durchgeführt werden mögen.

In dem Werk: Ungarn und Siebenbürgen in Originalbildern, dessen Stahlstiche Zeichnungen von Ludwig Rohbock zugrunde liegen, hat schon 1864 Johann Hunfalvy in der Beschreibung des sächsischen Gebietes neben anderem auch Daten zur Geschichte der Kunst in Siebenbürgen zusammengetragen.[3] Soweit diese Daten auch heute noch ihre Bedeutung haben, seien sie in Kürze hier mitgeteilt.

---

[1] Halaváts Gyula: Szeben vármegye románstilusú templomai. Különlenyomat a budapesti épitő mesterek, kőmives-, kőfaragó- és ácsmesterek ipartestületének IX. Évkönyvéből. Budapest 1913. 8°. 54 S.

[2] Salzburg liegt nicht im Hermannstädter, sondern im Unteralbenser Komitat.

[3] Hunfalvy János: Magyarország és Erdély eredeti képekben. Darmstadt 1864. II. Abt. Siebenbürgen.

Interessant ist die Tatsache, daß der moderne Turm der um 1404 unter König Siegmund begonnenen und unter Matthias Korvinus vollendeten Michaeliskirche in Klausenburg[1] aus den Hausteinen der Burg, soll heißen, der abgetragenen Stadtmauern aufgebaut worden ist. Die reformierte Kirche, von der der Verfasser irrtümlich annimmt, daß sie nicht vollendet worden sei, ist ebenfalls während der Regierungszeit des Königs Matthias aufgeführt worden. Die Tordaer Burg wurde schon 1453 aus den Steinen eines alten römischen Kastells erbaut. Bekannt ist die Nachricht, daß die Bewohner von Toroczkó, wie die Urkunde Andreas III. vom Jahre 1291 berichtet, aus Eisen-Wurzel in Österreich eingewandert waren und ebenso, daß die ersten Professoren des Bethlenischen Kollegiums Johann Altstaedt, Heinrich Biesterfeld, Ludwig Fischer (Pescator) und Martin Opitz Reichsdeutsche waren. Falsch ist die Behauptung daß der Karlsburger Dom von Johannes Hunyadi zur Erinnerung an seinen Sieg über die Türken bei Szent-Imre (1441) erbaut worden ist.[2] Stilistische und baugeschichtliche Kenntnisse hat Hunfalvy nicht in großem Ausmaß besessen, wofür seine Behauptung den Beweis liefert, daß an der Karlsburger Kathedrale auch byzantinische Elemente konstatiert werden können. Ebenso sind auch die Bemerkungen über die Grabsteine derselben Kirche ungenau. Kulturgeschichtlich lehrreich ist die Beschreibung einer Fürsteninstallation in Karlsburg.[3] An der Mühlbächer Kirche nimmt Hunfalvy zwar die stilistischen Unterschiede wahr, aber er zieht daraus keine Schlüsse auf die Baugeschichte selbst. In Großpold erwähnt der Verfasser die damals noch vorhandenen Befestigungen der Kirche und hebt die Kirchenkastelle als ein charakteristisches Merkmal der sächsischen Dörfer hervor. Ein Irrtum ist es, wenn der Verfasser die katholische Pfarrkirche in Hermannstadt (gebaut 1726) dem italienischen Stil und das Brukenthalsche Palais der Renaissance zuweist. Ebenso beruht es auf ungenügender Information oder mangelhafter Betrachtung, wenn er bei der Hermannstädter ev. Stadtpfarrkirche von Reliefs über der Sakristeitüre spricht, wenn er das Westportal des Turmes in seiner gotischen Umgestaltung für den ältesten

[1] Vgl. Graf Emerich Mikó: Einige Details über die Stadtpfarrkirche in Klausenburg. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission X. (1865) S. 147 ff. — Die Bauzeit der Klausenburger Michaeliskirche fällt in die Jahre 1396—1432.

[2] Die Schlacht bei Szent-Imre fand 1442 statt und verlief für Johann Hunyadi unglücklich. Hunfalvy hat dieses Treffen mit dem im Jahre 1442 vor Hermannstadt erfochtenen Sieg über Mezeth-Beg verwechselt.

[3] a. a. O., S. 38 ff.

Teil der Kirche erklärt, wenn er die Südseite mit der Nordseite verwechselt und den Pfarrhof mit den „Bildern der Reformatoren" über der Eingangstüre[1] auf die Südseite des Kirchhofs verlegt. Unter den Kirchengebäuden erwähnt der Autor ferner die abgetragene Jakobskapelle und behauptet, daß sie früher der Hermannstädter Propstei gehört habe. Die Dominikanerkirche ist 1727 in den Besitz der Ursulinerinnen und die Kirche der Klarissinnen 1714 in den der Franziskaner übergegangen. Angeführt werden noch die Spitalskirche, die Elisabethkirche und die Laubenkapelle, die sich über der Zufahrt aus der Unterstadt zum Kleinen Ring befand. Im Anschluß an die kurze Besprechung der Michelsberger Kirche mit ihrem schönen romanischen Portal und der in Siebenbürgen einzigdastehenden Belebung der Westfassade durch Blendarkaden bringt Hunfalvy in einer Anmerkung die Behauptung, daß romanische Kirchen in Siebenbürgen nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Er nennt außer Michelsberg nur Urwegen und Mönchsdorf. „Außerdem finden wir an dem Karlsburger Dom und zuweilen an einigen anderen Kirchen romanische Formen." Wie ungenau ein solches Urteil ist, mag aus folgender Zusammenstellung hervorgehen. Dem romanischen Stil sind ganz oder in einzelnen Teilen nachstehende Kirchen zuzuweisen: Ákos, Alzen, Bärendorf, Öralja-Boldogfalva, Braller, Burgberg, Déva, Draas, Felmern, Freck, Galt, Groß-Logdes, Groß-Pold, Groß-Schenk, Groß-Scheuern, Hammersdorf, Hamruden, Harczó, Heltau, Hermannstadt, Holzmengen, Honigberg, Karlsburg, Katzendorf, Kelling, Kirchberg, Kirileis, Klein-Scheuern, Krakkó, Kronstadt, Marktschelken, Martinsberg, Mediasch, Mergeln, Michelsberg, Mühlbach, Neithausen, Neppendorf, Neudorf bei Hermannstadt, Neustadt im Burzenland, Nyomát, Nußbach, Petersdorf im Unterwald, Rätsch, Reußmarkt, Rodna, Rohrbach, Rotbach, Rotberg, Sächsisch-Pien, Salzburg, Schönberg, Schoresten, Somlyó-Ujlak, Szakadat, Szent-Imre, Szent-Király, Tarteln, Tatsch, Thalheim, Tövis, Treppen, Unter-Orbó, Urwegen, Vaja, Waltersdorf, Wurmloch, Zeiden. Daß die Stolzenburg eine von den sieben Burgen sei, die dem Lande den Namen gegeben haben, ist eine überholte Anschauung. Ebenso läßt es sich nicht beweisen, daß der Bau des Fogarascher Kastells 1299 begonnen habe. Die etymologische Deutung des Ortsnamens: Fogarasch aus fa + garas ist Volksdeutung. Zuerst wird das Fogarascher Kastell unter Andreas III. erwähnt, der den Meister Ugrin in dem Besitz

[1] Vgl. Roth: Beiträge S. 105., Abbildung Tafel XXXIII, 2.

der Feste bestätigte. Zur Zeit Karl Roberts besaß die Burg der Woiwode Opor, der sie wieder aufbaute oder renovierte. Ludwig der Große vergabte die Burg an den Woiwoden der Walachei, Matthias I. aber übertrug sie 1464 seinem Verwandten Johannes Geréb. Wladislaus II. verlieh das Kastell 1504 unter dem Protest der Sachsen an Johannes Korvinus. Später finden wir es im Besitz des Johannes Bornemißa, worauf es 1530 Johann Zápolya an den Palatin Thomas Nádasdy vergabte, von dem es auf Stefan Majlath überging. Von den Türken belagert und besetzt verblieb die Burg eine Zeit lang in ihrer Gewalt, bis sie Gabriel, der Sohn Stefan Majlaths, wiedergewann, bald aber an Kaspar Békesi abtrat. Georg Bánffy eroberte das Kastell nach neuntägiger Belagerung im Jahre 1537. Der Fürst Gabriel Bethlen schenkte die Fogarascher Burg seiner Gemahlin Katharina von Brandenburg und ließ das ganze Bauwerk wieder herstellen. 1631 kam die Burg in die Hand Georg Rákoczys. Nachdem noch Michael Apaffi I. im Besitz der Burg gewesen, in deren Räumen er am 15. April 1690 sein Leben beschloß, ging sie in das Eigentum Leopold I. über und ist heute Besitztum des Fiskus.

Die Kronstädter Schwarzkirche ist nach Hunfalvys Angabe in den Jahren 1383—1424 erbaut worden,[1] an der Stelle des 1553 durch die Kaiserlichen aufgeführten Kastells auf dem Schloßberg in Kronstadt soll schon 1211 der deutsche Ritterorden eine Burg erbaut haben, ebenso soll die Rosenauer Burg ursprünglich eine Befestigung dieses Ordens gewesen sein. Die Törzburg weist der Verfasser zu einer Hälfte dem romanischen und zu der anderen dem gotischen Stil zu. Auch sie soll vom Großmeister des deutschen Ritterordens zuerst 1212 aus Holz aufgeführt worden sein, worauf sie unter Ludwig dem Großen 1369 die Burzenländer aus Stein neu errichteten. Im Jahre 1498 wurde die Burg von Wladislaus II. für 6300 Gulden an die Kronstädter verpfändet. Die Summe wurde niemals zurückbezahlt, und 1651 schenkte Georg Rákóczy II. die Burg samt den dazu gehörigen elf Dörfern den Kronstädtern, in deren Besitz sie seitdem verblieb. Monatlich abwechselnd stand der Feste ein Kronstädter Bürger und ein Magyare als Burghauptmann vor. Die Marienburg ist ebenfalls auf den deutschen Ritterorden zurückzuführen, ebenso die folgenden sechs

[1] Worauf sich Hunfalvy bei dieser Behauptung stützt, ist nicht angegeben. Hier nur soviel: Die Kronstädter ev. Stadtpfarrkirche ist 1424 noch lange nicht fertig gewesen. Vgl. E. Kühlbrandt: Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. Kronstadt 1878. S. 47.

Burgen: Heldenburg bei Honigberg, Schwarzburg, Eulenburg, Rosenauer Burg, Törzburg und die Kreuzburg. An einem Tor der Marienburg ist die Aufschrift lesbar: »Porta latina«. Von den Burzenländer Kirchen wird nur die Tartlauer Kreuzkirche mit ihrem Vierungsturm erwähnt. Von der Schäßburger Bergkirche weiß der Verfasser zu berichten, daß sie 1409—1483[1] erbaut worden ist, und bei der Klosterkirche wird die Bauzeit mit der Zeit von 1482—1515 angegeben. Aus dem Namen der Steilau wird „Styla".

Bei dem Abschnitt über Elisabethstadt interessiert uns die Zusammenfassung über die Geschichte der armenischen Einwanderung (1671). Das Kastell in Kreisch soll um 1300 durch Markus Bethlen erbaut und durch Franz Bethlen und seine Gemahlin Klara Károlyi erneuert worden sein. Das Kokelburger Schloß war noch 1864 durch seine reiche innere Einrichtung, seine Möbel, Waffen und Bilder berühmt. Die Kokelburg, die schon im 13. Jahrhundert unter den Königsburgen eine Rolle spielte, kam durch Matthias I. an die Moldauer Fürsten, unter Ludwig II. an Johann Kiküllei. Aus dem Besitz der Königin Isabella gelangte das Kastell an Martinuzzi, darauf an die Fürsten Apaffi. Vom Fiskus, dem es durch die Habsburger einverleibt worden war, kaufte es der Graf Nikolaus Bethlen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts erhielt das Kastell seine jetzige Gestalt. Das große Kastell in Radnót am Marosch ist 1630 von Georg Rákóczy durch den Baumeister Augustin Serena aus Venedig erbaut worden.

Das Hunfalvysche Reisebuch kommt als wissenschaftliche Arbeit nicht in Betracht. Eine Bedeutung hat es heute nur in seinen Daten, die freilich durchwegs der Überprüfung bedürfen, und in seinen Stahlstichen.

Auf einem höheren Niveau, als Hunfalvys Darstellung, stehen Ladislaus Kövàris:[2] Siebenbürgens Baudenkmäler. Der Vorzug des Werkes, dem 30, allerdings wenig entsprechende Holzschnitte beigegeben sind, beruht in einer umfangreichen, wenn auch nicht erschöpfenden Aufzählung der siebenbürgischen Architekturdenkmäler. Als Mangel bezeichnet es der Verfasser in der Einleitung, daß er zu der Aufnahme der einzelnen Bauten nicht gelangte. Das Material gliedert

[1] Die Bauzeit der Schäßburger Bergkirche dauerte von 1429 bis 1525. Vgl. Fr. Müller: Die Schäßburger Bergkirche. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. I. (1854) S. 303 ff.

[2] Kővári László: Erdély épitészeti emlékei. Klausenburg 1866. Zweite erweiterte Auflage von desselben Verfassers: Erdély régiségei. Pest 1852.

er in vier Hauptabschnitte: Antike Denkmäler, Befestigungen der ungarischen Zeit, Kirchliche Bauten der ungarischen Zeit und Kleinere Bauwerke. Die Überschriften der Unterabteilungen lauten: Die dakischen und römischen Denkmäler; Die Hunnischen Denkmäler; Burgreste unbekannten Ursprungs; Ungarische Burgen; Szekler Stuhlsburgen; Sächsische befestigte Städte; Staatliche Befestigungen; Ritterburgen und Adelskastelle; Dorfburgen und Kirchenkastelle; Klöster; Kirchen; Verschiedene Bauten (Hermannstädter Rathaus, Zápolyahaus in Mühlbach, das Rákóczyhaus in Déžs zc.); und Kriegsdenkmäler (Schlachtfelder, Grabhügel, Schanzen zc.). Das Hauptgewicht verlegt Kövári auf das Zusammentragen von historischen Daten für die einzelnen Denkmäler, wobei er auch von der sächsischen Literatur reichlichen Gebrauch macht. Die kunstgeschichtliche Analyse und Beschreibung tritt dagegen beinahe vollständig in den Hintergrund und ist, wo sie sich hervorwagt, dilettantisch und unzuverlässig. Als Beweis dafür sei nur die Behauptung wiedergegeben, daß die Wandmalereien an der Kirche in Durles von einem byzantinischen Maler herrühren, der sich vor den Türken nach Siebenbürgen geflüchtet hatte.

Von den Angaben des Verfassers mögen einige auch hier Platz finden. Die alte sächsische Kirche in Enyed, die fälschlich dem romanischen Stil zugeschrieben wird, wurde 1865 abgetragen. Auf einem ihrer Strebepfeiler befand sich die Inschrift: Hoc opus inchoatum est anno Dni MCCCXXIII. et finitum IIII. Die vom Grafen Sigismund Kornis aus der Mühlbächer Kirche entführte wundertätige Marienstatue,[1] kam zuerst nach Kórod und von da in die Klausenburger Piaristenkirche in der Torenburgergasse, wo sie sich auch heute noch befindet. Im Chor der Mühlbächer Kirche sind Spuren von Wandgemälden mit Heiligenszenen wahrnehmbar.[2] In der Schäßburger Bergkirche sah Kövári neben zwei stehenden männlichen, aus Holz geschnitzten Heiligenstatuen[3] auch die Statue einer knieenden Gestalt. Während sich die beiden ersten erhalten haben, ist die letztere spurlos verschwunden. Das Kirchenkastell in Neppendorf besaß statt der sonst gebräuchlichen, an die Innenseite der Mauern

[1] Vgl. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXII. (1903) S. 53 ff.

[2] Vgl. Fr. Müller: Uber den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesonders die ev. Kirche zu Mühlbach. Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde. 1851. S. 279 ff. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission I. (1856) S. 61.

[3] Vgl. Roth: Plastik S. 142, Tafel XXVI.

angebauten Kammern unterirdische Gewölbe, die als Vorratsräume benützt wurden.

Eine Berichtigung der Irrtümer und fehlerhaften Angaben des Verfassers würde ebenso zu weit führen, wie eine Ergänzung der vielen Lücken. Ein Verdienst des Buches liegt darin, daß hier zum erstenmal eine Übersicht über den Denkmälerbestand der siebenbürgischen Architektur geboten wurde. Als Hilfsmittel zur ersten Orientierung auf den außerhalb des Sachsenlandes liegenden Gebieten hat es seine Brauchbarkeit bis heute bewahrt.

Im Gesamtrahmen der siebenbürgischen Architektur bieten die beiden alten Kirchen in Tövis besonderes Interesse dar.[1] Die jüngere von beiden ist die sogenannte Hunyadikirche, die von der katholischen Gemeinde benützt wird.[2] Sie war ursprünglich eine Mönchskirche und lehnte sich mit dem Chor an das alte Wohnhaus des Klosters an. Sie gehört der späteren Gotik an, wurde als einschiffige Saalkirche mit polygonalem Chorschluß, mit drei Jochen im Langhaus und zweien im Chor erbaut und steht ihrer Grundrißlösung nach der Kirche in Weingartskirchen sehr nahe.[3] Den Druck der Gewölbe fangen profilierte Wandpfeiler auf. Das in der Westfront liegende Hauptportal besteht aus einem Kleeblattbogen unter einem mit Krabben geschmückten Wimperg. Die Leibung ist reichgegliedert.[4] Den Wortlaut der Inschrift haben wir bereits mitgeteilt.[5]

Im Chor sitzen die Gewölberippen auf zierlichen Kämpfern auf, das Maßwerk der Fenster ist nur noch in Resten erhalten, dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß der Triumphbogen profiliert ist. Erwähnenswert ist der Türstock der Sakristei und das über dem Westportal befindliche Spitzbogenfenster. Der Turm erhebt sich über der Sakristei, deren Netzgewölbe in einem Schlußstein mit der Darstellung der Agnus dei endigt. An der äußeren Nordwand des Langhauses sind die Spuren von Kämpfersteinen zu erblicken; auf ihnen saßen die Gewölbe des nun verschwundenen Klosterkreuzganges auf.

Älter als die Hunyadikirche ist die Kirche der reformierten Gemeinde in demselben Orte. Der Hauptsache nach muß dieses Ge-

[1] Vgl. R. Fl. (Rómer Flóris): A tövisi templomok. Archäologiai Értesítő III. (1870) S. 93 ff.

[2] Vgl. den Grundriß der Töviser röm.-kath. Kirche in »Magyarország Műemlékei«. I. S. 125.

[3] Vgl. S. 575.

[4] S. die Abbildung ebenda S. 126 und S. 156.

[5] s. S. 575.

bäude noch dem romanischen Stil zugeschrieben werden. Darauf deuten die schweren Kreuzgewölbe, die rundbogigen Fenster auf der Nordseite, der runde Triumphbogen. Dagegen weist das Hauptportal mit seiner dreigliedrigen Birnstableibung und seinen Blattkapitälen, das Vorkommen von Zwillingsfenstern, ferner die Pforte auf der Südseite schon auf den Übergangsstil hin. Der von Römer erwähnte „Pfarrerstuhl", scheint die mit einem Rundbogen überführte Altarkredenz zu sein.

Für unsere Betrachtung sind die beiden Töviser Kirchen, ebenso wie das Weingartskirchener Gotteshaus auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie in ihrer wesentlichen Übereinstimmung mit sächsischen Bauten den Beweis erbringen, daß sich eine einheitliche Architektur über ganz Siebenbürgen ausgebreitet hat.

Bei der Seltenheit, mit der an ungarländischen Kirchen der Lettner auftritt, und mit Rücksicht auf die Tatsache, daß von vier bekannten Lettnern, bzw. von deren Resten zwei in sächsischen Kirchen auftreten, in Mühlbach und in Hermannstadt, sei darauf verwiesen, daß sich Lettneranlagen auch in der Nagyszöllöser Kirche und in der Preßburger Franziskanerkirche befinden oder befanden. Daß dem Lettner in der letztgenannten Kirche große Gefahr drohte, indem auch hier unvernünftige Neuerungssucht mit der Absicht der Abtragung schnell genug bei der Hand war, geht aus einer Notiz im Anzeiger für Archäologie hervor, die hiemit in Erinnerung gebracht sei.[1]

Über die Mönchsdorfer Kirche[2] und ihre Restaurierung spricht sich Peter Gerecze in einem Aufsatz über Einige unserer Kirchen aus der Arpadenzeit kurz aus, worauf kurz hingewiesen sei.

Im Jahre 1878 gab der Verein der Architekturschüler des Budapester Polytechnikums ein Heft mit Aufnahmen ungarländischer Kunstdenkmäler[3] heraus. Die Aufnahmen erfolgten unter Leitung des Professors Emerich Steindl. Von den 21 in Steindruck hergestellten Tafeln sind zwei der Kapelle in Mühlbach und drei Doppeltafeln

[1] Archäologiai Értesítő IV. (1870) S. 307.

[2] Gerecze Péter: Néhány Árpádkori templomunk. Archäologiai Értesítő XVI. (1896) S. 315 f.

[3] Magyarországi műemlékek. Kiadja a műemlékek országos bizottságának hozzájárultával a budapesti m. k. József-Műegyetem építészi hallgatóinak egyesülete Steindl Imre ny. r. tanár vezetése alatt. Auf dem Umschlagblatt neben dem französischen Titel auch der deutsche: Ungarns Denkmale. Herausgegeben: mit Unterstützung der Landes-Kommission zur Erhaltung der vaterländischen Monumente durch den Verein der Architekturschüler am königl. ung. Josefs-Polytechnikum unter Leitung des o. ö. Professors Emerich Steindl. Budapest 1878.

der ev. Stadtpfarrkirche desselben Ortes gewidmet. Diese Tafeln enthalten den Grundriß, die Ansicht der Westfront und den Querschnitt der Kapelle, sowie den Grundriß, den Längenschnitt und die Ansicht der Südseite der Kirche. Für eine wissenschaftliche Benützung sind die Aufnahmen leider nicht geeignet, da sie den gegenwärtigen Zustand der Gebäude nicht genügend berücksichtigen und es an der erforderlichen Genauigkeit fehlen lassen. Man erhält ein falsches Bild, wenn auf die Strebepfeiler des Chors Fialen aufgesetzt werden, die nicht mehr vorhanden sind, wenn unter das Turmgesimse ein Rundbogenfries und in das oberste Stockwerk des Turmes ein doppeltes Rundbogenfenster eingezeichnet werden. Die Kreuzblumen auf den Strebepfeilern der Kapelle sind ohne Ausnahme verwittert und sind trotzdem eingetragen worden. In dem Längenschnitt der Kirche fehlen die Fenster des Obergadens, ebenso sind die Schlußsteine nicht berücksichtigt worden. Der Lettner ist auf dem Grundriß so behandelt worden, als ob er noch vollständig erhalten wäre, auch sind die Bauperioden graphisch nicht kenntlich gemacht worden. Bei der Verwendung der Steindlschen Aufnahmen ist deshalb Vorsicht und Überprüfung aller Einzelheiten geboten.

Während die Tafeln dieser Publikation alle Mängel einer nicht genügend kontrollierten Schülerarbeit an sich tragen, hat Prof. Ernst Foerk in den Aufnahmen, die Hörer der höheren staatlichen Baugewerbeschule in Budapest im Jahre 1912 unter seiner Führung von sächsischen Baudenkmälern angefertigt haben,[1] ein Werk geschaffen, das zufolge seiner Genauigkeit von bleibendem Wert ist. Die Mappe umfaßt 40 Tafeln, von denen 14 die Kirche in Keisd, 7 die Keisder Bauernburg, 9 Burg und Kirche in Deutsch-Weißkirch, 7 die Kirche in Groß-Kopisch und 3 die Kirche in Reichesdorf behandeln. Die genannten Baudenkmäler in Keisd und Deutsch-Weißkirch sind vollständig aufgearbeitet und dabei ist auch den Details aufmerksamste Beachtung geschenkt worden. Hingegen ist das reiche Material an Steinmetzarbeiten und Holzschnitzereien, das die Reichesdorfer gotische Arkadenbasilika mit ihren polygonal abschließenden Seitenschiffen, dem prächtigen Portal[2] mit seinem Kreuzigungsrelief[3] im Tympanon, seiner steinernen Kanzel, den Chorgestühlen usw. besitzt.

[1] A budapesti magyar királyi állami felső építő ipariskola 1912. évi szünidei felvételei. Budapest 1913. — Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXVIII. (1915) S. 30 f.

[2] Vgl. Roth: Beiträge S. 104, 106, 122., Abbildung Tafel XXXIV.

[3] Vgl. Roth: Plastik S. 22 f. — Derselbe: Beiträge S. 104., Abbildung Tafel XXXIV.

wohl aus Zeitmangel nur zum Teil ausgeschöpft worden. Da bei der Aufnahme der Grundsatz befolgt wurde, lediglich den heutigen Bauzustand festzuhalten, so sind die primären und sekundären Teile einheitlich aufgezeichnet worden, weshalb einer baugeschichtlichen Darstellung eine Untersuchung nach dieser Richtung hin nicht erspart bleiben wird. Auf Tafel 31 und 32 vermißt man den Maßstab, der sonst auf allen übrigen Blättern vorhanden ist. Auf die Masse der Einzelheiten, die auf den gut ausgestatteten Tafeln zusammengetragen wurden, kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Publikation hat für unsere Architekturgeschichte urkundlichen Wert und gibt zugleich in mustergiltiger Weise den Weg an, auf dem wir allmählich zu einer restlosen Sammlung des Stoffes zur Geschichte der sächsischen Baukunst gelangen können. Daß auch die kunstgewerblichen Denkmäler, wie Glocken, Taufsteine, Beschläge, Leuchter, Türen u. a. m. in den Kreis der zeichnerischen Darstellung miteinbezogen wurden, erhöht den Wert der überaus dankenswerten Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die mundartliche Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen.

Von

Rudolf Hörler.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit gilt einem von der Literaturgeschichtsschreibung bisher völlig undurchforschten Gebiete.

Die Anregung dazu verdanke ich meinem akademischen Lehrer, Universitätsprofessor Dr. Robert Fr. Arnold, der Land und Volk der Siebenbürger Sachsen aus eigener Anschauung kennt und, mit der einschlägigen Literatur vertraut, den Mangel einer solchen Darstellung empfunden hatte.

Bei der Ausarbeitung kam mir der Umstand zugute, dass ich, als Landfremder bis zur Matura an sächsischen Lehranstalten erzogen, inmitten der eigenartigen und komplizierten siebenbürgischen Verhältnisse aufwuchs, ohne jedoch mit ihnen vollständig zu verwachsen.

Der Sammlung des sehr verstreuten und von Wien aus schwer zugänglichen Materiales diente eine Studienreise, die im Sommer 1913 unternommen wurde.

Meine Darstellung erstreckt sich bis auf die allerjüngste Vergangenheit. Wenn es unmöglich scheint, von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus über die deutsche Literatur der Gegenwart zuschreiben, weil der Zeitgenosse das seine Epoche eigentlich Bezeichnende nicht erkennen kann und es nie erkennen konnte, so wird diese Schwierigkeit in unserem Falle durch die natürliche Begrenztheit des Untersuchungsgebietes aufgehoben. Auch sonst hat die Wesensart gerade der sächsischen mundartlichen Kunstdichtung die Einbeziehung der Gegenwart erleichtert, so muss z. B. die aus naheliegenden Gründen bei Behandlung zeitgenössischer Literatur schwer oder gar nicht zu beantwortende Frage nach der

Entstehungsgeschichte der einzelnen literarischen Dokumente durch die Frage nach den äusseren Bedürfnissen, die sie befriedigen wollen, ersetzt werden usw.

Da, ausser etwa über Kästner, eine direkt auf die mundartliche Kunstdichtung bezügliche Literatur nur in Gestalt gelegentlicher Zeitschriftenaufsätze u. dgl. existiert, hatte ich die in unserer Disziplin selten gewordene Freude, eine literaturhistorische Darstellung ausschliesslich auf die Texte gründen zu können.

Für gütige Ratschläge oder freundliche Überlassung von Texten und Behelfen aus ihren Privatbibliotheken bin ich verpflichtet: Herrn Professor Dr. Robert Fr. Arnold (Wien), Herrn Stadtpfarrer D. Adolf Schullerus (Hermannstadt) und Sr. Exzellenz, Herrn Feldmarschalleutnant Franz Rieger (Wien); für Auskünfte Herrn Stadtpfarrer D. Franz Herfurth (Kronstadt), Herrn Pfarrer Heinrich Müller (Schellenberg), meinem ehemaligen Lehrer, Herrn Professor Franz Arz (Hermannstadt), Herrn Dr. Arnold Henrich (Hermannstadt) und für ihr ganz besonderes Entgegenkommen der Verwaltung der Hermannstädter Brukenthalbibliothek.

Wien, im März 1914.

Der Verfasser.

Abkürzungen:

AfLk = Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.
DVk = Deutscher Volkskalender.
KfLk = Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.
LwBl = Landwirtschaftliche Blätter.
Ma. = Mundart.
matl. = mundartlich.
NVk = Neuer Volkskalender.
VfK = Volksfreund-Kalender.
VfSbl = Volksfreund-Sonntagsblatt.

I.

Zur Einführung.

Das Volk der Siebenbürger Sachsen, das vor fast acht Jahrhunderten nach Ungarn berufen wurde, hat Sprache und Sitte trotz aller Unbill, aller Schädigungen und Anfeindungen bis heute sich erhalten. Von jeher hat es verstanden, die Pflichten gegen den Staat und seine Herrscher mit den Pflichten gegen sich selbst, als deren vornehmste es die Erhaltung seines deutschen Wesens betrachtet, zu vereinen. Dieses Volk stellt heute eine Stammesindividualität dar, die nur aus eigener Kraft den Zusammenhang mit der deutschen Kulturgemeinschaft aufrechterhalten hat und so durch eigenes Wirken das Gesamtbild deutscher Kulturgeschichte bereichert.

Die Sachsen zählen heute rund 230.000 Seelen, $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung sind Bauern.

Der Volkscharakter ist ein ausgesprochen invertierter. Während die Franken der Urheimat zu den temperamentvollsten, leidenschaftlichsten und lebenslustigsten Deutschen zählen, ist der Siebenbürger Sachse schwerblütig, zurückhaltend und misstrauisch. Seine Ruhe, Besonnenheit und Vorsicht verdankt er jahrhundertelangen politischen Erfahrungen und der Not vergangener Zeiten.

Es ist ein reifes Volk; seiner selbst und seiner Eigenart wohl bewusst. Nie dem augenblicklichen Impuls Folge gebend, ist es reicher an erworbenen Eigenschaften, als irgend ein anderes. — Immer bereit zu künstlerischem Genuss, ist es im Vergleiche zu seiner sonstigen Geistesarbeit künstlerisch selbst wenig produktiv. »Die Grazien sind leider ausgeblieben . . .« »Doch lässt sich ihm vertraun und das ist viel!«

Im Rahmen des AfLk ein Bild der politischen, nationalen und geistigen Entwicklung des Sachsentums zu geben, dürfte im Hinblick auf den meist heimischen Leserkreis überflüssig sein. Sollte indessen ein Landfremder, von der Literaturgeschichte oder Mundartenforschung aus an die Materie herantretend, mit der eigen-

artigen aus der geographischen Lage, der fremdvölkischen Umgebung, der Isoliertheit des Sprachgebietes, den vielhundertjährigen Kämpfen usw. bedingten Volksindividualität nicht vertraut sein, so wird er vor die unabweisbare Notwendigkeit gestellt sein, sich die Kenntnis von Tatsachen und Begriffen (vor allem den Begriff der »sächsischen Kultureinheit«) zu verschaffen, die er sich bei Lektüre des Folgenden als Voraussetzung stets vor Augen zu halten haben wird. Da hiebei eine gründliche, aber vor allem kurzgefasste Publikation in Betracht kommen wird, so sei auf das Buch »Siebenbürgen, die Sachsen und ihr Land«, von Friedrich Müller-Langenthal hingewiesen, das auf 176 Seiten ein geschlossenes Bild des Sachsentums in seiner ganzen Entwicklung bietet, einen Auszug der überaus umfangreichen einschlägigen Literatur darstellt und darüber hinaus — was die Wahl der Gesichtspunkte und die Darstellung betrifft — als eine der genialsten Leistungen sächsischer Kulturgeschichtsschreibung zu betrachten ist.[1]

Die Sachsen haben den Zusammenhang mit deutschem Geistesleben nie verloren. Über das eigene Schrifttum der Sachsen sagt Müller-Langenthal folgendes: »Die geistigen Arbeiter des sächsischen Volkes sind nicht nur Diener ihres Faches, sondern zugleich Arbeiter an den Gesamterfordernissen des Volkes. Sie müssen in dem kleinen Mikrokosmus alle Aufgaben bewältigen, die draussen in den grossen Verhältnissen durch eine Fülle gesammelter Kräfte und einseitig gebildeter Talente gelöst werden. Man erwarte darum von ihnen am wenigsten Werke von Menschheitswert. Eine genaue Feststellung würde im Schlussergebnis darauf führen, dass die neuen Standpunkte der deutschen Wissenschaft und Kultur, soweit das siebenbürgisch-sächsische Volkstum dazu Beziehungen gewinnen konnte, etwa im Zwischenraum einer Generation — eben jener, die sie draussen erst kennen lernt — auch nach Siebenbürgen dringen und hier den eigenartigen Verhältnissen anbequemt werden. Obenan stehen die geschichtlichen und volkskundlichen Forschungen, deren Pflege der Verein für siebenbürgische Landeskunde (gegründet 1842) unter seine Fittiche genommen hat.« (S. 130.)

Welche Fülle an meist wissenschaftlicher Literatur sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hat, lehrt schon ein flüchtiger Blick in das vierbändige »Schriftstellerlexikon« von J. Trausch, dessen letzter Band von Fr. Schuller besorgt wurde.

[1] Duncker in Weimar, ohne Jahr [1912].

Auch für die (hochdeutsche) Dichtung der Sachsen ist das oben erwähnte Generationsgesetz massgebend gewesen. Dazu kommt noch, dass die poetischen Kräfte zu allen Zeiten durch politische oder völkische Interessen absorbiert waren. So zeigt denn die sächsische Literatur das charakteristische Anklammern an die jeweils durchgebildetste literarische Tradition. Bis tief herauf in das 19. Jahrhundert lässt sich der Einfluss der Klassiker verfolgen. Die romantischen Ideen gelangten zumeist nur auf dem Gebiete der Wissenschaft zum Durchbruche. Ein Hauptmerkmal der sächsischen Literatur bildet ferner die Vorliebe für historische Stoffe. Merkwürdigerweise standen und stehen die Sachsen ihrer eigenen Literatur ziemlich kühl, skeptisch und sehr kritisch gegenüber. Vermutlich deshalb, weil die heimischen Erzeugnisse von dem literarisch hochgebildeten und sehr belesenen Publikum stets an den Erzeugnissen der allgemeinen deutschen Literatur gemessen wurden.

Da die matl. Kunstdichtung der heimischen schriftdeutschen Literatur ziemlich fernsteht, seien hier nur einige Vertreter der letzteren genannt und von einer wenn auch kurzgefassten entwicklungsgeschichtlichen Darstellung der deutschen Literatur in Siebenbürgen sei abgesehen. (Vgl. allenfalls die einschlägigen Aufsätze in den »Bildern aus der vaterländischen Geschichte«. Herausgegeben von Fr. Teutsch 1895—99.) In den 40er Jahren war die schöne Literatur durch die Dramatiker Daniel Roth, Ch. Heyser und J. Marlin vertreten. Die »klassische Zeit« repräsentieren später Michael Albert (Dramatiker) und Traugott Teutsch (Drama und historischer Roman), endlich wäre Fr. W. Schuster (Drama und Lyrik) zu erwähnen. Von den zeitgenössischen Dichtern, die nicht mehr so stark dem Generationsgesetz unterliegen, sind zu nennen Oskar Wittstock (Novelle und Roman), Hans Lienert (Drama) und Hermann Klöss (Lyrik).

II.

Merkmale und Eigentümlichkeiten der mundartlichen Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen.

Die mundartliche Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen will, die im matl. Sprachschatze gegebenen poetischen Möglichkeiten ausnützend, das dem Volksgute entnommene Material als nationale Literatur dem sächsischen Volke rückerstatten. — Da sie nun eine Literatur im vollsten Sinne des Wortes ist, zugleich aber eine eigentliche Volksdichtung ersetzen, resp. ergänzen will, so weist sie, ganz abgesehen von den durch das exotische Milieu gegebenen stofflichen Elementen, gewisse durch die eigenartigen kulturellen Verhältnisse bedingte Merkmale und Eigentümlichkeiten auf, die sich nur ungefähr dem Begriff, den der Forscher, noch weniger dem Bilde, das der Laie von matl. Kunstdichtung gemeiniglich hat, einfügen lassen wollen.

Wirkungen, die wohl letzten Endes der Literatur jeder Sprachgemeinschaft eigen sind, zumeist aber als etwas Sekundäres angesehen und bei wissenschaftlicher Betrachtung als kaum bedachte Voraussetzung behandelt werden, treten bei einer relativ so kleinen, isolierten und bedrängten Sprachgemeinschaft in den Vordergrund, werden primär und bleiben immer aktuell. Die deutsche Literatur in Siebenbürgen und besonders die matl. Kunstdichtung wirkt volkserhaltend und will vor allem so wirken. Die Ma. verengt die durch die deutsche Sprache gesteckte Verteidigungslinie und umgibt das sächsische Volkstum wie eine zweite, innere Ringmauer.

Es waren fast ohne Ausnahme Pfarrer oder Lehrer, also die Träger der sächsischen Geistesbildung, die durch ihr Dichten dieser bewusst erfassten Aufgabe sich unterzogen. Es ist klar, dass dieser Umstand einem Teil der matl. Literatur einen besonderen Stempel aufgedrückt hat. Wenn auch das Schaffen dieser Dichter Blüten reiner und schöner Poesie hervorgebracht hat, so wurzelt es doch oft in Bedürfnissen äusserer Natur, so dass der stoffliche Gehalt als Selbstzweck sich nicht selten geltend macht und alle Stufen der Absichtlichkeit bis zum reinen Tendenzwerk durchmessen werden. Dieser didaktisch-pädagogische Zug offenbart sich naturgemäss fast gar nicht in der Lyrik, mehr schon in den Prosastücken, vor allem aber, als in der der Kanzel nächststehenden Kunstgattung: im Drama.

Sozial-sittliche Triebkräfte sind es, die eine sächsische Literatur hervorgebracht haben und die ihr den inneren Halt geben. Es entspricht nur dem Wesen der evangelischen, »sächsischen Volkskirche«, wenn ihre Vertreter auch als Dichter vor allem anderen der Volkswohlfahrt im Sinne nationaler Kultureinheit und völkischer Selbsterhaltung sich widmen, so dass auch das hie und da hervortretende religiös-kirchliche Element, obwohl es natürlich noch mehr darstellt, als ein Symbol völkischer Organisation, doch vor allem als solches empfunden wird. Es sind diese Bestrebungen zu Erkenntnissen gewordene Instinkte, die, in den verschiedensten Formen betätigt, das sächsische Volk durch bald acht Jahrhunderte erhalten haben. Die Hingabe an das Gemeinwohl ist das Ethos, das die gesamte geistige Produktion der Sachsen beherrscht und in der heimatlichen Literatur seinen poetischen Ausdruck findet.

Dieser nationale Gehalt ist aber nicht ein willkürlich gewähltes Spezialthema, wie etwa in der vaterländischen Dichtung der sonstigen deutschen Literatur, sondern geht aus dem Wesen einer matl. Dichtkunst unmittelbar hervor. Er ist daher im selben Masse innerlicher und tiefer, wie das Heimatsgefühl dichterischer Behandlung zugänglicher ist als der Vaterlandsbegriff.

Gerade die besten Erzeugnisse matl. sächsischer Kunstdichtung — und damit gehen wir gleichzeitig zur Erörterung der Stoffgebiete über — behandeln das Heimats-, Heimweh- und Heimkehrmotiv. Wenn die Grundthemen der Volksdichtung Liebe und Natur sind, so ersetzt die Kunstdichtung diesen Doppelklang durch das Ineinanderweben von Liebe und Heimat. Die Liebe, die in der matl. Kunstdichtung der Sachsen eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt, erscheint meist mit dem anderen genannten Motiv enge verknüpft und es ist lehrreich zu beobachten, wie dann die Liebe zum Mädchen nur als eine Verstärkung des eigentlichen Themas dient[1] oder wie in der Sehnsucht nach der Geliebten das Heimatsmotiv mitschwingt.[2] Aber nicht nur im Liebeslied, auch im Gebet und im Scherzgedicht verrät oft eine Wendung, dass der Dichter hier der Heimat und seines Volkes eingedenk war, ja sogar im Kinderlied tritt dieses Urthema sächsischer Poesie zutage.

Hand in Hand damit geht die Vorliebe für historische Stoffe. Die Pflege des historischen Sinnes, rein praktischen Bedürfnissen

---

[1] Ernst Thullner: »Af deser Iërd . . .«

[2] Johann Rösler: »Wänn det Fræjohr wider kit . . .«

des Privilegienstaates entwachsen, ist bei den Sachsen sehr rege. In der Reihe der angewendeten Volksbildungsmittel steht die Geschichte obenan und sie ist in diesem Bauernvolke bis zu einem erstaunlichen Grade Allgemeinbesitz geworden. So ist es erklärbar, dass die Geschichte und »das Beste, was wir von ihr haben: der Enthusiasmus« nicht nur die eigentliche Domäne der schriftdeutschen sächsischen Literatur bilden, die wie ein rückwärtsgekehrter Prophet in der Vergangenheit ihres Volkes dessen Zukunft sucht, sondern auch im Stoff- und Ideenkreise der matl. Literatur einen verhältnismässig breiten Raum einnehmen. Nicht weniger als vier der matl. Volksstücke sind z. B. historischen Inhaltes.[1]

Da die Ma. vor allem die Sprache des Hauses, der Familie, des intimen geselligen Verkehres ist, so befassen sich, abgesehen von den 23 Dramen, die durchwegs auf dem Lande spielen, nicht weniger als zirka 25 % aller Gedichte und Prosastücke mit dem Bauernleben als solchem, doch nie die idyllenhaften Züge hervorkehrend, sondern in sehr realistischem Stil zumeist das Derbkomische pflegend. Alle im Volksmunde lebenden Schnurren wurden auf diese Art literarisch festgelegt, so, wie sie im jeweiligen Schilda der betreffenden Gegend vor Zeiten sich zugetragen haben sollen. Daneben geht die Bauerndichtung hohen Stils, die Saatsorgen und Erntefreuden behandelt. Auf die Realien, die das tägliche Wirtschaftsleben begleiten, wird stets ein grosses Gewicht gelegt und die althergebrachten Sitten und Gebräuche werden mit besonderer Vorliebe poetisch verwertet. Auch die Liebeslieder sind meist Rollenlieder, indem der Sänger als dem bäuerlichen Stande angehörend gedacht wird. Der sechste Teil aller Liebesgedichte und Liebesgeschichten, die nur zirka 13 % der Literatur (das Drama immer ausgenommen) ausmachen, hat die eheliche Liebe zum Gegenstand. 6 % beschäftigen sich mit den Kindern, oder wenden sich an diese selbst.

Im Brennpunkte aller geistigen und vieler wirtschaftlichen Interessen des Bauernstandes steht das Pfarrhaus; so hat sich denn um den Theologenstand als Niederschlag des hohen Ansehens, dessen er zu allen Zeiten sich erfreute, eine Fülle sogenannter

[1] Dieser tief im Volksgemüt wurzelnde Sinn für die Vergangenheit geht so weit, dass z. B. in einem zu einer Hochzeit gelieferten Gelegenheitsgedicht (L. Michaelis: »Hochzetssprach« VfK, 1907) das rein Menschliche historischen Reminiszenzen weicht. Vgl. S. 669.

»Kantorschnurren« gebildet, die zirka 8·5 % der Literatur ausmachen. Ebensoviel, wie die Satyren, die das kleinstädtische Bürgertum zur Zielscheibe ihres Witzes machen.

Abgesehen von der schon besprochenen nationalen Färbung der Gesamtliteratur, haben etwa 7 % rein nationalen Inhalt, während sich religiöse Themen nur in einem Perzentsatze von nicht ganz 3 nachweisen lassen. Didaktisch (auch einige ausgesprochene »Abhandlungen« gibt es) sind gegen 4 % der Gedichte und Prosastücke. Sagen, an denen das Volk ziemlich reich ist, sind fast gar nicht (0·8 %) verwertet worden.

Gedichte und Prosastücke, die verschiedene Seelenregungen oder Themen zum Vorwurf haben, die sich nicht leicht unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen lassen, gibt es zirka 13 %, während etwa 10 % (und dazu gehört der grösste Teil des Minderwertigen) aus ganz äusserlichen Gründen in der Ma. niedergeschrieben wurden, zumeist wohl, um eine beabsichtigte komische Wirkung zu unterstreichen.

Diese Zahlen illustrieren manches oben Auseinandergesetzte; es erübrigt nur noch darauf hinzuweisen, welcher Nachdruck auf das Familienleben gelegt wird, wie wenig rein Religiöses diese Pastorendichtung doch aufweist und wie alle jene Stoffkreise vorherrschen, die sich leicht mit einem gewissen Ideengehalt erfüllen lassen.

Siebenbürgen hatte bisher keinen einzigen Bauerndichter,[1] die matl. Literatur drang nicht von unten nach oben, sondern aus den Kreisen der Intelligenz in weitere Volksschichten. Da aber die sächsische Intelligenz, oft erst vor wenigen Generationen aus dem Bauernstande hervorgegangen, eine viel engere Fühlung mit dem Volke hat, als das sonst der Fall zu sein pflegt, und das Volk nicht zumindest infolge dieser steten Berührung mit der geistigen Oberschicht auf einem sehr hohen Niveau steht, so ist die matl. Literatur doch zugleich auch ein voller Ausdruck der Volksseele und wird in Siebenbürgen bezeichnenderweise sehr oft auch »Volksdichtung« genannt.

Doch begreift es sich, dass eine so beschaffene Literatur auch Merkmale trägt, die den hohen Bildungsgrad ihrer Dichter nicht verleugnen können.

[1] Die Aufführung des Volksstückes »Die verkaufte Braut« von dem Pretaier Landmann Johann Fronius fand erst nach Abschluss dieser Arbeit statt.

Es ist dies vor allem der ausgesprochen literarische Einschlag, ja oft ein Stich ins Akademische, der sich immer wieder geltend macht und der letzten Endes die Stoffwahl, mehr schon die äussere Form, vor allem aber den Stil in hohem Masse beherrscht. Wenn man die streng humanistische Erziehung dieser Dichter in Betracht zieht und bedenkt, dass noch bis in die letzte Zeit der Weg zum Pfarramt durch das Lehramt ging, also jeder Theologe eine Fachgruppe der philosophischen Fakultät absolviert haben musste, und andererseits weiss, wie lebendig die Werke der Klassiker auch im Volke sind (vgl. A. Schullerus über Goethe im Volksmund KfLk XXI. 7), so kann es als selbstverständlich angesehen werden, dass die matl. Dichter Motive und Wendungen benützen, die aus der allgemeinen deutschen Literatur ihnen und dem ganzen Volke in Fleisch und Blut übergegangen waren. So ist es zu erklären, dass die matl. Literatur einen vollendeten Goetheepigonen aufweist (Fr. Ernst), so kommt es, dass auch bei anderen Lyrikern höheren Stiles (wie etwa bei Rösler und Melas) Goethesche Motive und Goethescher Tonfall hie und da unverkennbar nachgewiesen werden können. Es ist dieselbe Erscheinung, wenn im historischen Volksstück »Valentinus Greff« von Litschel die Lagerszenen denen aus »Wallenstein« nachgebildet sind und wenn für die wenigen Balladen der matl. Literatur Uhlands Einfluss massgebend war. — Den weitgehendsten Einfluss hat selbstverständlich Reuter ausgeübt, und zwar mit den »Läuschen und Riemels«, deren Stilmittel sich besonders Thullner, (aber auch manche andere) vollständig zu eigen gemacht hat. Auch Busch wird zuweilen als Vorbild benützt. Es muss jedoch ausdrücklich hervorgehoben werden, dass alle diese Nachahmungen nur bis zu einer gewissen Grenze gehen und dem heimischen Sprach- und Stoffmaterial sehr geschickt angepasst wurden. Experimente, die mit der Heranziehung allzu fernliegender Stoffe operierten (z. B. der Versuch Rosegger einzubürgern), sind dagegen als ganz misslungen zu betrachten.

J. P. Hebel hat nicht direkt, sondern nur durch den Erfolg seines Wirkens anregend und ermutigend gewirkt, so wie auch Stelzhamers Dichten mit ein Anstoss war, den ersten bedeutenderen und nicht nur durch Einzelleistungen vertretenen matl. Dichter der Sachsen: Viktor Kästner, zur Pflege matl. Poesie zu veranlassen.

Irgend eine Beeinflussung durch die heimische, schriftdeutsche Literatur ist nicht nachweisbar, nur im Stofflichen besteht eine durch die Verhältnisse naturgemäss gegebene Parallelität.

Das Verhältnis der matl. Kunstdichtung zur eigentlichen Volkspoesie ist viel lockerer, als man meinen sollte. Durch den Umstand, dass die Kunstdichtung meist solche Stilmittel anwendet, die sie geeignet erscheinen lassen, wirklich zur Volksdichtung zu werden, rückt die Gefahr einer Begriffsverwirrung um so näher, als man bisher über das vorhandene Material an Kunstdichtung jedes Überblickes entbehrte. Es kann nicht genug betont werden, dass wir es hier mit einer ausgesprochenen Kunstdichtung zu tun haben. Die stofflichen und stilistischen Beziehungen zur Volksdichtung sind typisch diejenigen, die auch sonst zwischen der sangbaren Kunstlyrik und dem Volkslied bestehen. Eine Stiluntersuchung müsste sich daher auf das Sammeln von Einzelerscheinungen beschränken, ohne in ihren Gesamtergebnissen etwas neues über die Beziehungen zwischen Kunst- und Volkspoesie beitragen zu können. Sehr fruchtbar wäre es dagegen, die Sprache der matl. Kunstdichtung als solche zu untersuchen. Diese Arbeit, die nur ein gewiegter und erfahrener Fachmann ausführen könnte, müsste sich aber nur auf das Sprachliche als Selbstzweck beschränken und ihre Endresultate dürften wohl die Mundartenforschung bereichern, würden aber zum literaturgeschichtlichen Gesamtbild der matl. Kunstdichtung kaum wesentliche Züge beitragen können.

Von den Gattungen der Dichtkunst sind vor allem das Lied und die humoristische Verserzählung vertreten, weiters Novellen, Skizzen, kurze Prosaschnurren und Predigten. Der Roman fehlt vollständig. An Dramen sind meist Lustspiele und Singspiele vorhanden. Schauspiele gibt es nicht viele. Tragödie und Posse fehlen.

Das Technische in jedem Sinne ist die schwächste Seite der matl. Kunstdichtung, wie ja der sächsischen Literatur überhaupt. In der Unfähigkeit zu jeder grösseren Konzeption offenbart sich der Dilettantismus, der eigentliche Träger der gesamten sächsischen Dichtung, am unvermitteltsten, wozu noch die allen geistigen Arbeiten der Sachsen eigene Vorliebe für breite Darstellung ein übriges hinzutut. Dieser Mangel an technischem Geschick macht sich nicht nur, wie natürlich, vor allem im Drama geltend, sondern ist bis in die kleinsten Züge nachweisbar, so etwa in der Ungeschicklichkeit humoristischer Pointierung.[1] Allerdings hat dieser Umstand

[1] Hieher gehört die typische Erscheinung, dass eine Anekdote zweifelhafter Güte durch die Versicherung eingeleitet wird, es sei ein sehr guter und ungemein erheiternder Witz zu erwarten, der Autor habe selbst sehr darüber gelacht. Vgl. auch die Titel: »Ein guter Spass« u. dgl.

auch Gutes im Gefolge, die matl. Kunstdichtung ist dadurch schlicht und echt erhalten worden. Immer war es zunächst die Wahrheit, der vor jedem schönen Schein der Vorzug gegeben wurde.

Die matl. Dichter waren sich der Vorteile, die ihnen aus der Verwendung der Ma. erwuchsen, von allem Anbeginne schon voll bewusst und einige gingen mit einer Art Wissenschaftlichkeit daran, sie auszunützen. Die Kenntnis dieser Vorteile kann hier wohl vorausgesetzt werden; mit Beziehung auf die sächsische Ma. im besonderen hat sie Dr. Adolf Schullerus an verschiedenen Orten, unter anderem in der Einleitung zu Kästners Gedichten S. XXX ff. ausführlich behandelt. Derselbe hat auch im Vorwort zum Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch die Grundtypen der sächsischen Stilarten aufgestellt, von denen drei unterschieden werden:

1. Die echte Mundart (das Bauernsächsisch).
2. Die städtische Halbmundart (das Bürgersächsisch) »oft nur ein Hochdeutsch in siebenbürgisch-sächsischer Lautgebung«, zugleich als Verkehrssprache in der Art der griechischen Koine ausgebildet.
3. Die gehobene Sprache, (das Kanzelsächsisch) wird »im Verkehr mit sozial Höherstehenden« gerne angewendet.

Diesen Grundtypen lassen sich auch die Stilarten der geschriebenen Ma., also der Literatur, einordnen. Doch sind die Dinge hier sehr kompliziert, da die einzelnen Dichter, von verschiedenen Lautgebungen ausgehend, sich unwillkürlich dem Stile der städtischen Umgangssprache nähern und sich namentlich in den Gedichten einer mehr oder minder gehobenen Ausdrucksweise bedienen. Zugleich muss auch der persönliche Stil des betreffenden Autors mit in Rechnung gezogen werden.

Reinlich geschieden finden sich diese genannten Stilarten in den Werken von Anna Schullerus, die daher als Schulbeispiele genannt werden mögen. Echte Bauernmundart findet sich in »Äm zwien Kretzer« und in »Dä Ôlden« (beides Dramen), städtische Ma. in »Hîmwih« (Erzählungen) und gehobene Sprache in »De Arbet« (Festspiel).

Am seltensten ist in der matl. Literatur das echte Bauernsächsisch anzutreffen (hauptsächlich bei Anna Schullerus und Franz Herfurth) und es werden zuweilen Stimmen laut, die nur dessen Anwendung gelten lassen wollen, wobei hervorgehoben wird, dass

es wohl eine Bereicherung der Schriftsprache durch matl. Elemente gebe, dass aber jede Bereicherung der Ma. durch die Schriftsprache einer Verarmung, resp. Verderbung der Ma. gleichkomme und daher nur das echte Bauernsächsisch als literaturfähig angesehen werden könne.[1]

Am Schlusse dieser allgemeinen Ausführungen wäre noch einiges über die Entwicklung, die Verbreitungsart und über den ästhetischen Wert der matl. Kunstdichtung zu sagen.

Ihre Blütezeit fällt in die 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts, das zeigt schon die Zahl der in den einzelnen Jahren neuauftretenden Dichter. Während die Kurve bis 1888 nur sehr langsam steigt, ergibt sich in der Folge das nachstehende Bild: 1888: 3 neue Namen, 1889: 4, 1890: 3, 1891: 2, 1892: 12, 1893: 8, 1894: 9, 1895: 4, 1896: 2, 1897: 4, 1898: 7, 1899: 8, 1900: 3, 1901: 3. Des weiteren halten sich die Zahlen zwischen 1 und 4.

Diese Entwicklung steht mit dem Aufschwung einiger Zeitschriften im engsten Zusammenhang, denn die Verbreitung der matl. Literatur geschah zunächst nicht durch das Buch, als vielmehr im Wege verhältnismässig zahlreicher periodischer Druckschriften. Und da Verlagsbetrieb und Buchhandel sich in Siebenbürgen noch heute in etwas patriarchalischen Formen abwickeln, so war diese Verbreitungsart sicher die richtigste und günstigste. Auch ganze Volksstücke wurden auf diese Weise zum ersten Male gedruckt. In den siebenbürgischen Kalendern findet sich ein grosser Bestand an matl. Texten. Auf dem Lande, aber auch in den Städten ist der Kalender ein vielgelesenes Buch. Seine Bedeutung als Literaturträger ist in Siebenbürgen eine ganz andere, als den gangbaren Begriffen von Kalenderwesen und Kalenderliteratur entsprechen würde. Die führenden Geister der Nation erscheinen als Herausgeber, resp. Redakteure und als Mitarbeiter und geben die Gewähr für eine Gediegenheit, die den Kalenderinhalt den Tag und das Jahr überdauern lassen, so dass auch für die Wissenschaft die Verpflichtung erwächst, diese Publikationen als vollwertige Dokumente sächsischen Geisteslebens anzuerkennen. — Die Liederhefte, vor

[1] Dieser Gesichtspunkt geht von richtigen sprachlichen Voraussetzungen aus; da es aber gerade charakteristisch für die sächs. Ma. ist, dass sie auch von der Intelligenz gesprochen wird, dürfte er doch etwas zu engherzig sein und erledigt sich übrigens, wie jede an die Literatur gestellte »Forderung«, von selbst.

allem Kirchners »Volkslieder« haben eine erstaunliche Wirkung ausgeübt. Sie sind für wenig Geld zu erstehen, und ihnen ist es zu verdanken, wenn die Perlen matl. Lyrik in kurzer Zeit zum Gemeingut geworden sind. So konnte von einem in Wien preisgekrönten Volkslied [1] nach wenigen Jahren in einem wissenschaftlichen Aufsatz gesagt werden, dass es vollständig zum »Volkslied« geworden sei, das heisst, dass es, nicht mehr an den gedruckten Text und die Noten gebunden, von Mund zu Munde gehe. Das verbreitetste Volkslied dieser Art, dessen Autor keiner von den Tausenden kennt, die es täglich singen oder summen: »Bäm Hontertstreoch« von Karl Römer, steht auch in der genannten Sammlung.[2]

Das auffallend leichte und schnelle Durchsickern der Kunstdichtung in weitere Volkskreise ist jedoch nicht nur auf Rechnung der Texte und Vertonungen zu setzen, vielmehr spielt die obenerwähnte nahe Berührung zwischen Volk und Intelligenz, besonders aber das Mittlertum des sächsischen Pfarr- und Schulhauses dabei eine grosse und schöne Rolle.

Was schliesslich die ästhetische Wertung der sächsischen Mundartdichtung anbelangt, so wird vor allem festzuhalten sein, dass zu den kritischen Masstäben, die im allgemeinen an literarische Produkte angelegt zu werden pflegen, noch einige hinzukommen werden, die speziell dem Wesen einer matl. Dichtung entsprechen müssen.

Erscheinungen, wie die eigenartige zwischen der sächsischen Kunst- und Volkspoesie zwar nicht theoretisch, aber praktisch bestehende Grenzunsicherheit, werden daher eine gewisse Vorsicht in der Wahl der anzulegenden Masstäbe am Platze erscheinen lassen. Um so mehr, als ein Teil der Literatur mehr an die Gebildeten sich wendet, ein anderer mehr an die grosse Masse, der eine ausdrücken, der andere aber vor allem wirken will. In Siebenbürgen ist

[1] »Af deser Iërd . . . .« von E. Thullner.

[2] Es ist auch in die Volksliedersammlung des deutschen Kaisers aufgenommen worden. — Eine patriarchalische Abart der Verbreitung von Mund zu Mund findet sich auch in den Kreisen der Intelligenz, in der älteren und ältesten Generation. So hörte der Verfasser eine 84jährige Dame die »Bauernhochzeit« der Löprich (aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts) auswendig hersagen, so, wie sie den Text von ihrem Vater übernommen hatte. Ebenso konnte Dr. Heinz Brandsch in seinem Familienbuche »Vom Stamme der Brandschen« (1913) über den Mediascher Pfarrer Simon Gottlieb Brandsch (geb. 1773) sagen: »Am bekanntesten aber ist S. G. Brandsch wohl als Gelegenheitsdichter«, obwohl bis zum Jahre 1913 so gut wie nichts von ihm gedruckt wurde (nur Bruchstücke eines einzigen Gedichtes.) Vgl. S. 645.

man, je nachdem der hier in Rede stehende Literaturzweig mehr als Gegenstand literargeschichtlicher, sprachwissenschaftlicher oder volkskundlicher Betrachtung diente, zu recht einseitigen Wertungen gelangt.

Wenn als Prüfstein für die Literatur einer bestimmten Periode die Frage gilt, ob sie in Form und Inhalt ein getreuer Ausdruck des Geisteslebens ihrer Zeit sei, so wird dem die Frage nach der Bodenständigkeit entsprechen, sobald es sich um eine matl. Literatur handelt. Denn wie die allg. Literatur an ihre Zeit, so ist die matl. Dichtkunst an den Ort, an den Heimatsboden gebunden. Spiegelt jene Entwicklungen, so schildert diese Zustände. Sie haftet an der Scholle, daher ist sie ihrer ganzen Wesenheit nach irdisch und das bedingt eine grössere Annäherung zwischen der poetischen Wahrheit und der Wahrheit des Lebens.

Manches wird hier zur Tugend, was dort als Sünde, manches zum Fehler, was dort als Vorzug gelten würde.

Wenn jedoch die vorliegende Arbeit die erste Zusammenstellung des vorhandenen Tatsachenmateriales bietet, so geschieht das weniger, um die matl. Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen auf ihren ästhetischen Wert zu prüfen, als vielmehr, um sie begreifen und beschreiben zu können.

III.

Die Dichter und ihre Werke.

(1. Lyrik und Verserzählung. 2. Die Prosa. 3. Das Drama.)

1. Lyrik und Verserzählung.

Die ersten Proben matl. Kunstdichtung sind uns nicht erhalten worden. Das Buch, in dem sie zu finden wären, gilt als verschollen. Es handelt sich um:

»Hecatombe Sententiarum Ovidianarum, germanice imitatarum d. i. Nachahmung auserlesener Sprüche des berühmten Poeten Ovidii Nasonis, aufgesetzt von Val. Franck,[1] Patricio,« Cibinii excud. Steph. Jüngling 1679, 48 S. (Vgl. Trausch, I, 339.)

[1] Valentinus Franck von Franckenstein (1643—1697) dissertierte 1666 zu Altdorf, wurde dann 1682 in Hermannstadt Provinzialnotar und 1686 Königsrichter, Sachsengraf und Geheimer Rat. Er spielt besonders durch das »Rosetum Franckianum« in der Literaturgeschichte Siebenbürgens eine gewisse Rolle.

Einige dieser Sentenzen waren zugleich in magyarische, rumänische und »siebenbürgisch-sächsische Sprache« übersetzt.

Das erste als gedruckt bezeugte Gedicht, das im Nachdruck vorliegt, stammt »aus einem siebenbürgischen Kalender auf das Jahr 1781.« Es ist in der noch oft zu erwähnenden Schuller'schen Sammlung[1] wiederholt. Es heisst »Lob des Winters« und behandelt in auffallend flüssiger Art die Idee, dass des Dichters Liebchen im Sommer braun, im Winter aber weiss sei. Das Gedicht, das einem hochdeutschen Vorbilde nachgeschaffen zu sein scheint, steht in seiner Pointierung und in Einzelmotiven unter anakreontischem Einfluss.

Der erste im Original vorliegende gedruckte Text ist die »Reise auf den Surul«[2] von Josef Filtsch, dem nachmaligen Stadtpfarrer von Mühlbach.[3] Die 30 Seiten starke Broschüre trägt das Datum: 10. Mai 1801; da sie aber nachweislich erst 1802 gedruckt wurde, scheint sich diese Zeitangabe auf den Tag der Landpartie zu beziehen, die zu der aus zehn Gesängen bestehenden Verserzählung den Anlass und den Stoff gegeben hat. Mit breitem Behagen werden die verschiedenen Abenteuer der kleinen Reisegesellschaft zum Besten gegeben. Die Ma., die städtisches Gepräge zeigt, ist zur Erhöhung der komischen Wirkung stellenweise durch rumänische Verszeilen abgelöst. Das Gedicht, das nur als ältestes Dokument matl. Versdichtung eine Bedeutung hat, dürfte für einen verhältnismässig kleinen Kreis bestimmt gewesen sein und scheint einen Teil der beabsichtigten Wirkung in persönlichen Anspielungen gesucht zu haben.

Das Jahr 1809 hat in der matl. Kunstdichtung noch weniger Spuren hinterlassen, als in der schriftdeutschen sächsischen Literatur. Aus dem genannten Jahre stammt ein Flugblatt »Afrof un de Siwenberger Sachsesch Jaengleng zem Fieldjaegerbataillon.«[4] Es enthält die Aufforderung, sich dem errichteten Feldjägerbataillon anzuschliessen. Die Sprache zeigt unverkennbar ein »akademisches« d. h. stark von

[1] Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Ma. Gesammelt und erläutert von Johann Karl Schuller. Hermannstadt 1840, S. 36.

[2] Der zweithöchste Berg in den Fogarascher Karpathen.

[3] Das Titelblatt des halb zerfallenen, auf Löschpapier gedruckten einzigen Exemplares, das mir zu Gesicht kam (aus dem Besitz des Herrn Stadtpfarrers Dr. Adolf Schullerus), liess sich nur teilweise zusammensetzen. Doch scheint der Name des Autors nicht darauf vermerkt gewesen zu sein.

[4] Wiederholt durch F. T. (Bischof Fr. Teutsch) KfLk, 1891. XIV. Nr. 7, S. 64.

der Schriftsprache beeinflusstes Gepräge. Wortbildung, Wortschatz und ganze Redewendungen beweisen das.[1] Es ist darauf aufmerksam zu machen, wie trotz räumlicher Entfernung das Zugehörigkeitsgefühl zur alten Heimat so wach war, dass die Stelle geschrieben werden konnte:

Der Vueter kreischt,[2] de Motter schrâ̯t,[3]
Lot kreischen und lot schrâ̯ën,
Maet Thrêne wird erkûft de Frâ̯t[4]
Âs[5] Detschlâ̯nd ze befrâ̯ën.

Eine andere Erinnerung an 1809 ist ein gutmütig-satyrisches Gedicht: »Die sächsische Bürgermiliz in Paris«. Ein Teil desselben ist in der Schuller'schen Sammlung ohne Angabe des Autors erschienen.[6] Die drei ersten Strophen erscheinen daselbst nur in einer Anmerkung abgedruckt. Das Bruchstück[7] einer Variante desselben Gedichtes wird 1865 in Friedrich Wilhelm Schusters »Siebenbürgisch-sächsischen Volksliedern«[8] mit dem Vermerk »Heimat unbekannt« nicht ohne eine gewisse Berechtigung als Volkslied angesprochen. In einer Anmerkung weist Schuster jedoch auf ein »dem Vernehmen nach« vom Medwischer (Mediascher) Stadtpfarrer »Brandsch« 1809 gedichtetes Lied hin. Das Gedicht wurde auch von R. F. Arnold, dem der Autor unbekannt war, in »Achzehnhundertneun. Die polit. Lyrik des Kriegsjahres,« (Wien 1909), S. 158 ff. abgedruckt, ebenso der »Afrof« (S. 155 ff.).

Simon Gottlieb Brandsch[9] ist ein typischer Vertreter matl. Kunstdichtung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In dem Buche »Vom Stamme der Brandschen« von Dr. Heinz Brandsch konnte über S. G. Brandsch nach einer allgemeinen Würdigung des Mannes als Seelsorger, Gelehrter und Mensch, geschrieben werden: »Am bekanntesten aber ist S. G. Brandsch wohl als sächsischer Dialektdichter, obwohl er seine Gedichte nie gesammelt herausgegeben hat und trotzdem auch heute noch oft zitiert wird.«[10]

---

[1] Ebenda als Beispiele angeführt: »jûbeln«, »der rôm beglît den tapfern«.
[2] schilt [3] weint [4] Freude [5] Unser [6] S. 20.
[7] Nur eine Strophe und zwei Zeilen.
[8] S. 66, Nr. 63.
[9] Simon Gottl. Brandsch wurde geboren 1773 in Bussd, absolvierte 1796 das Mediascher Gymnasium und studierte an der Universität zu Jena. Wurde 1804 Kollaborator am Mediascher Gymnasium, 1811—12 Rektor dieser Anstalt. 1802—30 war er Prediger in Mediasch und Pfarrer in Tobsdorf und Waldhütten. 1830 wurde er zum Stadtpfarrer von Mediasch gewählt und starb als solcher 1852.
[10] Vgl. auch Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, III. 44.

Brandsch galt in seiner Vaterstadt als ein Dichtervater, an den sich »angehende Talente um Rat und Hilfe wendeten«. Er, der sich auch in der Schriftsprache dichterisch betätigt hat, verwendet die Ma. zumeist in Gelegenheitsgedichten, die für den engeren Familienkreis bestimmt, trotz ihrer Anspruchslosigkeit immer eines überragenden Geistes Hauch verspüren lassen. Wie etwa der Dreës (Tanzlied), den er 1841 seinem Enkelkind, der »Ninn« schrieb:

»Mir Mêdcher drêhn es, mer drêhn es äm Krîs,
Mer drêhn es hîsch fleissig, wä Alles et wîs.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Mer kennen näst biesser als dronglich es drêhn,
Domät mer eas îjä Bekridnes[1] net sän.
Bold fehlt et es hangde, bold fehlt et es fiur[2],
Doch drêh mer es, kit uch det Hanjderst befiur.[3]«

Vom selben Verfasser rühren auch einige Kinderlieder und Epigramme — in der Art Lessings — her. Einige Proben sind in dem früher angezogenen Buche und im Juliheft 1913 der »Karpathen« (Kronstadt) durch Dr. Heinz Brandsch veröffentlicht worden.

Was von der Popularität Brandschs gesagt wurde, gilt in noch höherem Masse von zwei Gedichten, die von der Kleinscheuerner Pfarrerin Löprich[4] herrühren. Es sind dies: »Die Bauernhochzeit«[5] und ein Gedicht, das in der Schuller'schen Sammlung den Titel »Unerträglich« führt. Die beiden Gedichte, die heute noch allgemein bekannt sind und oft zitiert werden, gehören zum Wertvollsten, was die matl. Kunstdichtung der älteren Zeit hervorgebracht hat. »Die Bauernhochzeit« beschreibt die auf dem Dorfe üblichen grossen Vorbereitungen zu einer Hochzeit. Es wird in sehr geschickter Weise, meist mit Benützung der Dialogform erzählt, was gekocht wird und wie gekocht wird; das Drängen und Hasten, das in solchen Tagen auch den bäuerlichen, stillen Haushalt erfüllt, kommt zum Ausdruck und durch die Schilderung einiger komischer Zwischenfälle, noch mehr aber durch die nur nebenbei hingeworfenen Charakteristiken der verschiedenen »Helfer« wird die ganze Darstellung gewürzt. Das Gedicht ist in Hermannstädter Ma. geschrieben, doch werden die Bauern, wenn sie das Wort ergreifen, in ihrer Ma. redend vor-

[1] Betrübnis [2] vorne [3] bevor = nach vorne.
[4] Gestorben in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts.
[5] Bei Schuller S. 8 Neudruck im VfK 1893 (mit Anmerkungen in sächsischer Ma.) und im VfSbl 1895, Nr. 46.

geführt. Kürzer als die »Bauernhochzeit« ist »Unerträglich«.[1] Es schildert eine kleinbürgerliche Lotterwirtschaft. In dem Gedicht hat die Hausfrau das Wort.

»Dât äs dich zem Teiwel hîlen,
Ech hun net en Kretzer Gield,
Un de Schage' fêhle' Sîlen,
Et äs munchînt[2], wat mich quielt.
Und meng Hemder sen zerrässen,
Mer hun net e' Stäckchen Hülz,
Und de Nôhbrän hîscht Intressen
Mät entsêtzlich grîssem Stûlz.

Ein unbedeutendes Gelegenheitsgedicht »Der Witwe Glückwunsch an ihre vermählte Freundin« ist nach Schuller vermutlich ebenfalls von der Löprich, was, den Stilmitteln nach zu schliessen, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

»Guter Rat« ist ein Wechselgesang zwischen einem heiratslustigen Burschen und seiner Freundin betitelt.[3] Das langatmige Lob einer guten Frau ist darin enthalten. Das Gedicht zeichnet sich durch ziemlich volkstümliche Sprache aus. (Ma. von Zeiden bei Kronstadt.) Es wurde dem Sammler durch Prediger Ziegler in Zeiden eingesendet und soll vom Verfasser vor 1810 in Musik gesetzt worden sein. — Aus dem Beginne des 19. Jahrhunderts stammen auch einige Gelegenheitsgedichte, so die gar nicht unwitzigen des Hermannstädter Predigers Gottlieb Müller[4]: »Zur Vermählung des Wundarztes Bell in Hermannstadt«[5] und »Lob der Frauen«. In Siebenbürgen waren Prediger und Schulrektoren noch länger als anderswo die gegebenen Verfasser von Hochzeitsgedichten, für deren Abfassung eine bestimmte Taxe galt. Müller steht offenbar noch in dieser Tradition. Literarischen Wert haben seine Gedichte, die in sehr akademischer Sprache abgefasst sind, nicht, wohl aber kulturgeschichtlichen, wenn er z. B. das gesellschaftliche Leben Hermannstadts schildert, in das die Braut, die aus dem Dorf Bekokten stammt, nun eingeführt werden soll. Auch zeigt sich bei ihm eine gewisse Routine und Geschmeidigkeit, die, in der sächsischen Literatur überhaupt selten, jener Zeit zumeist vollständig fehlt. — Einem gleichen Anlass, wie die Gedichte Müllers, mag auch »Des Lebens Glück« sein Entstehen verdanken.[6] Es wurde

---

[1] Bei Schuller S. 40, Wiederholt im VfSbl 1888, Nr. 6.
[2] manches [3] Bei Schuller S. 55. [4] gestorben 1822. [5] Bei Schuller S. 45.
[6] Bei Schuller S. 61.

von Samuel Schiel, Professor in Kronstadt, mitgeteilt und stammt von einem unbekannten Kronstädter Autor. Durch einige wirklich innige Stellen erhebt sich das Gedicht weit über das Niveau seiner Gattung.

»Glückwunsch zum Namenstag« von M. von Sachsenheim, dessen sangbare Form mit dem gezwungenen Humor des Inhaltes unangenehm kontrastiert, sei nur der Vollständigkeit halber angeführt.[1] Ebenso eine Legende »Die böse Frau«[2] von M. Reier, »Landmann und Dorfsnotär in Hahnebach bei Hermannstadt«. (In der Ma. des genannten Dorfes). »Die Gründung von Agnetheln«[3] von Daniel Schmidt, Prediger in Agnetheln, enthält eine kurzgefasste Geschichte von Agnetheln in einer nicht glücklich gewählten Form — die dem Dichter erscheinende Agnetha erzählt ihre Heiligenlegende selbst, was dem Wesen dieser Legende nicht entspricht, — doch stehen die das Gedicht einleitenden Naturschilderungen über dem Mittelmass. Das »Glaubensbekenntnis eines Lebensfrohen« von H. Andreas Bayer, Professor am Gymnasium in Bistritz, muss als das bei Schuller einzige Beispiel der Nösner Ma., (hier der von Klein-Bistritz) erwähnt werden.

»Das verlorene Pferd«[4] (Ma. von Rosenau im Burzenlande) ist der erste Beleg für die Verwechslung des Volkstümlichen mit dem gewollt Derben und Rohen. Das Gedicht stellt in seiner Humorlosigkeit, ja Albernheit wohl das schlechteste Machwerk dar, das in der Schuller'schen Sammlung zu finden ist. — Dagegen gehört »Liebesweh«[5] (Ma. von Hermannstadt) zu den besten Gedichten der genannten Sammlung. Es wurde von Bernhard Capesius, Kandidaten der Theologie und Lehrer in Grosschenk, eingesendet.

Wenn auch die Schuller'sche Sammlung, die gemäss der sonstigen Wirksamkeit des Zusammenstellers als volkskundlich im engeren Sinne gedacht war, durch Aufnahme der genannten Kunstdichtungen ein dilettantisches Gepräge erhielt, so hat uns gerade dieser Umstand einige Proben der ersten matl. Kunstdichtung erhalten. Die Sammlung umspannt eine Zeit, in der das Volkstum arg darniederlag, in der es sich, in der Habsburgermonarchie zu einem kleinen Teil geworden, von der sich jetzt geltend machenden Enge der Verhältnisse fast erdrücken liess und in einem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Halbschlaf hinzudämmern schien.

---

[1] Bei Schuller S. 41. [2] Ebenda S. 67. [3] Ebenda S. 71. [4] Ebenda S. 65. [5] Ebenda S. 70.

Das Jahr 1840 wird als Grenze dieser Erscheinung ausdrücklich genannt[1] und im weiteren Verlaufe der 40er Jahre raffte sich die gesamte Nation auf, mehr aus Sorge um das Nächstliegende, mehr dem Zwange der unmittelbaren Notwendigkeit, als den Westeuropa beherrschenden Zeitideen Folge leistend, und trat in den Kampf für die alte staatsrechtliche Stellung der Heimat. Aus diesem Zusammenwirken ergab sich eine innere Wiedergeburt des sächsischen Volkes.

Wen also der Inhalt der Schuller'schen Sammlung ein Bild der eben überwundenen traurigen Zeit bietet, in der sich noch die Ausläufer der Gelegenheits- und Komplimentierpoesie des 17. Jahrhunderts finden, so ist das Erscheinen dieses eben im Jahre 1840 herausgekommenen Büchleins schon ein Symptom des neuen Aufschwunges, ein Ausfluss der Bestrebungen, das nationale Bewusstsein durch Beantwortung der Abkunftsfrage zu beleben und zu stärken. Da die Sachsen immer wieder als die »Hergelaufenen« hingestellt wurden, stand diese Frage von jeher im Brennpunkte ihres Interesses. J. K. Schuller war der erste, der ihr nicht nur mit Hilfe der Geschichte, sondern auch unter Heranziehung der Volkskunde und Sprachwissenschaft näher zu treten versuchte. Als ein Beitrag zur Volkskunde und Sprachwissenschaft war auch die Sammlung gedacht, die wenige Jahre später einem Jüngling in die Hände kam, der zum Teil durch sie, zum Teil durch Hebels und Stelzhamers Dichten angeregt, 1847 seine ersten matl. Gedichte schrieb. Es war der erste bedeutende der fruchtbarste und bis heute kaum erreichte Dichter in der Mundart seiner Heimat: Daniel Viktor Kästner.[2]

Viktor Kästner wurde als drittes Kind seiner Eltern im ev. Pfarrhofe zu Kerz am 30. Dezember 1826 geboren. Es ist kein Zufall, dass so viele der Besten ihres Volkes aus dem sächsischen Pfarrhause hervorgegangen sind. »In höherem Masse noch, als heute, wo der ausgleichende Zug der Zeit bis in die stillsten Winkel wirkt, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Pfarrhof eine kleine Welt für sich, eine Welt mit den kleinen Schwächen und der grossen Kraft einer idealen Weltanschauung.«[3] Das

[1] Fr. Teutsch: Denkrede zur Eröffnung der 55. Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. AfLk 33, 277.

[2] Vgl. die der Kästner-Ausgabe von 1895 als Einleitung vorgedruckte Monographie von Dr. Adolf Schullerus. (Die in der Folge angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die eben genannte Ausgabe.)

[3] S. IX.

Vaterhaus war »der Heimatsboden, in den das frühzeitig sinniger Betrachtung sich hingebende Geistesleben Kästners seine Wurzeln hineingrub. Und durch das Vaterhaus, eben weil es ein echter Pfarrhof war, auch in das Dorfsleben. Innerlich steht er ganz im Volksleben drinnen, wie der Pfarrer selbst, seien es nun zwei oder mehrere Generationen her, aus dem Bauernstande emporgewachsen ist. Da flutet Volksempfinden und Denken durch das Pfarrhaus. Da gilt und klingt noch die Ma., in ihren Lauten vielleicht etwas verfeinert, aber reich und satt an alten, echten Wendungen und Ausdrücken, die der Städter nicht mehr kennt.«[1]

Es war ein stilles Kind, das hier heranwuchs, frühreif und fast ein Wunderkind, denn schon aus sehr früher Zeit liegen dichterische Versuche des Knaben vor, die trotz der natürlichen Anlehnung an fremde Muster einen überraschenden Beweis seines poetischen Talentes bieten. Mit elf Jahren kam er auf das Gymnasium nach Hermannstadt, wo er als einer der besten Schüler galt. Besonders mit seinen »poetischen Übungen« erregte er die Zufriedenheit seiner Lehrer. Eine solche aus seinem fünfzehnten Jahr stammende »Mittwochsarbeit« druckt Schullerus in seiner Monographie ab.[2] Sie heisst: »Der Traum«

»Ich sass an jenem Hügel,
Der, von dem Wald umkränzt,
Im hellen Silberspiegel
Des Stromes hold erglänzt.

Mit trüben Sinnen schaut er in die Flut hinab: da tönen Abendglocken von fern und im Mondenschein kommt das Bild der Heimat zu ihm. Aus dem Erlenmoor schwebt der Elfenreigen empor:

Und eine aus den Reihen
Kam, drückte mir die Hand;
Laut fuhr ich auf mit Schreien,
Das Traumbild ach entschwand.

Und wieder auf dem Hügel
Den rings der Wald umkränzt,
Lag ich, wo schön der Spiegel
Des hellen Strom's erglänzt.

Der Lehrer (S. Philp) urteilte: Viel Matthisson'scher Geist herrscht in Ihrem Gedicht. Es ist recht gut.«

Matthisson und Schiller haben den Knaben damals ganz erfüllt, auch Ossian wird unter seiner Lektüre erwähnt.

[1] S. XI. [2] S. XVI.

1845 absolvierte er das Gymnasium und trat in die Rechtsfakultät in Hermannstadt ein. Es war ihm also nicht vergönnt, eine ausländische d. h. deutsche Universität zu beziehen, um dort geistige Anregung für ein ganzes Menschenleben zu sammeln. Das war wohl vor allem die Ursache, dass Kästner nicht alles halten konnte, was seine Anfangsentwicklung versprochen hatte. Nicht die Enge der Verhältnisse hat ihn langsam aber unerbittlich umschnürt, folgenschwer war es für ihn, dass es immer dieselben Verhältnisse waren, dass er nie grössere kennen lernen durfte, wie die anderen Musensöhne in Deutschland.

Aus dem etwas verzopften Lehrbetriebe der Fakultät flüchtete sich sein unbefriedigter Geist in historische und ästhetische Studien, die er auf eigene Faust zu betreiben suchte. Ein mundartliches Gelegenheitspoem hatte er schon als Gymnasiast geschrieben, 1847 folgen vier weitere Gedichte, darunter sein bestes — die »Braut am Alt« — als erstes.

Die Ereignisse des Jahres 48 unterbrachen seine dichterische Tätigkeit, die er erst 1850 wieder aufnahm. An den politischen Bewegungen, die der Revolution vorausgingen, hatte er sich schon wenig beteiligt, an den literarischen gar nicht. Er war keine Kämpfernatur und die Richtung der vaterländischen Dichtkunst, welche in Geltch's Liederbuch zum Ausdrucke kam, sagte ihm durch ihren gut gemeinten aber nicht von künstlerischen Werten getragenen Patriotismus wenig zu.[1] Im Januar 1848 kam er zur Gerichtstafel in Maros-Vásárhely, vom Mai bis November desselben Jahres war er beim Hermannstädter Magistrat, dann ein Jahr in der Direktionskanzlei des Komes beschäftigt. So liess er in Zimmer und Kanzlei die wilde Zeit über sich hingehen. In der Folge gab er sich für kurze Zeit einer intensiven journalistischen Tätigkeit hin, die sich mit politischen Fragen beschäftigte. 1854 heiratete er Pauline Simonis, eine Dobringer Pfarrerstochter. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor. Am Beginne einer glänzenden amtlichen Laufbahn wurde er seiner Familie und seinem Volke im August 1857 durch einen plötzlichen Tod entrissen. Von seinem Vater geordnet, erschienen Kästners Gedichte 1862. In dieser ersten Ausgabe entspricht jedem seine beigedruckte Übertragung ins Hochdeutsche. Diese Übersetzungen stammen vom Verfasser selbst.

*

[1] Vgl. Dr. Rudolf Porsche: Geltchs Liederbuch der Siebenbürger Deutschen, Programm des Landeskirchenseminars zu Hermannstadt, 1912.

Kästners Persönlichkeit lässt sich nicht leicht in eine Formel fassen, er war ein ziemlich komplizierter Charakter, ein Dichter in der Volksmundart, aber durchaus kein Volksdichter. Seine Lieder sind, obwohl sie teilweise die Stilmittel und Motive des Volksliedes heranziehen, durchaus ein Ausdruck seiner künstlerischen Individualität und seines stark persönlichen Geschmackes.

Vor allem ist Naturschilderung sein Lieblingsthema und zwar besonders das Kleinleben in der Natur. Blumen und Blümchen, Käfer und Schmetterlinge, Früchte und Beeren, er wird nicht müde, sie alle zu beobachten und sie wieder und wieder abzuschildern. Diese Vorliebe für Feld und Wiese, die schon bei einer Durchsicht der Gedichtstitel — Mein Bächlein, Herbstfäden, Märzenglöcklein, Palmkätzchen, Kornwellen, die Weichselbäume, die Rose, — ins Auge fällt, sie verdankt er dem engen, stillen Pfarrhaus, wo die Beschränkung auf sich selbst, wo das einförmige, stille Leben die Liebe zu den Dingen erwecken und entwickeln konnte.

Das Eigentümliche an Kästner ist aber, dass er nie allgemeine Schilderungen der Natur als solche gibt, nie blosse Stimmungsbilder, sondern dass er in allem eine Beziehung findet auf das Höchste und Heiligste seines Seelenlebens. Nicht die Wiese ist es und nicht der Wald, denen sein Lied gilt, es sind die Wiesen und Wälder, die Flüsse und Berge, die Weingärten und Äcker seines Sachsenlandes. Und sie sprechen zu ihm in ihrer heimatlichen Ma.:

»Alle Quälle, Bêch uch Brännen,
Alle Fliessker sachsesch kännen:
Uch den Åld, e Sälwerbånd,
Hîrd em sachsesch bêre, ramplen
Iwer Stîn uch Fälsen tramplen . . .«[1]

Die Fähigkeit, Beziehungen zwischen dem Wesen und den Verhältnissen der Nation sogar zu den Blumen zu finden, die in ihrem Lande blühen, die Gabe, dabei nie in Reflexion zu verfallen, sondern immer im Rahmen der unmittelbaren Anschauung zu verbleiben, sie ist eine der Grundzüge seines künstlerischen Charakters.

Als Kästner noch ein vierzehnjähriger Knabe war, schrieb er ein langes, aus 80 Stanzen bestehendes (hochdeutsches) Gedicht, das den Titel »Pfingstblüten« führt und den Pfarrersgarten schildert mit allem, was darin webt und lebt, ein Erzeugnis frühreifer Nach-

[1] S. 62.

denklichkeit und eigenartiger Knabenwehmut. — In diesem Gedicht steht folgende Strophe:

Und hob auch stets in neuen Sangesweisen
Sich wandelbar mein zarterfundnes Lied,
Wie man die Bien' um manche Blume kreisen,
Um manchen Glanz der Welle spielen sieht:
Doch schien es mir ein einz'ges Bild zu preisen,
Wie mancher Keim aus einem Zweig erblüht,
Die Heimat war's, der meine Lieder tönten,
Die göttergleich mich zu erheben wähnten.[1]

Es hat etwas Ergreifendes, zu sehen, wie der vierzehnjährige Knabe hier die Grundelemente seines ganzen späteren Schaffens zusammenfasst, so dass diese Strophe wie ein Symbol sein dichterisches Wesen verkörpert.

Der Heimatsliebe, diesem seinem Grundthema und zugleich Urthema der sächsischen Dichtung überhaupt, verdankt er, der Schilderer des Kleinlebens, einen Zug ins Grandiose. »Schöner hat Gottfried Keller nicht das Lob seiner Heimat gesungen, als Kästner die seine preist. »Wä sîl ich dich net gärn hun, ta înijet Sachselą̊nd«,[2] das mich gebar, mir viele gute Lehren gab, mich an der Hand führte, ja auf Händen trug. Und nun welch ein kühnes Bild: Das Sachsenland als gewaltige Jungfrau in Bauerntracht, der Himmel ihr »Borten« dran Sonn' und Mond als Perlen und die Sterne als Flimmer; goldene Wolken die Zopfbänder, die grünenden Kornfelder die Schürze, die blumigen Wiesen das Kleid; aus dem Nebel der Flüsse und Berge ist ein Schleier gewirkt, Bergseen schmücken die Köpfe der Bockelnadeln, auf dem metallenen Brustschmuck prangen Hermannstadt und Kronstadt, Städte, Märkte und Gemeinden als Edelsteine und ein Silbergürtel schlingt sich um den Leib der Riesin: der brausende Alt. Mögen Mauern und Basteien in Schutt sinken, Freibriefe wurmstichig werden: in unverwüstlicher Kraft und Schönheit steht sie vor den Augen des Dichters.«[3]

Einen Höhepunkt dieser Art stellt auch »Nôchtlîd« (S. 39) dar. Der Übergang vom Kleinen zum Grossen ist von Strophe zu Strophe zu verfolgen. In kernigen Dialektworten setzt er ein:

---

[1] S. XIV.
[2] Gemeint ist hier und im Folgenden das Gedicht: »Me Sachselą̊nd« (S. 65).
[3] Robert Fr. Arnold im VfK 1913, S. 140.

Nâ gô mer alle hîmen
Ze schlôfen und ze drîmen,
Mer hu genach gewacht.
Mer hun es lang geracker,
Gedrîst[1], geêcht[2], geackert,
Gearbet, dad et kracht.

Die goldene Sonne sinkt unter, den Wolkenborten auf dem Haupt, die Abendlichter schwimmen den Alt herab, die Häslein schlafen unter dem Strauch und Brummes, der Käfer, richtet sich zum Schlummern ein. Am Himmel aber

Vill tousend Lächtcher glisern
Und floddern nâ und pisern[3]
Mät ûsichtberem Dôcht,
Und schnetze sich und richten
Är Flemmcher, äm ze lichten
Dem Peljer durch de Nôcht.

Et lît nâ ôhnen Zuegen
De grîss uch klene Wuegen
Um Hemmel Gott der Härr;
Dä fueren ôhnen Dobbern
Und ôhnen Uess uch Kobbern
Vill tousend Melle färr.[4]

Die Milchstrasse erscheint ihm als von überirdischen Wesen beschritten und nun — ohne aus dem Lyrischen herauszufallen — sein ceterum censeo:

Dä wachen und dä sorjen
Vum Ôwend bäs zem Morjen
Af ųs mät sächrer Hąnd.
Und schätzen[5] alle Rînen,
De Stiedt und de Gemînen
Äm gąnze Sachseląnd.[6]

Die zweite Hauptrichtung, die sich in Kästners Schaffen nachziehen lässt, ist die Anlehnung an das Volkslied. Das beste dieser Gedichte ist »Die Braut am Alt«, es ist in Siebenbürgen vollständig zum Volkslied[7] geworden. In balladenhafter Dialogisierung, unter

[1] zum zweiten Male geackert. [2] geeggt. [3] knistern.
[4] Viel tausend Meilen weit. [5] schützen [6] S. 39 ff.
[7] Vgl. Dr. Adolf Schullerus im KfLk XXI. 6: Kästners »Braut am Alt« hat das frühere Volkslied »An einem Fluss, der rauschend schoss . . .«, das sich noch in handschriftlichen Liederheften findet, verdrängt. Dieses Lied war ursprünglich auch kein Volkslied, sondern stammt von dem evang. Pfarrer Lossius

Weglassung aller verbindenden Zwischenglieder geschrieben, enthält es die Klage eines Mädchens um den Geliebten, der bei einem Rettungswerk im Alt ertrunken ist.

Endlich hat Kästner noch einige Sagenmotive verwendet und einige Episoden der vaterländischen Geschichte in Verserzählungen verherrlicht, die aber keineswegs zu seinen besten Leistungen gehören, da sich eine gewisse absichtliche Kernigkeit darin geltend macht.

*

Das also, was ihn als Menschen und noch mehr als Sachsen bewegte, hüllte Kästner als der erste wirkliche Dichter ins blühende Gewand der Mundart ein. Es war nicht der kühne Griff des Genies, es war sorgfältiges Überlegen und Abwägen. Wie bewusst sich Kästner alles dessen war, was sein Werk besonders kennzeichnet, was die Ma. dem Dichter entgegenbringt und was sich an Gegenkräften dem neuen Beginnen in den Weg stellen mochte, geht am klarsten aus seinem Aufsatze: »Über Volkssprache und Mundarten, namentlich der siebenbürgisch-sächsischen und deren Eignung für die Poesie« hervor, der seinen Gedichten in der ersten Auflage als Einleitung vorangestellt ist. Während im ersten Teile dieses Aufsatzes sichtbar wird, dass er kein klares Bild von dem Wesen der Maa. und ihrer Stellung zum Hochdeutschen hatte, so muss andererseits besonders hervorgehoben werden, dass er die Bedeutung und Eignung der Ma. für den Dichter vollständig erfasst hat, wenn er auch, was die Details seiner Aufstellungen betrifft, als ein Kind seiner Zeit

---

in Erfurt, der es 1781 veröffentlichte (Böhme, Volkstümliche Lieder S. 480.) Bei Lossius ist noch kein Dialog. Ein reicher Herr findet das klagende Mädchen, das vor kurzer Zeit die Mutter und den Vater verloren hat. Bei dem Versuch den letzteren vor dem Ertrinkungstode zu retten, kam auch der Bruder um. Der Reiche nimmt sie zu sich:

»... Sie ass an seinem Tisch und trank
Aus einem Becher satt;
Du guter Reicher habe Dank
Für Deine edle Tat!«

Schon in volkstümlichen Fassungen wird der ertrunkene Bruder zum Geliebten, das Wohltätigkeitslob zur Totenklage. Die Quelle für Lossius war vermutlich eine Bänkelsängerballade. Die sehr interessante Entwicklung war also folgende: Volkslied (Bänkelsängerballade) 〉 Kunstlied (Lossius) 〉 Volkslied (nach Lossius, zugleich Quelle Kästners) 〉 Kunstlied (Kästner) 〉 Volkslied (Kästners Ballade im Volksmund).

erscheint und unter dem Banne seiner persönlichen Vorliebe und Geschmacksrichtung steht. Die sächsische Ma., führt er nämlich aus, besitze als Ausdruck des Volkscharakters nebst ihren einzelnen breiten Selbstlauten eine Fülle der treffendsten und bezeichnendsten Idiotismen, eine Menge frequentativer, diminutiver und onomatopoetischer Wortbildungen. Dazu vermögen gerade jene volltönenden Vokale sowie die eigentümlichen den Rhythmus und das Versmass ausserordentlich begünstigenden normalen Ellisionen und Kontraktionen besonders in Gedichten ernsten und schwermütigen Inhaltes die Kraft der Sprache ungemein zu steigern. So habe er nun den Versuch unternommen, Gedichte in sächsischer Ma. zu schreiben, wenn auch nur, um lieblose Urteile wie: Ungelehrtheit, Bildungsunfähigkeit, niedere Entwicklungsstufe, — abzuwehren und um poetische Talente auf die Ma. aufmerksam zu machen. Das Schaffen Kästners hat also einen ganz bewussten, ja demonstrativen Charakter.

Was nun die Sprache Kästners betrifft, so führt der beste Kenner matl. Stilfragen, Dr. Adolf Schullerus, in seiner Vorrede zum Wörterbuch aus, dass ihr Gerüste die sächsische Umgangssprache, oft sogar geradezu die städtische Halbmundart sei. Mit Absicht sind Idiotismen hineingewoben, zum grössten Teil solche aus Kerz, dem Geburtsorte des Dichters.[1] Es ist festzuhalten, dass Kästners Sprache nie gesprochen wurde, sondern eine speziell Kästner'sche Dichtersprache darstellt, »die um ihrer poetischen Vorzüge willen allerdings dennoch auch im Sprachbewusstsein der Siebenbürger Sachsen einen besonderen Platz einnimmt«. Man sieht schon hieraus, dass die natürliche Diskrepanz zwischen der Sprache des Alltags und der Dichtersprache einerseits, zwischen der gehobenen Sprache und dem persönlichen Stil des Dichters andererseits, um ein Erhebliches verstärkt erscheint. Tatsächlich ist aber diese Erscheinung bei Kästner nachzuweisen und aus je späterer Zeit die einzelnen Gedichte stammen, um so öfter. Darin liegt erstens die Gefahr, in eine gewisse Maniriertheit zu verfallen, was bei Kästner auch eintrat, und zweitens die Gefahr, das Inhaltliche zu beeinträchtigen. Eine Gleichgeburt von Inhalt und Form ist dadurch unmöglich gemacht. Der dem ersten Anscheine nach ganz unangebrachte Vergleich mit einem in fremder Sprache Dichtenden wird doch

[1] Kästner hatte sich eine Sammlung solcher Idiotismen angelegt.

herangezogen werden können, wenn man bedenkt, dass schon Michael Albert erkannte, dass »vieles hochdeutsch empfangen sei«.[1]

Das Überwiegen des rein sprachlichen Elementes und die mit der Zeit hervortretende Verkünstelung des Stiles ist eben ein unmittelbarer Ausfluss dessen, dass Kästner beweisen wollte, die Ma. könne es der hochdeutschen Sprache gleichtun, nicht nur an poetischer Wirkung überhaupt, sondern auch mit ähnlichen Stilmitteln. Mehr sein gesunder Instinkt, als seine klare Einsicht scheint ihn vor manchen Extremen, die in der Richtung dieses seines Grundirrtums lagen, zurückgehalten zu haben. Bezeichnend ist es jedenfalls, dass nur ein einziges Gedicht dieses fruchtbarsten matl. Dichters zum Volkslied wurde, wo doch der Übergang vom Kunstlied zum Volkslied in Siebenbürgen häufiger und leichter sich zu vollziehen scheint, als anderswo.

Wenn Viktor Kästner auch in seiner heissgeliebten Heimat nicht für alle Zeiten leben wird, so hat er doch den Besten seiner Nation genug getan. Er ist ein Liebling der Nation und ist in den Kreisen der Gebildeten lebendig, wie je zuvor.

Mit seiner eigenartigen Weichheit und Zartheit erscheint er nicht als ein sächsischer Typus, sondern als Charakterkopf. Dass er kein Typus ist, hat sicher das dauernde Interesse der sächsischen Literatur für ihn wacherhalten, denn das nicht ganz Wesensgleiche hat ihn vielleicht mit einem gewissen Zauber umgeben. Er ist der fruchtbarste Mundartdichter, dessen reiches Schaffen — mehr als es bei anderen der Fall ist — das geschlossene Bild einer Persönlichkeit vermittelt. Literargeschichtlich ist er hauptsächlich als ein Bahnbrecher und Wegeweiser zu werten, kulturgeschichtlich als ein Symptom neuen geistigen Lebens.

---

[1] Vgl Hermannstädter Zeitung 1862, Nr. 285. M. Albert hat überhaupt mit merkwürdigem Scharfblick das Wesen Kästners erfasst. In der etwas kühlen Rezension, die der strenge Klassizist über dieses Erzeugnis romantischen Geistes schrieb, heisst es unter anderem: Der matl. Dichter habe den Vorteil, dass er mit dem richtig gebrauchten Sprachidiom oft eine ganze Fülle von lebenden Anschauungen erzeugen könne, ohne ein Bild gebrauchen zu müssen. Er könne aber leicht in die Versuchung kommen, sich in blosse Malerei durch Idiotismen zu verlieren und höre dann auf, ein Dichter zu sein. — K. pflege die Poesie, »die das Gräschen wachsen hört.« Er habe aber keinen Humor, wodurch er sich so stark von Hebel unterscheide. Er neige zum Zimperlieren und zur Empfindelei,

In den beiden nächsten Jahrzehnten finden sich nur einige Gelegenheitsgedichte, von denen zunächst die »Klôtscheprädich«[1] schon um der Person ihres Verfassers willen einige Aufmerksamkeit verdient. Der bedeutendste Romanschriftsteller der Siebenbürger Sachsen, Traugott Teutsch,[2] hat diese »Stritzelpredigt« gelegentlich eines Schulfestes gehalten, das vier sächsische Gemeinden, darunter Honigberg, wie alljährlich, so auch 1869 veranstalteten. Die Honigberger Frauen verteilten bei dieser Gelegenheit »Kolatschen« unter die Kinder und die Predigt setzt nun den Sinn dieses Geschenkes auseinander. Es hatten nämlich — der Tradition nach — die Honigberger ihr Kirchenkastell von Bathorys Belagerungstruppen durch eine Kriegslist befreit, bei der solche Kolatschen eine Rolle spielten. Teutsch benützt geschickt eine dem Volk durch die »Hochzeitpredigten« (bei Hochzeiten übliche, in Predigtform abgefasste komische mundartliche Ansprachen) vertraute Form. Doch ist diese Rede trotz ihres komischen Einschlages nicht als Volksbelustigung gedacht, sondern verfolgt vor allem den Zweck, die Tradition lebendig zu erhalten und an die Taten der Väter zu erinnern.

Einer der bedeutendsten Lyriker, ein echter Lyriker, trat 1889 zum ersten Male vor die Öffentlichkeit: Johann Karl Rösler.[3] Meist mit: R. H. v. R. (Rösler Hanno von Reen) gezeichnet erschienen seine in der Reener Ma. geschriebenen Gedichte im VfSbl. Einige sind auch in der »Festschrift zur Einweihung des Gymnasialgebäudes in Sächsisch-Reen« (1893) abgedruckt worden. Bei Rösler ist nicht mehr das Sprachliche die Hauptsache, seiner Diktion haftet kein demonstratives Element mehr an. Er ist der Meister des innigen Stimmungsliedes. Seine Stoffe sind die des typischen Lyrikers: Liebe, Treue und Untreue, Gott, die Jahreszeiten, Jugenderinnerungen usw. Ohne die stehenden Formeln des Volksliedes zu verschmähen, ist er doch frei von jeder poetischen Phrase, nie findet sich ein Füllwort bei ihm, nie wurde ein Wort um des Reimes willen geschrieben. Seine Heimatliebe hat nichts Flammendes, sie ist, wie alles, was er schuf, still und tief.

---

[1] Göttscher Kronstädter Kalender 1870. — In der Gedichtsammlung von Tr. Teutsch (1904), S. 62.

[2] Geboren 12. Oktober 1829, gestorben 23. Februar 1913.

[3] J. K. Rösler wurde geboren am 3. Februar 1861 in Reen. Er absolvierte das Schässburger Gymnasium und studierte in Wien und Bern Theologie und Germanistik. 1886 wurde er an der ev. Bürgerschule in Hermannstadt und 1890 als Lehrer am ev. Untergymnasium seiner Vaterstadt angestellt.

Der matl. Muttersprache widmete er folgendes Gedicht:

Den Motter wör et, dä dir göf
Den irlich saksesch ried,
Ta bäst ä Saks und saksesch sôf [1]
Äm Rien uch äm Gebiet.

Dä Ried mei Kand, dä hold an Îrn,
Dat tâ se nä vergässt —
Und Gott, der Härr, wird dech erhîrn,
Wo tâ verlosse bäst.

Als Probe seiner verinnerlichten Kunst folge hier noch:

Wänn det Fräjôr wider kit,
Blä de Kirschebêm;
Net sôf dâ äm mech bekrit [2],
Bold bän ech dehêm.

Sech, wä schniel de Zenn [3] vergô,
Langhier bän ich hä —
Und ich dink, ich hät dich jô
Giester nur gesä.

Wänn än aent der Wänter nit,
Wird der Zingbäsch grae, [4]
Wänn det Fräjôr wider kit,
Wäll ich hime zae. [5]

Johann Karl Rösler hat wenig geschaffen, ragt aber mit den meisten seiner Gedichte in die höchste Wertstufe.

Zu Beginn der 90-er Jahre trug die Lyrik besonders reiche Früchte. Melas, Thullner und Ernst traten mit ihren Liedern hervor. Die 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren die goldene Zeit der matl. Kunstdichtung Siebenbürgens. Bringt doch das eine Jahr 1892 nicht weniger als zwölf neue Namen. Der zuerst genannte: Heinrich Melas [6] begann erst in hohem Alter matl. Gedichte zu schreiben,

[1] sei, [2] bange dich nicht um mich, [3] Zeiten, [4] grün, [5] ziehen.
[6] H. Melas, geb. 12. August 1829 in Mühlbach. Absolvierte das Hermannstädter Gymnasium und bezog die Rechtsakademie in H. Als Landesadvokat in Schässburg zu Reichtum und Ansehen gelangt, gab er Anfang der 80er Jahre die Advokatur auf, um ganz seinen Sprachstudien und literarischen Neigungen zu leben. 1885 erschienen französische und magyarische Dichtungen metrisch übersetzt und 1891 seine bekannte Petőfi-Übersetzung. Er starb 1894. — Chiffre: H. M. (mit deutschen Lettern); die mit H. M. gezeichneten Beiträge im VfSbl sind von Heinrich Müller.

nachdem er sich durch seine gediegene Petöfi-Übersetzung einen redlich verdienten literarischen Namen gemacht hatte. In Sprache und Stoffkreis durchaus bodenständig, wendet er sich doch vor allem an die Gebildeten. Dabei ist die natürliche Anlehnung an die schriftdeutsche Dichtung nicht zu verkennen, so etwa in »Trą Läw« (Schässburger Ma.) das auch hochdeutsch, oder in jeder anderen Sprache hätte geschrieben werden können, oder in »Schûld und Strôf« (Hermannstädter Ma.), unter welchem Obertitel zwei Gedichte »Verlossen« und »Erännerung un e Vąltchen« zusammengefasst sind. Besonders das letztere Gedicht ist als ein Musterbeispiel für den Einfluss Goethes auf die matl. Kunstdichtung der Sachsen interessant. Das berühmte Veilchenmotiv aus »Gefunden« erscheint hier etwas verändert, doch unterliegt seine Provenienz keinem Zweifel.

Melas hat in die matl. Literatur auch eine neue Richtung, die naturalistische, hineingetragen. Auch in seinem balladenartigen »Kéllegräwer«[1] finden sich solche Züge, besonders aber in »Det Trenjtchen«.[2] Ein Bauernmädchen, die Hübscheste der Gemeinde, verliert die Eltern und muss nach Schässburg dienen gehen. Dort ergibt sie sich in Liebe einem Soldaten und als dieser nach Bosnien muss und sie mit einem Kinde unter dem Herzen zurückbleibt, geht sie in den Tod. — Eine Dienstmädchentragödie also, eine Alltagsgeschichte, wie sie überall geschieht, aber so, wie sie erzählt wird, doch nur in Siebenbürgen geschehen kann. Bis in die kleinsten Details ist das bodenständige Element eingeführt, alle Bilder sind aus dem Vorstellungskreise der in Rede stehenden Personen, also aus dem Dorfleben genommen, sogar die Zeitangaben werden nach dem jeweiligen Stande des Maisfeldes gemacht.

In »E trouernder Motter« und in »Pleachlîd«[3] (Schässburger Ma.) dürfte der Höhepunkt seines Schaffens liegen. Besonders das Pfluglied ist ein Kleinod der matl. Lyrik. »Tschahî, meny Iësker, tschâ! Bąld kit de Mättagsrea . . .« so, also mit dem landesüblichen Antriebsruf für die Zugtiere beginnt jede Strophe des Liedes, das in überaus gegenständlicher Art über Saat und Ernte, die beiden Jahrespole des Landmannes, philosophiert. Die Freude an dem dunklen Glanze der Ackerscholle, die Freude an bäuerlicher Kraft und Arbeit spricht aus jeder Zeile dieses Gedichtes. Auch in einem anderen:

---

[1] Totengräber, VfSbl 1894, 6.
[2] Koseform für Katharina. Ebenda 1893, 23.
[3] Pfluglied. Ebenda 1894, 47.

»Gebauer bän ich . . .«[1] singt er das Lob des Bauernstandes, dessen ewig volkserneuernder Kraft sich die Sachsen so wohl bewusst sind.

Friedrich Ernst[2] ist unter den sächsischen Lyrikern einer der genialsten, aber zugleich ungleichmässigsten Mit einigen seiner Gedichte streift er an die schönsten Wirkungen, die eine Dichtung überhaupt hervorbringen kann, in anderen sinkt er auf und unter das Niveau der Mittelmässigkeit. Friedrich Ernst ist der Lyriker hohen Stiles in der matl. Literatur und geht in dem Bestreben, die höchsten Dinge auch in der Ma. auszudrücken, bei der Anwendung der gehobenen Sprache oft so weit, dass man füglich fragen kann, ob Stoff und Form für matl. Dichtung noch geeignet sind.

Es ist sicher, dass keine einseitige Ästhetik der matl. Dichtkunst aufgebaut werden darf, und es ist mit Dankbarkeit zu begrüssen, wenn die Ma. vom Fluche ausschliesslicher Verwendung für das Komische immer mehr befreit wird; dass mit der Tiefe der Empfindung auch der persönliche Einschlag immer mehr hervortritt, ist eine natürliche Erscheinung. Doch darf der subjektive Inhalt keinen zu subjektiv gefärbten Ausdruck finden. Eine Bereicherung der Ma. durch sprachliche geniale Einzelleistungen gibt es nicht und Neubildungen, wie sie sich bei Ernst finden (z. B. Klånggezedder = Klanggezitter), sind durchaus abzulehnen.

Fr. Ernst ist in seinen Gedichten vorwiegend elegisch. Die Nachtglocke, der Herbst, die stehen gebliebene Mühle, das Andenken seiner verstorbenen Mutter, seiner toten Frau, das sind seine Motive. Seine Gedichte sprechen sicher mehr zu dem Landfremden, als zu dem Einheimischen, in der Ma. Aufgewachsenen. Sie sind überaus klangschön und es ist erstaunlich, welche Töne der Dichter der solchem Stil nicht sehr zugänglichen mittelfränkischen Ma. entlockt hat. Besonders stark hervortretend ist der Einfluss Goethes in Stil, Stimmung und Naturanschauung. So z. B. wenn es in dem Gedicht Nôchtklôk heisst:

Nôchtklôk leogt, t'äs Owend wąr'n,
Alles giht nea himen,
Angde gäng schî längst de Sąnn
Hanjder gene Bimen . . .

Am Schlusse desselben Gedichtes findet sich das »Warte nur balde« Motiv.

---

[1] VfSbl 1893, Nr. 18.

[2] Fr. Ernst wurde geboren 1860, absolvierte das Seminar 1880 und ist seit 1900 Pfarrer in Pruden.

Auch scheint Friedrich Wilhelm Schuster, selbst ein Goethe-epigone im besten Sinne des Wortes, besonders durch sein Herbstlied auf Ernst eingewirkt zu haben, wenn es in »Härwestfäddem«[1] heisst:

Niche Flutter[2] liewensfrîh
Iwer Bleame schûkelt
Af dem Tôl und af der Hîh
Nor der Niëwel gûkelt.

Die Natur ist für Ernst im Sinne Goethes stets ein Ausdruck des eigenen Innenlebens, indem er sie als Träger seiner Empfindung lebendig macht. Zum Schlusse kommt dann meist die charakteristische Wendung ins Persönliche. In Ernsts Schaffen ist ein sichtbarer Aufstieg zu verfolgen, in »Härwest«[3] verwendet er schon herzhaftere Volksausdrücke, ohne die zarte lyrische Wirkung dadurch zu stören. Als seine besten Gedichte sind noch hervorzuheben: »Hîmen« (Schässburger Ma.),[4] »Me Millchen«,[5] »Motterläw«[6] und »Der Hâtsel«[7] das sangbare, ergreifende Lied vom Heimchen, das ihm seine junge Frau ins Haus brachte und das eines Tages für immer verstummte.

Von der grossen Klangschönheit Ernstischer Verse möge noch der letzte Absatz seines schönsten Gedichtes »Vun âsem Turn« Zeugnis geben. Kindheitserinnerungen und Kindheitssehnsucht steigen beim Anblick der heimatlichen Fluren in ihm auf und der alternde Mann gedenkt wehmütig der Vergänglichkeit:

Vun âsem Turren
Sän ech esi gärn
Wetj[8] iwer de Furren
Ân alle Färn.
Dô wid mer äm Beasem
Esi wuël, esi wih —
Ech steje gereâsem
Erôf aus der Hîh.
Ech hu jo gesän
Âm sännlächte Schenj:
De Bleamen, dä blän
Uch hetj[9] noch änj[10] [11]

---

[1] NVk 1905, 112. [2] Schmetterling. [3] NVk 1909, 212.
[4] (Heim!) Ebenda 1907, 113. [5] Ebenda 1905, 114. [6] Ebenda 1906, 181.
[7] Ebenda 1907, 137. [8] Weit, [9] heute, [10] immer, [11] LwBl 1898, Nr. 14.

Seine nationalen Gedichte sind nur gutgemeinte Prosa in Verse gebracht.[1] In seinen humoristischen Gedichten ist er ebenfalls kaum wiederzuerkennen. Hier fasst er derb zu und nicht selten bricht sogar ein bei den Sachsen so seltener Übermut durch, wie etwa in der Lügengeschichte: »Woräm me Vôter vu Manjersch nichen Wenj kîfe wûl.«[2]

Nach einer theoretisch durchführbaren, aber praktisch nicht fruchtbaren Einteilung könnte man die matl. Dichter Siebenbürgens in zwei grosse Gruppen zusammenfassen. Die eine wendet sich an ein literarisch geschultes Publikum, die andere an das Volk selbst. Eine in diesem Sinne gedachte Trennungslinie würde auf das augenfälligste Fr. Ernst, den typischen Repräsentanten der ersten Gruppe, von einem anderen Dichter scheiden, der auf dem Gebiete der Lyrik, der Epik und des Dramas sich vor allem an den sächsischen Bauer wendet:

Ernst Thullner.[3] Am bekanntesten und beliebtesten sind seine Verserzählungen, mit denen er, ganz unter Reuters Einfluss stehend und mit dessen Stilmitteln arbeitend, das Problem einer organischen Eingliederung fremder Stilmittel in mustergültiger Weise gelöst hat. Seine »Geschichten«, wie er sie selbst nennt, wurden vorzüglich im VfSbl, im NVk und in den LwBl zum ersten Male gedruckt und dann in den beiden Büchern: »Ous der Rôkestuw« (1892)[4] und »Bä der Kalefôk«[5] (1898) gesammelt herausgegeben. Thullner ist ein ausgezeichneter Charakterzeichner und ein hervorragender Sprachmeister. Die besten dieser Schnurren stehen den Reuter'schen Vorbildern in nichts nach. Zugleich hat sich damit E. Thullner das Verdienst erworben, die bekanntesten Volksanekdoten gesammelt und festgelegt zu haben. So wurden einige bei Haltrich aufgezeichnete Schwänke benützt, dann Lokalanekdoten und endlich eine Reihe von Schilda-Stückchen, die sehr viel Nur-Siebenbürgisches an sich haben. Von den ernsten Gedichten Thullners

[1] »Saksesch Turnerlied« (Ebenda 1898, 8.) und »Hîmetstrąe, Vùlkstrąe« (Ebenda 1899.)

[2] Ebenda 1898, 21.

[3] E. Thullner wurde geboren am 22. Dezember 1862 zu Birthälm. Er studierte erst Medizin, dann Theologie und Philosophie in Graz, Leipzig und Klausenburg. 1885 wurde er Rektor der ev. Hauptvolksschule in Agnetheln, 1887 Direktor der ev. Mädchenschule in Mediasch, 1890 Pfarrer in Dobring und 1898 Pfarrer in Grosspold, seit 1913 Stadtpfarrer in Mühlbach.

[4] Aus der Spinnstube. [5] Beim Ofen (focus = der Herd).

sind zunächst zwei Balladen zu nennen. Die eine »Vuëterläw«[1] behandelt eine aus der Türkenzeit stammende Sage, ist aber durch ihr falsches Pathos vollständig misslungen. Auch lehnt sie sich in der Schluss-Strophe in allzu hohem Masse an Goethes »Erlkönig« an. Die zweite: »Der Broktkrąnz« gehört dagegen zu den wertvollsten Erzeugnissen der sächsischen Mundartdichtung.[2] Sie behandelt das in der sächsischen Literatur so häufig anzutreffende Motiv der vom Vater aus materiellen Gründen angestrebten Verheiratung der Tochter mit einem ungeliebten aber reichen Burschen.

Ze Urbijen än dem Angderwąld
Dô hêt än der Kirch af dem Rêch
E Krąnz ous Stîn, si hart uch kąlt,
Wat dî woll bedäde mêch?

Meng Grîss erząlt mer îst de Mêr
Vun desem Krąnz ous Stîn,
Vun er Mêd, dä geliden si schwêr, si schwêr,
Vun er Mêd, dä geläwt e si rîn.

Der Vater bedroht das Mädchen mit seinem Fluch, sie gehorcht blutenden Herzens. Ihr Geliebter zieht in die Welt, die Braut aber welkt zusehens dahin. So naht der Hochzeitstag:

Et logden de Klôken; de Brokt, dä gît
Äm Zach zer Kirch af dem Rêch.
»Tâ hemmlescher Vueter, nomm tâ me Lîd,
Nomm tâ meng Quuël ewêch.«

Schî' se' se îwen — dô hiewt se de Hängd!
»Härr hälf mer e menger Nît!«
Drô brächt se zesummen — »Me' Kängd, me' Kängd!«
Ämsonst — de Brokt wor dît. —

Der Broktkrąnz awer hêt uch hegt
Bäm Ielter nôch; ellîn
Än deser langer, langer Zegt,
Do worden de Blommen ze Stîn . . .

Der Höhepunkt seiner dichterischen Betätigung liegt aber in seinen Liedern (»Lîdcher«),[3] von denen der grösste Teil vollständig in den Besitz des Volkes übergegangen ist. Diese Lieder wurden

[1] Sieb.-sächs. Volksbücher I. 370. und »Kalefôk« 20.

[2] VfSbl 1893, Nr. 1 und »Kalefôk« 5.

[3] NVk 1897 und 1900. Ausserdem gesammelt (11 an Zahl) in »Bä der Kalefôk« II. Teil.

von Hermann Kirchner in Musik gesetzt und neben anderen in den schon S. 642 erwähnten Liederheften herausgegeben. Während »Af deser Iërd . . .« und »Äm Fräjôhr kâm e Vijeltchen« die populärsten sind, dürfte »Än âses Nôbers Guërten«[1] das beste sein.

Än âses Nôbers Guërten
Dô blän de Rîsestrech;
Und allerhạnd hîsch Rîskẹr,
En înziget nor wîl ech.

Wâ gärn hun ech dạt Rîsken!
Ich kạn et nemel sôn,
Wâ gärn ich et wîl brèchen
Und äm Gepäschken drôn.

Doch bläht et fîr en Ândern
Und mạcht en Ândre frî.
Fîr mech blän nichen Rîsen,
Ach wî mir, wedder wî.

Än âses Nôbers Stifken
Dô sängt en înich Mêd
Bâ ärem Spännerädchen
Und drêt det Räd und drêt.

Wâ gärn hun ech dạt Mêdchen
Ich kạn et nemel sôn,
Wâ gärn ich et durch't Liëwen
Wîl af den Hängden drôn.

Doch sängt et fîr en Ândern,
Em Ândre gält se Lîd,
Und dinkt net, dat se Sängen
Si wî, si wî mir dît.

Es muss noch besonders auf »Det Wisken« aufmerksam gemacht werden, das einer der letzten Ausläufer einer alten Tradition darstellt.[2] Die Waisenlieder, deren Entstehung durch die Blutgeschichte des Landes bedingt wurde, machen einen relativ grossen und charakteristischen Teil des eigentlichen Volksliedbestandes der Siebenbürger Sachsen aus.

Von den seit 1898 erschienenen Gedichten Thullners möge das »Fräjôrslid« hervorgehoben sein, das dem herben siebenbürgischen Frühling so sehr gerecht wird.[3]

Aus dem Beginne der 90-er Jahre stammt weiter ein schlichtes Konfirmationsgebet[4] von Gustav Adolf Schullerus, dessen matl. Predigten an anderer Stelle noch zu erwähnen sein werden, und ein an die letzten philosophischen Fragen rührendes kleines Gedicht von Franz Herfurth, der auch noch einige andere Gedichte meist nationalen Inhaltes geschrieben hat. (Herfurth als Erzähler vgl. S. 672 ff.) In die Gefolgschaft Thullners gehört ♀ (G. A. Schuller), dessen Schnurren seit 1896 im NVk erschienen.

Seit 1892 traten auch G. Sch. (Gustav Schuster) und M. Sch. (Michael Schuller) des öfteren hervor. Gustav Schuster, Apotheker,

[1] NVk 1897.
[2] Hieher gehört auch Rudolf Schullers: Det uerem Mêdchi. (Et wôr e Mêdchi em kline Haiskn, et wôr en uerem Hergodeiskn . . .) VfSbl 1895, Nr. 3.
[3] NVk 1900, 150. [4] VfSbl 1892, Nr. 14.

gegenwärtig Senator in Mediasch, mit sehr stimmungsvollen, schlichten Gedichten in Mediascher Ma., von denen »Wonn ich weder jang känt werden«[1] und »Nuëchtklôk« sich besonders auszeichnen. Auch das reizende Scherzliedchen: »Hans uch Gretchen« darf als eine kleine Perle der matl. Literatur nicht unerwähnt bleiben.[2]

Michael Schuller hat die objektiv besten derbkomischen Gedichte verfasst. So z. B. »De irst Uhr«[3], eine heitere Hannengeschichte, und »De îjensännig Bäffelkâh«,[4] worin er das so oft verwendete, zur komischen Behandlung direkt herausforderernde Motiv des Büffels (der in Siebenbürgen als Haustier viel gehalten wird) heranzieht.[5] In seinen Anekdoten steht er, was Sprachbehandlung betrifft, etwas unter dem Einfluss von W. Busch. Jedenfalls nimmt er einen besonderen und hervorragenden Platz unter den sächsischen Humoristen ein.

Einzelne Gedichte von Gustav Arz,[6] Paul Schönauer[7] und ein »Wängterlidchen«[8] von Scheiner, an dem die auch sonst zu bemerkende Häufung von Realien auffällt, leiten zu einer grösseren Sammlung über, deren Bestandteile seit 1896 im NVk erschienen sind und die unter dem Titel »Vuër lǫng Êwend« 1906 herauskam. Ihr Verfasser ist Adolf Höhr.[9] Ähnlich wie Thullner hat auch er alte im Volksmunde lebende Anekdoten gesammelt und in »Geschichten« festgehalten. Von diesen Verserzählungen sagt er selbst in der Einleitung: »et se geat sąchsesch Känjd, ä Schâchten, äm grôwe blöë Reckelchen, mät er schwêrer Zeang, ąwer em geade Gemät.« Aber gerade die schwere Zunge hört man bei Höhr wenig heraus. Auch von Reuter beeinflusst, aber weniger als Thullner, zeigt seine Sprache (die Schässburger Ma.) besonders durch die geschickte und reichliche Anwendung des Enjambements ganz besondere Flüssigkeit.

Einige der Geschichten, die Erinnerungen an die Seminarjahre, haben durch ihre Schilderung der Schulromantik alter Zeit wenn nicht kulturhistorischen Wert, so doch manches Anmutende, obwohl gerade sie in künstlerischer Beziehung am wenigsten gelungen scheinen. Zu

[1] Ebenda 1892, Nr. 20 Nuëchtklôk: Ebenda.

[2] VfSbl 1893, Nr. 31. [3] Ebenda 1893, Nr. 42. [4] Ebenda 1893, Nr. 25.

[5] Das beste Gedicht, das dieses seltsame Motiv benützt, ist »De Muacht des Gesąnges« (Nösner Ma.) von Albert Schuller. (LwBl 1903, 7, 67.)

[6] »Die Klôken von Girlsâ (VfSbl 1893, Nr. 14.)

[7] »E Schâser Spâss«, Ebenda 1894, Nr. 20.

[8] = Winterliedchen. Ebenda 1893, Nr. 52.

[9] A. Höhr wurde geboren 1869, absolvierte das Gymnasium 1887, studierte Theologie, Mathematik und Physik und ist seit 1901 Professor in Schässburg.

den besten und von wirklichem Humor zeugenden Stücken gehören »Det Kamîl«, »Schlâ mess em't mạchen« und »Nôch kläjer«. Leider macht sich auch bei Höhr eine gewisse Geschmacksunsicherheit oft geltend. Diese Konstatierung bezieht sich wohl nicht auf »Si asta nu-i . . .« sondern auf »Der ertạppt Christus« und »Det Ôwendmôhl«, die in kaum zulässiger Weise an das religiöse Gefühl rühren. Zudem bleibt der Autor gerade hier am rein Anekdotischen kleben.

Vom Jahre 1898 an gehört die in gebundener Sprache geschriebene Dichtung ausschliesslich den Lyrikern. — Wie kein anderer hat es Karl Römer[1] verstanden, sich die Stilmittel des echten Volksliedes zu eigen zu machen. Da er ausserdem das Glück hatte, einen kongenialen Tonsetzer in Hermann Kirchner zu finden, wurde er — mit den wenigen Liedern, die er geschaffen — der meistgesungene Lyriker. Vor allem sein »Hontertstreoch« (Hollunderstrauch),[2] der nicht nur in der Heimat erklingt (Vgl. S. 642), sondern überall, wo sich Sachsen, seien es Studenten, Handwerker oder Bauern zusammenfinden, sichert ihm eine gewisse Unsterblichkeit. — Noch zwei andere Lieder sind in der Heimat des Dichters in aller Munde, das heitere »Dä grän Jäjer« und eine der innigsten Liebesklagen der matl. Dichtung: »Wî huët de Streoss gebeangden?« Römer hat auch den Sagenstoff der »Braut von Urbijen«, den Thullner zu einer Ballade verarbeitet hat, als volkstümliches Lied behandelt. In den Kirchnerschen »Volksliedern« finden sich im ganzen 7 von ihm stammende Texte.

Die Lieder von Georg Meyndt[3] erschienen seit 1898 in den Landwirtschaftlichen Blättern und als Einlagen in seinen Singspielen (1901 und 1902). 1913 erschien eine von C. Reich besorgte Gesamtausgabe: »Kut, mer sängen int . . .« Die Poesien Meyndts sind durchaus sangbar. Stellenweise fällt Wort- und Versakzent nicht zusammen, denn Meyndt improvisierte zumeist Text und Melodie zugleich. Er selbst schrieb keine Noten, sondern sang seine Weisen seinem Freunde C. Reich vor, der sie dann zu Papier brachte.

[1] K. Römer wurde geboren am 25. November 1860 in Zuckmantel, absolvierte 1880 das Gymnasium in Mediasch und studierte in Klausenburg, Halle, Berlin und Jena Theologie und Germanistik. 1889 wurde er als Lehrer am Gymnasium zu Mediasch angestellt. Später ev. Pfarrer in Agnetheln, gegenwärtig in Meschen.

[2] Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. Heft I. (1897.)

[3] G. Meyndt wurde geboren am 5. Juni 1852 als Pfarrerssohn, musste infolge des Todes seines Vaters das Studium aufgeben und wurde Notär. Er betätigte sich viel auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt und starb am 17. Dezember 1903.

Meyndt ist einer der wenigen sächsischen Dichter, die leicht und spontan geschaffen haben. Er hat in der Behandlung des Formalen und des Rhythmischen eine sehr leichte Hand, doch sind seine Lieder zumeist eher populär, als eigentlich volkstümlich zu nennen. Wo er höhere Ziele anstrebt, wird er leicht geziert, ja süsslich und sucht etwas absichtsvoll das »Poetische« in Stoff und Wort. In seinen Liedern lebt »alles, womit das Volksleben zusammenhängt: Sprache, Kleidung, Sitte, Kirchgang, kirchliches Leben, Freud' und Leid des Hauses, der Wirtschaftsgang, die Kinder.«[1] Als seine besten Gedichte können wohl gelten: »Vu eagefêhr«, »Grued mengem Fenster iwern . . .« und »Et wôr en Mêdche äm ålde Lånd.«

Ein Meister ist er da, wo er im Tone des Bruder Lustig sein Mädchen besingt, wo er heiteren Gemütes die Sorgen der Wirtschaft schildert, ohne besonders gehaltvoll erscheinen zu wollen.

Otto Piringer, ev. Pfarrer in Grosspold, ist ihm ähnlich, nicht nur in der Wahl der Stoffe und Motive, sondern auch darin, dass er seine Gedichte selbst in Musik gesetzt hat[2] Er hat sich übrigens auch in einer Verserzählung in der Art Thullners versucht.[3]

Karl Gutt, Volksschullehrer i. P., hat einige Gedichte verfasst, die, trotzdem sie sich in etwas abgegriffenen Wendungen bewegen, doch nicht aller echten Lyrismen bar sind, wie z. B. »De Nôchtegôl«[4] und »Mottergräw«.[5]

Ein Dichter, der sich auch in schriftdeutscher Sprache viel betätigt hat, ist Josef Lehrer.[6] Seine matl. Gedichte, die in bewusst derber, meist ziemlich volkstümlicher Sprache geschrieben sind, können trotzdem die stark persönliche und literarische Note nicht verleugnen. Er ist ein Vertreter des in der sächsischen Literatur relativ so seltenen Liebesliedes. Die wohl verhaltene, aber inbrünstige Glut in Gedichten wie: »De Beld schmäckt ich mät Bleamen . . .« ist in der matl. Dichtung eine einzig dastehende Erscheinung, die sicher nicht nur den Seltenheitswert für sich beanspruchen kann. —

[1] C. Reich im DVk 1914, S. 106.

[2] »Spännlied« NVk 1908, 139 und »Et blosen de Adjuvanten . . .« Ebenda 1909, 110.

[3] De tapfer Fräen, VfSbl 1894, Nr. 27.

[4] LwBl 1899, 22 [5] Ebenda 1899, 21.

[6] J. Lehrer wurde geboren 1874, absolvierte das Gymnasium 1893 und ist seit 1911 Prediger in Mediasch.

Ein sehr glücklicher Griff war: »Nor deng Ûge loss mich sähn ...«[1] in seiner halb ernsten, halb heiteren Art, das, von Kirchners Melodie getragen, in Siebenbürgen oft gesungen wird. — Von den nationalen Gedichten überragt »Herr Michael Weiss«[2] den »Saksesch Schwur«[3] bei weitem.

Als Humorist hat sich Lehrer bei seiner schwerblütigen Art nicht hervortun können, wofür »Det Grunnekekt« (Der Schnurrbartstich)[4] ein überzeugender Beweis ist.

Ebensowenig sprachlich einwandfrei wie die Gedichte Lehrers, sind auch die von A. B. C. (Frau K.). Sie ist die Dichterin des glücklichen Familienlebens. Alles, was zum täglichen Leben in der Familie gehört, Kinder, Geschehnisse und Dinge besingt sie voll Humor und Güte.[5] Wo sie ernste Töne anschlägt, wie in »En Vijelgeschicht«,[6] stört die etwas akademische Sprache. Eines ihrer besten Gedichte ist »Äm Fräjôhr«, das zur Erhöhung der komischen Wirkung auch das Fremdwort heranzieht. Der Kampf des Frühjahrs mit dem Winter artet in eine Prügelei aus, worüber die Sonne wohl oder übel »lachen« muss. Dann rührt sich ein Musikantenchor, der in manchen Zügen an den Walpurgisnachtstraum im »Faust« erinnert. — Zwei Hochzeitsgedichte[7] haben beide symptomatische Bedeutung, indem das eine historische Reminiszenzen, das andere Sitte und Brauch zur Ausführung und Einkleidung des Themas heranzieht. Während aber das erstere Gedicht auch künstlerischen Wert besitzt, ist das zweite in dieser Beziehung belanglos.

Das Gleiche gilt auch von den in den letzten Jahrgängen der LwBl erschienenen Gedichten aus dem Nachlasse von Rudolf Schuster.

Zum Schlusse sei noch auf ein für Kinder bestimmtes, in Siebenbürgen sehr beliebt gewordenes Bilderbuch hingewiesen, zu dem Helene Platz die entsprechenden sächsischen Verse geschrieben hat, mit der bewussten Absicht, auch den Kindern die Liebe zu heimischer Tracht und Sprache einzupflanzen. Schon der Titel ist bezeichnend: »Saksesch Wält ä Wîrt uch Beld« (1912).[8]

[1] VfK 1900. [2] Ebenda 1906. [3] LwBl 1905, Nr. 44. [4] Ebenda 1905, Nr. 40.

[5] »Der Hoppes« LwBl 1905, 14. »Af dem Schockelroess« 1905, 25. »Meng Sannenstrohl« 1903, 24. »Der helig Dôg« 1905, 30 usw. [6] LwBl 1905, 10.

[7] L. Michaelis: Hochzetssprach, entstanden 1903, gedruckt VfK 1907 (Kronstädter Ma.) und M. Zay: De Bretj um Hochzetiuwend (Gross-Schenker Ma.) LwBl 1909, 44. 614. — Zu L. Michaelis vgl. S. 636.

[8] »Sächsische Welt in Wort und Bild.«

2. Die Prosa.

Die matl. Prosaliteratur wendet sich vornehmlich an die Gebildeten. Wenn sie sich an das Volk wendet, weist sie eine didaktische Färbung auf. Hieher gehören die Predigten und tendenziöse Erzählungen oder Abhandlungen. Den Grundstock der matl. Prosadichtung machen die Anekdoten aus, die bei breiterer Darstellung zu Humoresken werden. Mit dem Beginne der 90er Jahre setzt dann eine ausgesprochen novellistische Richtung ein, die aber nach dem Beispiel der schriftdeutschen Literatur geschaffen, nicht etwa als eine Weiterentwicklung der anekdotischen Richtung anzusehen ist.

Während die anekdotische Richtung zunächst volkskundlichen und sprachlichen Nebeninteressen dient, richtet die Novellenliteratur bei aller Betonung des heimischen Milieus ihr Augenmerk doch vor allem auf die künstlerische Wirkung.

Es werden demnach zu unterscheiden sein:

1. Die anekdotisch-volkskundliche Richtung,
2. Die novellistische Richtung,
3. Die didaktische Richtung.

Der erste Prosatext, der gedruckt vorliegt, verdankt rein sprachlichem Interesse seine Entstehung. In dem »Ungrischen Magazin, oder Beyträge zur Ungrischen Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und der dahin einschlagenden Literatur«, das in Pressburg herauskam (bei Anton Löwe), erschien 1787, im IV. Bande S. 22 ohne Nennung des Autors: »Das hohe Lied Salomos in siebenbürgisch-sächsischer Sprache.« Der Verfasser der Übersetzung, Johann Seivert,[1] setzt voraus, dass es irgendwo einen »gelehrten deutschen Stutzer« gebe, der neugierig sei, auch die »siebenbürgisch-sächsische« Ma. kennen zu lernen. »Freylich wird er nichts, als ein Bauernmägdchen sehen,« setzt er dann fort, »zu diesem Zwecke schien mir die Übersetzung eines biblischen Buches das sicherste Mittel zu seyn, da die heiligen Schriften in allen Händen sind. Ich wählte Salomos hohes Lied, das nicht zu lang und doch etwas Ganzes ist; auch gab es mir Gelegenheit, manche unserer Provinzialwörter aufzustellen, das ich bey andern nicht so leicht hätte tun

[1] geb. 17. April 1735 zu Hermannstadt. Studierte ab 1754 Theologie und Philosophie in Helmstedt. Zunächst Lehrer in H. wurde er 1771 Stadtprediger. Im selben Jahre Pfarrer in Hammersdorf, wo er am 24. April 1785 starb.

können.« Seivert hätte kaum eine ungünstigere Wahl treffen können, als das Hohelied zur Unterlage zu nehmen. Es kann wohl keine unorganischere Verbindung gedacht werden, als die zwischen der sächsischen Ma. und dem Hohenlied Salomos. Die Übersetzung ist im »Hermannstädter Dialekt« abgefasst und folgt der Lutherbibel meist von Wort zu Wort. Es ist derselbe Vorgang, wie er bei matl. Predigten früherer Zeit üblich war, wobei Versündigungen gegen den matl. Sprachgeist auf Schritt und Tritt unterliefen. Dass auch eine andere Art des Vorgehens möglich gewesen wäre, dessen war sich Johann Seivert wohl bewusst, er erlag nur den Vorurteilen seiner Zeit. Er beginnt nämlich: »Hie kaess mech met dem Kass soenges Mangdes, denn doeng Braest soeng laewlicher denn Woeng...« und fügt in einer Anmerkung hinzu: Ächt sächsisch: »Hie mazz mech met dem Mazken soenges Möls; denn döng Mämmen soeng laewlicher denn Woeng.« Tatsächlich kommt die letztere Übersetzung dem wirklichen Sprachbilde viel näher, und entspräche den Anforderungen, die wir heute an einen matl. Text stellen, viel eher. Die von Seivert eingeführte Transskription ist bei näherem Zusehen durchaus nicht so ungeschickt, als es vielleicht den Anschein hat.

Durch fast ein Jahrhundert findet sich nunmehr nichts, was als ein Ansatz zu matl. Prosadichtung aufgefasst werden könnte. Erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts machen sich die eigentlichen Anfänge einer solchen geltend. Aus dem Jahre 1881 stammen sieben matl. Predigten[1] von G. A. Schullerus, damals Pfarrer in Schönberg. († 1900 als Pfarrer von Gross-Schenk.) Er war ein Mann, dem jede Predigt zum Kunstwerk wurde, was sich auch in seinen matl. Predigten zeigt. Ihr Stil ist, soweit es der gehobene Ton zuliess, volkstümlich gehalten und der Verfasser beschränkte sich durchaus nicht darauf, nur ein Hochdeutsch in sächsischer Lautgebung zu schreiben.

Mit den Kantorgeschichten, die F. A. in den Jahrgängen 1884, 1886 und 1888 des Neuen und Alten Hauskalenders erzählt, besonders mit »Wä en prâf sachsesch Gebeiran aren klenen San Manier geliert huet«[2] begründet er die volkskundliche Richtung, die ihren Stoff aus Anekdoten aus dem Volksleben schöpft. In der erwähnten Schnurre, die das Thema »Hänschen, nimm das Käppchen

[1] Predigten über die Evangelien älterer Reihe, 1881.
[2] N. u. a. Hauskalender 1884, 38.

ab« variiert, kommt das naive Überlegenheitsgefühl gegenüber den Mitnationen in ergötzlicher Weise zum Ausdruck. Ein kleiner Junge beklagt sich bitter bei seiner Mutter, dass ihn ein Herr walachisch angesprochen habe. Nach einem kleinen Verhör erklärt die Mutter, es sei ihm recht geschehen, denn er habe nicht wie ein Sachsenknabe gegrüsst, wodurch das Missverständnis hervorgerufen worden sei.[1]

1888 hat G. S. zwölf kleine Schnurren in den LwBl erscheinen lassen,[2] in den Jahren 1888 bis 1895 brachte der VfSbl »Bauernschwänke aus dem Nösnerland« von Michael Prall. Sie sind insoferne bemerkenswert, als der ihnen innewohnende Humor ganz dem Gesichtskreise des Bauers entspricht und seine natürliche Roheit ungebrochen zum Ausdruck kommt.

Ebenfalls in Nösner Ma. hat J. F. G. (Jakob Friedrich Graef) für das gleiche Blatt zwei Geschichten geschrieben,[3] von denen die eine die Schwierigkeiten schildert, die einer jungen Frau beim Brotbacken, dieser Goldprobe ländlicher Hausfrauenschaft, erwachsen. Auch Graef hat, wie die meisten Nösner eine ausgeprägte Vorliebe für derbe Situationskomik.

Der in Rede stehenden Richtung bedeutendster Vertreter ist der Kronstädter Stadtpfarrer Franz Herfurth.[4] Er ist einer der fruchtbarsten matl. Schriftsteller und seine in den verschiedensten Zeitschriften und Kalendern erschienenen Geschichten und Schnurren (die »Hippeltscher«) ergäben einen stattlichen Band.[5] Auch hat Herfurth das Verdienst, durch die Herausgabe des Sonntagsblattes »Der siebenbürgische Volksfreund« der matl. Literatur eine Heimstätte geboten zu haben. In den Blütejahren dieser gediegenen Familienzeitschrift findet sich fast in jedem Heft auch ein matl. Beitrag.

Herfurth verwendete zumeist die Burzenländer Ma. und liess sich vor allem die Pflege des echten Bauernsächsisch angelegen sein.

[1] Es ist dies aus demselben Geiste heraus geschrieben, der sich in einem alten Bruderschaftsartikel findet, wo es ohne jede gehässige Absicht heisst: »Wer auf der Gasse schreit wie ein Esel oder ein Walach, zahlt einen Gulden«.

[2] 1888, 23.

[3] »Det irscht Brûd« 1888 und »Det Ûsterbued« (Osterbad) 1890, Nr. 1.

[4] Fr. Herfurth, Ehrendoktor der Theologie, wurde geboren am 1. Januar 1853 zu Kronstadt. Er absolvierte 1871 das Honterusgymnasium und studierte in Berlin, Jena und Leipzig Theologie und klassische Sprachen. 1875 wurde er am Honterusgymnasium zu Kronstadt angestellt und unternahm die ersten Schulreisen, die in Siebenbürgen stattfanden. 1889 wurde er Pfarrer in Neustadt (Burzenland), 1894 Bezirksdechant und ist gegenwärtig Stadtpfarrer von Kronstadt.

[5] Eine Ausgabe der »Hippeltscher« ist in Aussicht genommen.

Seiner längeren, in den weitesten Kreisen bekannten Geschichten beste sind: »Katreny — kost te schwejen?«[1] »Wann enner zem Ågglack gebûren ass« (Kronstädter Ma.),[2] »Wuël ass Quuël!«[3] und »Ous der hemmleschen Housapentik.«[4]

Herfurth hat auch versucht, Rosegger einzubürgern. Dies ist ihm in »Wei et dem Lurmes Krastel mat senyen pantalônigen Hôsen gegange' wôr«[5] restlos gelungen, was von »Sätch Zichen 'nd Wangder!«[6] nicht gesagt werden kann. Der Gegensatz zwischen dem herben Wesen der sächsischen Ma. und dem etwas sentimentalen Stoff ist nicht überbrückt worden und hat keine neue Einheit aufkommen lassen.

Die »Hippeltscher« (etwa: Schnurren) umspannen denselben Stoffkreis, wie Thullners Verserzählungen. Es sind Kantorschnurren oder andere aus dem bäuerlichen und kleinbürgerlichen Leben gegriffene Anekdoten, deren wurzelfeste Sprache, die mit fast wissenschaftlicher Sorgfalt behandelt ist, ihnen auch vom rein sprachlichen Standpunkt aus einen besonderen Wert verleihen. Durch seine zugeschliffene Pointierung hat Herfurth auf viele Mitstrebende erzieherisch eingewirkt, er selbst hat sich von allem Anfang an von dem Grundübel der sächsischen Literatur, der Breite, ferngehalten, ohne zugleich die charakteristische schwerfällige Wucht der Darstellung aus dem Auge zu verlieren.

Fr. Herfurth, der sich auch als Lyriker betätigt hat, strebte in seinen Prosaschriften dichterische Wirkungen nur in zweiter Linie an. Er hat sie aber erreicht in der »Ansprache an die Wolkendörfer«,[7] die er am Tage der Schulweihe (3. Dezember 1893) als Vesperpredigt gehalten hat. Von der Einrichtung des neuen Schulhauses, den Öfen, den Fenstern, der Ventilation usw. ausgehend wendet er alles in das Geistige und berührt zugleich, ohne das Gegenständliche aus dem Auge zu lassen, die höchsten Güter der Nation und der Menschheit. Es ist dies die beste matl. Predigt, die gedruckt vorliegt.[8]

Im Zusammenhange mit dieser Richtung des Anekdotisch-Volkskundlichen sind noch als gute Einzelleistungen hervorzuheben die in Skizzenform gebrachten Schilderungen aus dem Volksleben,

---

[1] VfSbl 1894, Nr. 8. [2] Ebenda, 1893, Nr. 19. [3] VfK 1898. [4] NVk 1898. [5] VfK 1898. [6] Ebenda, 1900. [7] VfSbl 1894, Nr. 2.

[8] Eine zweite matl. Predigt von Herfurth ist »Wir brauchen Frauen, wie Maria eine war«, über den Text Luc. 1, 46—55. (Kronstadt s. a.)

wie etwa: A. Scheiner, »De Wasserlîdung« (Marktschelkener Ma.)[1] und die ausgezeichneten Arbeiten dieser Art von Otto Piringer (»π«): »Af der Gemînarbet«[2] und »Än der Schîlpräfungk.«[3]

Weitere Einzelleistungen sind in der Fussnote[4] angegeben.

Zu Beginn der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzt die ausgesprochen novellistische Richtung ein, deren eigentlicher Begründer[5] Dr. Adolf Schullerus[6] mit seiner »Wedmêd«[7] ist. Des weiteren erschienen von ihm »De Dielung«[8], »Af dem Fräeverînsball«[9] und »Vun em Dâskel, dîden näst zäklesch kangd, und em Schîlinspäkter, dîden uch gât blêsch ze schimpfe verstând«.[10] Schullerus, der in der Gelehrtenwelt als Germanist bekannt ist und gerade in Stilfragen die grösste Kapazität der sächsischen Wissenschaft ist, hat sich auch in der Praxis, als Selbstschaffender, bewährt. Als ein Familienzug — die Familie Schullerus hat in einer Generation einen Gelehrten, einen Maler (Fritz Schullerus) und eine Dichterin (Anna Schullerus) hervorgebracht — ist ihm eine gewisse Weichheit eigen, der besondere Sinn für das Zarte und Sinnige. Während dieser Zug in der »Wedmêd« noch nicht so ausgesprochen ist, tritt er in der »Teilung«, der Geschichte von der Liebe zweier alter Leutchen, und besonders in der Kindergeschichte »Af dem Fräeverînsball« deutlich hervor und unterscheidet seine Art recht wesentlich von vielen

---

[1] VfSbl 1894, 44. [2] NVk 1911, 162. [3] NVk 1912, 136.

[4] G. Scherg (?): »Der Flîscher und der Gebauer« (Kronstädter Ma.), VfSbl 1890, Nr. 40. Erwin Sachs (Gottfr. W. Henning d. Ä.): »Der nạst Schâser Spâss«, VfSbl 1893, Nr. 26. »Wä der Deiwel än de Kirch wôr gerôden« (Schässburger Ma.) VfSbl 1894, Nr. 42. »(—n—)«: »Ugeluhnt uch berohmt«. Ebenda 1895, Nr. 2 und »Wä'm än de Schîellîhn änhieft und de Lîerergehạlt afbiessert«, Ebenda 1894, Nr. 52. »—tz.«: »Dô hîert der Spass âf« VfK 1896 und »Dät Wätlûfen« (Ebenda 1896). M. R. in Sch.: »Iwerraschungen« LwBl 1899, 19. »—R—a«: »De irscht Fôrt mät der Angnîtler Bahn«. Ebenda 1899, 8. K. Gutt: »Wä de Schâser...« Ebenda 1898, 13 und »Wä schwechsem de Hännän Rosina Schweigerin wôr«. (Eine der besseren Humoresken.) VfK 1904. »H. B.«: »Wä em fuir fạfzig Jôhren Rîse mạcht«. LwBl 1907, Nr. 4 u. a. m.

[5] erste Spur: J. W. Litschel »Anna de arl Frä« (Birthälmer Ma.) VfSbl 1889, Nr. 32, (eine etwas ungeschickte historische Erzählung).

[6] geboren zu Fogarasch am 7. März 1864. Absolvierte 1882 das Hermannstädter Gymnasium und studierte in Bern, Leipzig und Budapest Theologie und Philosophie. Wurde 1887 Rektor in Agnetheln, 1889 Professor der deutschen Sprache am Landeskirchen-Seminar, 1900 Pfarrer in Gross-Schenk und 1907 Stadtpfarrer von Hermannstadt.

[7] Romanbeilage des VfSbl 1891.

[8] VfSbl 1892, Nr. 16. [9] Ebenda 1893, Nr. 21. [10] VfK 1896.

anderen Hervorbringungen der matl. Prosa. Es ist ferner darauf hinzuweisen, dass er zum ersten Male eine scharfe und individualisierende Charakteristik eingeführt hat.

Der »Wedmêd« folgte schon im nächsten Jahre (1892) eine sehr wertvolle Novelle von Emmi Capesius[1]: »Wä en hart Knorren mär (mürbe) wird.«[2] Eine dörfliche Ehetragödie rollt sich ab; der dem Trunke ergebene Mann wird an dem Tode zweier Kinder mitschuldig. Am Sterbebette des zweiten richtet die Frau den innerlich völlig Gebrochenen wieder auf. Die Novelle, die auch in Siebenbürgen als eine der besten Produkte matl. Prosa gilt, weist besonders in der mit grossem Verismus dargestellten Auseinandersetzung zwischen der Frau und dem halbtrunkenen Mann wahrhaft erschütternde Wirkungen auf und bietet auch stilistisch das Bild eines wurzelechten matl. Kunstwerkes.

Ähnliches gilt auch von der im gleichen Jahre erschienenen Erzählung von Marie Capesius[3] »Wô äs de Brokt?«,[4] worin der Konflikt aus der geplanten Zwangsheirat hervorgeht; dieses so häufig verwendete Motiv hat, was die Prosadichtung betrifft, hier seine beste Fassung gefunden. Von derselben Autorin stammt »Wä em ä menjen Jugendjôren riest«,[5] eine behagliche und doch sehr lebendige Schilderung der guten alten Zeit, die in Siebenbürgen noch nicht gar weit zurückdatiert.

F. S. (Friedrich Schuster), der auch eine kleinere Tendenzarbeit gegen den Hexenglauben verfasst hat, ist mit einer längeren Kantorgeschichte vertreten[6] und hat versucht, eine steierische Legende einzubürgern, indessen ist es deutlich fühlbar, dass sich bei Wiedergabe des aus einem ganz anderen Volkstemperament geborenen Stoffes eine trotz ihrer Flüssigkeit fremd anmutende, unsächsische Art der Zuspitzung eingeschlichen hat.

Was künstlerische Werte betrifft, bilden die Geschichten, Skizzen und Märchen von Anna Schullerus[6] den Höhepunkt der matl.

---

[1] geboren 19. Februar 1847, lebt in Hermannstadt. [2] VfSbl 1892, S. 78.

[3] geb. Guist. Geboren 13. Juni 1863 in Grossau, seit 1887 mit dem jetzigen Hermannstädter Seminardirektor Dr. Josef Capesius verheiratet.

[4] VfSbl 1892, S. 53. [5] LwBl 1901, 7.

[6] Wä âs Kanter za senger Frä kâm. VfSbl 1893, 20.

[7] geboren in Fogarasch 1869 als Tochter des ev. Pfarrers G. A. Schullerus. Sie verlebte ihre Kindheit in Schönberg, später in Gross-Schenk. 1903 bis 1912 war sie an der Hermannstädter Mädchenschule Lehrerin, hörte 1907 ein Semester in Jena und ist seit 1912 mit dem Schaaser Pfarrer Schuller verheiratet.

Gesamtliteratur.[1] Sie sind in so hohem Grade heimatlich, dass auch der den Dialekt verstehende Fremde, wenn er nicht lange in Siebenbürgen gelebt und den durch die Menschen, die Landschaft, ja durch das Klima gegebenen Stimmungsgehalt des Landes nicht genau kennen gelernt hat, nur einen schwachen Abglanz ihres Zaubers empfinden mag. Zugleich sind sie der Ausdruck einer so eigenartigen und durchaus künstlerisch empfindenden Persönlichkeit, dass sie auch in der Heimat, zwar nicht wenigen, aber auch nicht allen zugänglich sind. Die grosse Menge, der das Stoffliche etwas zu sagen pflegt, steht ihr verständnislos gegenüber.

Spricht man mit gebildeten Sachsen, die seit langen Jahren im Auslande leben, über ihre heimatliche Literatur, so kann man beobachten, dass immer Anna Schullerus an erster Stelle genannt wird. Forscht man dann weiter, so hört man, dass es keine anderen Dichtungen gibt, die alte Erinnerungen so lebendig erstehen lassen, schon nach der Lektüre weniger Zeilen ganze Landschaftsbilder mit ihren Kirchtürmen, Feldern und Hügeln, ganze Dörfer mit ihrem Pfarrhof, ihren Scheunen und Gärten, ja sogar eigene Erlebnisse des Lesers, von denen im Buche doch gar nicht die Rede ist, mit solcher Klarheit heraufschweben lassen, dass es keine anderen Dichtungen gibt, aus denen die süsse Heimat in ihrer Schöne mit solcher Innigkeit herübergrüsst.

In Fogarasch geboren, kam Anna Schullerus als Kind schon nach Schönberg, wo eine besonders wohllautende Ma. gesprochen wird. Hier besuchte sie die Dorfschule und war so völlig in das Landleben eingewurzelt, dass es der Pfarrerstochter sehnlichster Wunsch war, auch ein Bauernmädchen zu sein.[2] Im nahen Verkehre von Haus zu Haus, von Kind zu Kind kam sie in engste Fühlung mit dem bäuerlichen Charakter, Freundschaften mit einiger ihrer Mitschülerinnen, also Bäurinnen, haben bis zum heutigen Tage gehalten.

Der höchstgebildeten Schichte Siebenbürgens angehörend, ist sie, als echte Pfarrerstochter, auch in ihrer Kunst eine Vermittlerin

[1] Die einzelnen Bestandteile der 1904 erschienenen Sammlung: »Hímwih« wurden seit 1893 im VfSbl und im VfK unter dem Pseudonym: (—nn—) gedruckt. Nicht in der Sammlung sind: »Äm Guertenheisken« VfK 1955, »Der Blâsi« Ebenda 1906. »Äm Paradies« Ebenda 1907. 1912 kam heraus: »Zwei Märchen«. — Die Prosaarbeiten von Anna Schullerus sind, mit Ausnahme der Stellen, wo Bauern redend eingeführt werden, in der auf Hermannstädter Ma. beruhenden Koine verfasst.

[2] Vgl. die Erzählung: »Der Blâsi« VfK 1906.

zwischen Stadt und Land. Infolgedessen sind zwei Richtungen ihres Schaffens deutlich ausgeprägt. In ihren Geschichten und Skizzen wendet sie sich an die Städter und erzählt vom Leben auf dem Lande, in ihren Dramen aber an die Bauern selbst und zeigt diesen die Welt im Spiegelbilde, im Rahmen der eigenen äusseren Lebensverhältnisse. (Über Anna Schullerus als Dramatikerin vgl. S. 688 ff.) Die erste dieser beiden Richtungen ist sicher die ursprünglichere und ihrem Wesen am meisten gemäss. Ihr Erstlingswerk: »Mät Geliejenhît« gehört bezeichnenderweise dieser an. — Es galt damals, über etwas hinwegzukommen, es galt eine Leere auszufüllen, die durch die Heirat einer ihrer Schwestern in ihrem Herzen entstanden war. Mit kalten Händen, mit einem eigenartigen Gefühl, halb Bangigkeit, halb Erwartung, sass sie in ihrem stillen Mädchenzimmer am Schreibtisch ... Die Eltern und Geschwister ahnten bald, dass etwas im Werke sei, fragten aber nicht. Eines Tages aber wurde das Entstandene der Familie angekündigt und des Abends, als Ruhe im Hause eingetreten war, vorgelesen.

Aus dieser Entstehungsgeschichte ersieht man, dass der erste Anstoss nichts anderes war, als eine Stimmung, zu der sich erst nach und nach die Gestalten, der Inhalt und die Form hinzufanden. Es handelte sich also um den typischen Entstehungsprozess eines wirklich echten Kunstwerkes lyrischer Art oder stark lyrischen Einschlages.

Mit dem grossen Gefühlsgehalt ihrer Dichtungen steht auch ihre Vorliebe und ihr Geschick, Kinder darzustellen, was an und für sich schon immer ein Zeichen poetischer Veranlagung ist, im Zusammenhange. Hiebei wird sie nicht nur von einer ganz ausgezeichneten Beobachtungsgabe unterstützt, sondern auch von der Fähigkeit, mit besonderer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit eigener Kindheit, eigener Jugend sich zu erinnern. — Die grossen Gemütsbewegungen der Menschen schildert sie am liebsten an den Kleinen und da die Ursachen kindlicher Freuden und besonders kindlicher Leiden oft gering erscheinen, die Reaktion aber von der Dichterin immer ernst genommen wird, so wirkt die jeweilige Empfindung als solche, befreit von tragischen Voraussetzungen, nicht aufwühlend, sondern milde auf den Leser ein. Wenn ihr Gretchen zum erstenmal einige Tage vom Elternhaus entfernt und bei einer Freundin zu Besuch ist, so wird die Geschichte zu einem Bilde des Heimwehs, wie es wohl erschütternder, aber sicher nicht ergreifender und herzbewegender gedacht werden kann.

Die Kinder, die ihre Werke bevölkern, bildeten zugleich ihr erstes Publikum. Ihrer jüngsten Schwester erzählte sie stundenlange Geschichten und Märchen und ihr Bruder, Felix Schullerus, veranlasste sie, niederzuschreiben, was sie erzählte. So entstanden die Märchen. Universitätsprofessor Robert Franz Arnold (Wien) wies darauf hin, wie unmittelbar die »Brannefrä« (Brunnenfrau) aus dem Volksglauben herausgewachsen ist, und wie scheinbar ganz prosaische aber charakteristische Eigenschaften der sächsischen Volksseele hier in Poesie aufgelöst wurden. Dreht es sich doch in der »Brannefrä« eigentlich um ein wirtschaftliches Motiv; des Gartens und der Felder ferneres Gedeihen steht auf dem Spiel. Arnold zog auch das Märchen Mörikes von der schönen Lau in Vergleich, das übrigens in einem gewissen Sinn auch als matl. Dichtung angesprochen werden kann. Die Märchen von Anna Schullerus spielen nicht in der idealen Ferne, jeder genannte Gebrauchsgegenstand, jede Redewendung ist speziell siebenbürgisch, jeder Zug selbst beobachtet oder selbst erlebt. Für das echt Dichterische dieser Umgestaltung des Lebens zur Kunst zeugt es auch, dass die Gestalten ihrer sämtlichen Dichtungen, obwohl direkt nach dem Modell gearbeitet, doch zugleich als aus der individuellen Sphäre herausgehoben, als Typen uns erscheinen.

Wahre Kabinettstücke psychologischer Feinmalerei sind bei Anna Schullerus überall zu finden.[1] Seelische Unwägbarkeiten weiss sie mit grossem Geschick wahrnehmbar zu machen.

Wie in ihren Jugenderinnerungen, so spielt auch in ihren Werken der Pfarrgarten eine grosse Rolle; der Garten und ihr Lieblingsmotiv: die Sonne. Wie bezeichnend setzt doch die zauberhaft schöne Nachmittagsschilderung in »Pärli« mit den Worten ein: »Iwerm Guerten lą̊t der Sanneschenj ...« Der Sonne verdankt sie die schönsten ihrer Bilder und Vergleiche, jeder Strahl wird ihr zum lebendigen Einzelwesen. Die Sonne leuchtet aus allen ihren Werken, sie wird nicht müde, diese Sommerkönigin zu verherrlichen.

---

[1] Man vgl. etwa die Stelle in »Mät Geliejenhît«, wo sich das »licht Gefähl« (schlechte, unbehagliche Gefühl) der alten Frau an das Säckchen mit den Erbsen knüpft, wie sie sich, um sich davon zu befreien, nach Betätigung und Arbeit sehnt und nun den Auftrag gibt — Erbsen anzubauen, wodurch denn auch die Lösung herbeigeführt wird. — Man vgl. ebenso das Einschlafen und Erwachen in der »Brannefrä«, das sich nicht nur für den kleinen Knaben, sondern auch für den Leser ganz unmerklich vollzieht.

Sonnig ist auch ihr Humor. Von Carneri stammt das Wort, dem echten Humor könne man das Heiligste anvertrauen. Mit Humor behandelt Anna Schullerus ihre Kindheitserinnerungen, das Elternhaus und vieles, was ihr teuer war. Gerade dadurch gelingt es ihr, geliebte Menschen und Stätten wie mit einem poetischen Heiligenschein zu umgeben.

Eine greifbare literarische Beeinflussung kann bei Anna Schullerus nicht nachgewiesen werden. Was den Aufbau ihrer Erzählungen betrifft, so zeigt sich darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Predigtstil ihres Bruders. Vor allem in der Behandlung des Anfanges; sie gibt z. B. eine in sich abgeschlossene, nur aus einem Stimmungsgrundklang bestehende Einleitung, worauf dann die Entwicklung des eigentlichen Themas mit einem neuerlichen Ansatz beginnt.[1] Eine direkte Einflussnahme ihres Bruders, was Geschlossenheit und Aufbau anbelangt, erkennt übrigens die Dichterin selbst dankbar an.

Es ist hier nicht der Ort für eine eingehende Stiluntersuchung, nur auf einige Erscheinungen stilistischer Natur möge kurz hingewiesen werden.

Bei Anna Schullerus fallen die vielen kurzen, absatzgleich hereingerückten Sätze auf. Auch einzelne Worte werden so behandelt. Der Vater der Dichterin, G. A. Schullerus, soll in seinen Predigten und Reden durch ähnliche, längeren Perioden folgende Lakonismen besonders gewirkt haben.[2] Dieselbe Eigentümlichkeit der Tochter, die auch in ihre schriftdeutschen Arbeiten übergegangen ist, scheint aber im engsten Zusammenhange damit zu stehen, dass sie eben Mundart schreibt. Die instinktive Ausnützung des in der Ma. viel stärkeren Gefühlstones einzelner Worte kann zu dieser Erscheinung geführt haben. — Zugleich markieren die grossen Zwischenräume im Druckbild ebensoviele Atempausen, so dass man beim Lesen unwillkürlich zum Sprechton hingedrängt wird. — —

Fern von allem artistischen Treiben geht diese stille Künstlerin ihren Weg. In ihrer herben, andeutenden Art weiss sie ohne jede Sentimentalität zu rühren. Ihre Werke sind die einzigen der matl. Literatur, durch die man das Gemütsleben der Siebenbürger Sachsen wirklich kennen lernt, zugleich die einzigen, die den Stempel des Erlebten und Durchlebten in so hohem Masse an sich tragen.

---

[1] Besonders ausgesprochen und sehr suggestiv in der Geschichte: »Hîmwîh« (in der gleichnamigen Sammlung S. 65).

[2] Vgl. Dr. A. Schullerus in »Gustav Adolf Schullerus und Fritz Schullerus«. VfK 1901.

In ihrem weiteren Verlaufe setzt sich diese Richtung wieder nur in Einzelleistungen fort, von denen etwa zu erwähnen sind: M. Sch. »En Zwigesprêch af der Strôss«, (VfSbl 1894, Nr. 38) (G. Sch.: »En Iwerraschung« VfK 1897.) J. Sch.: »Wä der Mathias Lieb seng ą̊lt ‚Vergissmeinnicht' verlur end et weder fą̊nd« (LwBl 1909, Nr. 2).

Die gleichfalls in den 90er Jahren einsetzende bürgerliche Satire gruppiert sich um zwei stehende Figuren, den »Fliescher Tumes« und den »Herrn Schemmel«. Die Fliescher Tumes-Geschichten von Heinrich Müller,[1] die hauptsächlich im »VfSbl« (das eine Zeit hindurch von Müller redigiert wurde), später dann im »NVk« erschienen, charakterisieren sich besonders durch die politischen Spitzen, die zuweilen hervortreten. Die Satire auf die verschiedenen Wahlpraktiken, deren das politische Leben Ungarns manche Spezialität aufweist, zeichnet sie besonders aus. Es ist überhaupt zu bemerken, dass in der matl. Literatur, wo die Nation gewissermassen unter sich ist, manches laut wird, was in hochdeutscher Sprache sicher nicht zum Durchbruche gelangt wäre. Der Fliescher Tumes selbst ist der Typus kleinbürgerlichen Ränkeschmiedes, der als der Überschlaue oft selbst zu Schaden kommt. Da der in den Fliescher Tumes-Geschichten herrschende Humor sehr fein ist, so wurde nicht der »Fliescher Tumes« sondern der »Härr Schemmel« die beliebteste stehende Figur, die immer wieder herangezogen und von verschiedenen Autoren in immer neuen Situationen vorgeführt wurde, so dass sich eine gewisse Tradition herausgebildet hat, deren Wirkungen auch auf andere Dichtungsgattungen übergegriffen hat. (So hat unter anderem Adolf Höhr den Schemmel in Verbindung mit dem Motiv des Verfolgens des Uhrpendels gebracht.[2] Auch in dem zu Mediasch erscheinenden »Kotgässer Nachbarschaftskalender« findet sich ein Gedicht, in dem die genannte Figur eine Rolle spielt.) Die »Schemmel Titz-Geschichten« haben ihren Charakter erst allmählich angenommen. Im Anfange wurden von Titz einige Abenteuer erzählt, dann wird das Schemmel-Milieu auch nur als Rahmen benützt, indem beispielsweise der Titz seiner jungen Frau ein Märchen erzählt. Mit der Zeit

---

[1] geboren 1856 in Schässburg, absolvierte 1874 das dortige Gymnasium und studierte in Bern und Berlin Theologie und Philosophie. 1895 wurde er Pfarrer in Schönberg, seit 1902 ist er Pfarrer in Schellenberg und seit 1912 zugleich Dekanus des Hermannstädter Bezirkes.

[2] »Woräm der Schemmel nemmi wâte wûl« LwBl 1909, 41. 571.

aber tritt dessen Vater, der Herr Schemmel, in den Vordergrund, er und sein Kreis, lauter prächtig gesehene Gestalten aus dem Hermannstädter Pfahlbürgertum. Sie haben sich alle als sehr lebensfähig erwiesen. Hervorzuheben ist die ausgezeichnete Charakterisierungskunst und die geschickte Technik, mit der die Nebenfiguren abwechselnd in den Vordergrund geschoben werden d. h. in den verschiedenen Geschichten die Hauptrolle spielen. Den Stil der von L. Fritsch verfassten Geschichten führt Dr. Adolf Schullerus im Vorwort zum »Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch« als Muster des echten Bürgersächsisch an.[1]

Sichtlich von den Schemmel-Geschichten beeinflusst sind: »Nor net iwerellen« von M. K. (NVk 1897) und »De Gefôhren der Elektrizität« von R. K. (VfK 1913.)

Die didaktische Prosaliteratur wendet sich zumeist in Form tendenziös gefärbter Erzählungen, denen mitunter die Moral als kleine Abhandlung angefügt ist, gegen den Alkohol, den Hexen- und sonstigen Aberglauben, gegen das Ablegen der bäuerlichen Tracht usw. oder beschäftigt sich mit Erziehungsfragen. J. W. Litschel (vgl. S. 684 ff.) schrieb seit 1889 mehrere solche Erzählungen in den »VfSbl,[2]« in deren einigen er die aus den moralischen Wochenschriften bekannte Gesprächsform benützt, doch sind diese Erzählungen in sehr akademischer Sprache abgefasst.[3]

Die beste Arbeit dieser Art dürfte wohl »Vor der Dir« (Kronstädter Ma.) von A. Scheiner (Sch.) sein, die auch als volkskundliches Dokument ihren Wert hat. Einige typische Beispiele der in Rede stehenden Gattung seien in der Anmerkung angeführt.[4]

---

[1] Die Schemmel-Geschichten erschienen mit wenigen Ausnahmen (den in den LwBl gedruckten) im VfK seit 1899.

[2] später dann in die LwBl.

[3] »De Präbend« VfSbl 1889, Nr. 48. — »Borgen mǫcht Sorgen«, LwBl 1899, Nr. 1; »Wuer de Motter schlît, due wiest Flîsch«, Ebenda 1899, 19; »Loss ich det dem Vueter suen«, Ebenda 1900, usw.

[4] Johann Reichart (Rt.): »Strôf mauss senj«, VfSbl 1890, Nr. 38. — Levitzky (Ly): »De Ậndern wärden et schien mächen«, VfSbl 1893, Nr. 17. — S.: »Wei dîfe mer as Kendj?« Kronstädter Kal. 1897, 66. — J. H M·: »Woll grûss äs der Awerglûwen noch.« LwBl 1899, Nr. 24. — J. Sch.: »De weiss Knäppdächer« LwBl 1899, 10. u. a. m.

3. Das Drama.

Als in den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die neugegründeten Frauenvereine ihrer satzungsgemässen Aufgabe nachzukommen trachteten: »edle und veredelnde Geselligkeit zu pflegen«, nahmen sie in ihren Arbeitsplan auch kleine theatralische Aufführungen auf, welche zum grössten Teil am Abend des zweiten Weihnachtstages den zum »Frauenvereinsball« vollzählig erschienenen Einwohnern der betreffenden Gemeinde dargeboten wurden. Zu solchen oder ähnlichen Anlässen entstanden die meisten der matl. Dramen, geschrieben vom Pfarrer oder einem Mitglied des Pfarrhauses oder, wie die Meyndt'schen Singspiele, vom Notär.

Schon bei Erörterung der Merkmale und Eigentümlichkeiten der matl. Gesamtliteratur wurde des Dramas mehrmals Erwähnung getan. Es wurde unter anderem hervorgehoben, dass vier Stücke historische Stoffe behandeln, dass die bäuerliche Schaubühne vor allem als moralische Anstalt betrachtet werden müsse, dass die technischen Schwächen der matl. Literatur vor allem im Drama hervortreten usw.

Um früher Gesagtes hier nicht zu wiederholen und um die Erörterung einiger symptomatischer Erscheinungen, die besser am Objekt selbst aufgezeigt werden können, nicht vorweg zu nehmen, erübrigt es sich, hier nur einiges über die dörflichen Aufführungen und über das dörfliche Publikum zu sagen, um damit für das Verständnis der sächsischen matl. Dramenliteratur unbedingt notwendige Voraussetzungen zu geben.

Dass kein in einer anderen sozialen Schichte, als in Bauernkreisen spielendes Stück geschaffen wurde, ist selbstverständlich. Auffällig ist es dagegen, dass zum Beispiel kein einziges Märchenspiel oder dergleichen, worin etwa Könige, gute und böse Feen usw. auftreten, existiert. Die Erklärung für diese Tatsache liegt in der Kostümfrage. Der Bauer sieht auf der Bühne seine Bekannten und Verwandten als Darsteller. Ein sächsischer Bauer nun, der in einem anderen Kostüm auf der Bühne erscheint, als in dem, das die Zuschauer täglich an ihm zu sehen gewohnt sind, würde auch in ernsten Situationen mit jedem Satz ein unauslöschliches Gelächter hervorrufen. Daher werden auch den höheren Ständen angehörige Bühnenfiguren, als Ärzte, Notäre usw. zumeist vom Prediger, Lehrer usw. dargestellt, von Personen also, die auch im Leben in Tracht und Gehaben städtisch sind, sonst betrachtet sie der bäuerliche Zuschauer als »verstellt« d. h. maskiert und fasst sie komisch auf.

Mit dieser Gefahr des Lächerlichwerdens steht noch eine andere Eigentümlichkeit der matl. Dramen in Verbindung. Es fällt auf, dass in den matl. Stücken selten ein starker Affekt vorgeführt wird, dass sich Leidenschaftsausbrüche jeder Art in sehr engen Grenzen halten. Das wurde von den einzelnen Dichtern nicht nur deshalb so eingerichtet, um die schauspielerische Leistung möglichst zu erleichtern. Auch im Seelischen verträgt der Bauer kein fremdes Kostüm auf der Bühne. Er, dem der Eindruck einer Theatervorstellung fremd ist, dessen Phantasie künstlerisch ganz ungeschult ist, kann auch hierin zwischen der darstellenden und der dargestellten Person keinen scharfen Unterschied machen und quittiert schon geringe Überschwänglichkeiten, (z. B. markiertes Weinen) mit einem Heiterkeitsausbruch, während er ernsten, aber nicht im Tone der Leidenschaft vorgebrachten Auseinandersetzungen voll Verständnis und mit innerer Anteilnahme folgt.

Sehr oft mag auch die Quelle solcher unbeabsichtigter Heiterkeitswirkungen noch tiefer zu suchen sein. Im Wesen des sächsischen Nationalcharakters liegt sehr viel seelisches Schamgefühl; die Scheu das eigene Innenleben preiszugeben, ist ein ausgeprägter Zug der Sachsen. Geschieht nun etwas auf der Bühne, das nur im Geringsten z. B. an das Rührende streift, so gewahrt man alsbald viele verlegene Gesichter im Zuschauerraum, es wird als peinlich empfunden und die Erinnerung daran, dass es ja nur »Komödie« sei, dass der Bekannte oder Verwandte da oben auf der Bühne »sich nur so stelle«, wirkt als befreiende Reaktion. — So entspringt es unmittelbar den Bedürfnissen des sächsischen Bauernpublikums, dass von Liebesangelegenheiten stets in einem verhaltenen, ja fast trockenen Ton die Rede ist, dass überhaupt die handelnden Personen nicht in so hohem Grade aus sich heraustreten, als es im Interesse der dramatischen Wirkung zu wünschen wäre.

Die Trennungslinie zwischen Bühne und Leben darf dem Bauern nicht zu stark in das Auge fallen, so erklärt sich der realistische Stil, der die Dramenliteratur beherrscht, und zugleich die peinlich genaue Milieuschilderung, auf die ein sehr grosses Gewicht gelegt wird.

Da Dilettantenaufführungen in ein und demselben Dorfe aus naheliegenden Gründen nur selten veranstaltet werden können, begreift es sich, dass in den einzelnen Stücken das Bestreben obwaltet, möglichst vieles zu bringen. Damit im Zusammenhang steht nicht nur die oft überquellende Breite, sondern auch das Fehlen

der beiden Pole: Posse und Tragödie. Das matl. Drama strebt offenbar einer Universalgattung zu, die geeignet erscheint, Heiteres und Ernstes nebeneinander mitzuteilen.

Bei der Einwertung der sächsischen matl. Dramenliteratur müssen die eben erörterten Verhältnisse sorgfältig in Rechnung gezogen werden. Wie es bei allen dichtenden Volkserziehern der Fall ist, haftet den Werken der nun zu besprechenden Dichter auch dann ein gutes Stück Prosa an, wenn sie nur unterhalten wollen. Im allgemeinen verfolgen sie jedoch die Tendenz, keine blossen Unterhaltungs- und Genussmittel zu schaffen, sondern Kulturwerte.

Johann Wilhelm Litschel[1] hat das Verdienst, als erster die Ma. und zwar die Bistritzer (Nösner) Ma. im Drama verwendet zu haben. Er hat im ganzen vier solcher Stücke verfasst, deren eines, ein geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen, den Titel »Valentinus Greff« und den Untertitel »E Beld ois Bîrthalms Vergongenhît 1524—1530« führt. »En vereitelt Kommassation« und »Der Gemêschreiwer« sind Komödien mit Gesang, »Lisi (E Beld ois dem Liewen)« ist ein Volksschauspiel. »Valentinus Greff«[2] ist, wie fast alle matl. Stücke, in Prosa geschrieben und spielt in den bürgerlichen Kreisen der Handwerker. Von einer Inhaltsangabe[3] kann hier um so mehr abgesehen werden, weil sich aus einer solchen nichts von dem ergeben würde, was für das Wesen und die Wertung des Dramas von Bedeutung wäre. Die zwischen Birthälm und Marienburg, d. h. zwischen den Kindern des Schusters und Kirchenvaters Greff und eines Marienburger Kürschners sich entwickelnde Liebe, ebenso eine zweite Liebesgeschichte zwischen der Tochter Greffs und seinem Gesellen sind nur die Fäden, die über eine breite zeitgeschichtliche Darstellung gesponnen sind. Die politischen Ereignisse (der Kampf Kaiser Ferdinands mit Zapolya) einerseits, die Geistesbewegung der Reformation andererseits werden in breiten Gesprächen erörtert und ermöglichen zugleich das Fortschreiten der Handlung, indem sie die handelnden Personen

---

[1] J. W. Litschel wurde geb. am 22. Mai 1856 in Birthälm und war nach Absolvierung des Mediascher Seminars Rektor an den Volksschulen in Michelsberg, Pretai, Birk und Bistritz. Im Jahre 1892 wurde er als Pfarrer nach Reussdorf gewählt. Er starb am 9. März 1904. [2] 1899.

[3] Sehr gute und eingehende Inhaltsangaben finden sich bei Carl Römer. Das Drama in der neueren siebenb.-sächs. Literatur, Mediascher Programm 1897/98.

förmlich vor sich herschieben. Wo alle dramentechnischen Begriffe fehlten, stellte sich das Wort ein. Von dem Wortreichtum dieses Theaterstückes kann man sich kaum eine Vorstellung machen.[1] Jede Figur spricht die Ma. ihrer Heimat, also die Birthälmer, Hermannstädter, Bistritzer, Schässburger und Roder Ma. Letztere wird zu komischer Wirkung herangezogen. Der nur in einer episodischen Szene auftretende berühmte Sachsengraf Markus Pempfflinger spricht mit Valentin Török natürlich[2] hochdeutsch. Der Dialogstil ist nur stellenweise etwas volkstümlicher gehalten, zumeist aber ganz papieren und farblos.[3]

Die beiden Lustspiele gehören inhaltlich zusammen. »En vereitelt Kommassation«[4] hat in »Der Gemêschreiwer«[5] eine Fortsetzung gefunden. Sie spielen in Bauernkreisen. Im erstgenannten ist dasjenige Motiv behandelt, das für ein matl. Stück das nächstliegende und fruchtbarste ist. Es handelt sich um den im sächsischen Dorfsleben so oft vorkommenden Fall, dass die Verheiratung eines Mädchens auf Grund finanzieller Erwägungen und im Gegensatze zu seiner eigentlichen Herzensneigung geplant ist. Der Bauer Stâfen fürchtet die in Aussicht stehende Kommassation, (auch eine typische Konfliktsquelle in den siebenbürgischen Gemeinden) und könnte der von Amts wegen erfolgenden Platzzuweisung nur entgehen, wenn sein Grundbesitz schon ein Ganzes ergäbe. Nun zieht sich aber ein Wiesenstreifen mitten durch seine Äcker und mit dem Besitzer dieser Wiese verhandelt er. Seine Tochter soll dessen Sohn heiraten. Dieser Handel scheitert aber an der Willensstärke Annichis und sie ehelicht ihren armen, aber tüchtigen Geliebten, der es inzwischen zum Notär (Gemeindeschreiber) des Dorfes gebracht hat. Im nächsten Stück, in dem »Gemêschreiwer«[6] wird nun gezeigt, wie der rechtliche Notär seiner Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit wegen von den Übelgesinnten gestürzt werden soll,

[1] Vgl. die früher zitierte Programmarbeit von C. Römer S. 55.

[2] V. Török war der Anführer der mit den Sachsen gegen den Moldauer Woiwoden verbündeten Magyaren.

[3] Der »V. Greff« ist mit schriftdeutscher Übersetzung durchschossen gedruckt. Dieser schriftdeutsche Text scheint die eigentliche Grundlage abgegeben zu haben. Nach seiner Übertragung in die Ma. dürfte er, um eine möglichst genaue Parallelität zu erreichen, hauptsächlich was die Wortfolge betrifft, nachkorrigiert worden sein. So entstand offenbar das eigentümliche Bild des von Saxonismen wimmelnden schriftdeutschen und des mit abstrakten Wendungen des Hochdeutschen gesättigten matl. Textes. [4] 1889, 1895². [5] 1895. [6] 1895.

wie er aber durch die eingeleitete behördliche Untersuchung rehabilitiert wird, während seine wühlenden Gegner der gerechten Strafe anheimfallen.

Wenn auch nicht in so weitgehendem Sinne, wie in »Valentinus Greff«, so ist doch auch hier die Handlung mehr oder weniger nur ein Vorwand, um erzieherisch und belehrend auf das ländliche Publikum einwirken zu können. Das darstellerische Moment tritt gegen das didaktisch-pädagogische in den Hintergrund. Auch in den beiden Lustspielen findet sich eine sorgfältige und bis ins kleinste gehende Milieuschilderung. Wenn schon im ersten die bäuerlichen Grundfehler: Geldstolz, Habsucht, Beamtenbestechung und Sippenwesen Pranger stehen, so wächst sich der »Gemeindeschreiber« schon zu einer Art Sittenstück aus, wo in der Entwicklung einer grossangelegten Dorfintrigue Neid, Rachsucht und Ränkesucht in ihrer das Gemeindeleben zersetzenden Wirkung am Werke gezeigt werden.

Es ist für die nicht leicht zu analysierende Wesensart Litschels charakteristisch, dass alles, was mit dem Inhaltlichen, zunächst mit dem Stofflichen, dann aber auch mit dem Ideengehalt und dessen Ausdruck zusammenhängt, als wohl gelungen erscheint, während seine Technik geradezu kindlich anmuten muss. Direkte Charakteristik, Beiseitesprechen, Unterredner, Briefe: das sind die am meisten angewendeten dramatischen Aushilfsmittel. Es gibt Monologe, die mit dem Auftreten der betreffenden Person beginnen und mit ihrem Abtreten schliessen. Wenn eine Person von der Bühne entfernt werden soll, geht sie mit Motivierungen ab wie: ». . ich muss in das Gemeindehaus gehen, doch bin bald wieder hier!« Die Einheit des Ortes ist durch die natürlich gegebenen neutralen Orte, wie das Wirtshaus oder das Gemeindehaus, eben noch eingehalten, die zeitliche Perspektive erscheint jedoch bis ins Unwahrscheinlichste verzerrt. Der Beginn des 2. Aktes im »Gemêschreiwer« greift, um nur ein Beispiel zu nennen, zeitlich über den Schluss des 1. Aufzuges zurück.

Während so jede äussere Motivierung alles zu wünschen übrig lässt, ist es um die innere weit besser bestellt. Die Charakterzeichnung überhaupt und die sich aus der Wechselwirkung der als Typen gedachten Charaktere ergebenden Konflikte sind, rein psychologisch genommen, dieser Dramen bestes Teil. Litschel kennt keine einseitige Verteilung von Licht oder Schatten und einzelne der Figuren, wie die des Wirtes, sind sogar recht bühnenwirksam. Auch machte

Litschel in der Behandlung des Dialoges ersichtliche Fortschritte. Wenn im »Valentinus Greff« die Reden und Gegenreden noch halbe Oktavseiten einnahmen, so ist in den Komödien, namentlich in den Wirtshausszenen, eine schon volkstümlichere, knappe und einfach bildernde Sprache gebraucht.[1] Auch die im »Gemeindeschreiber« oft angewendeten und gut beobachteten Quibbles gereichen dem Stil nur zum Vorteil.

Die Sicherheit der Charakteristik, die innere Folgerichtigkeit des Geschehens, der (wenigstens in den Lustspielen) schlagende Dialog auf der einen, die seltsame Unbehilflichkeit gegenüber jeder bühnentechnischen Anforderung auf der anderen Seite, treten natürlich nicht bei blosser Lektüre, sondern nur nach einer genauen Analyse zutage. Würde man etwa Einzeluntersuchungen über die Charaktere, die Milieuschilderung, den Dialog Litschels schreiben und dann über seine Technik, so würde man kaum glauben können, dass von ein und demselben Manne die Rede ist.

Am wenigsten treten die genannten Schwächen in »Lisi«, einem »Bild aus dem Leben in 4 Aufzügen« in den Vordergrund.[2] Es bildet seinem Problem nach ein Gegenstück zu »En vereitelt Kommassation«, es führt die Folgen einer unüberlegten Liebesheirat vor Augen. Litschel wendet sich zugleich auch gegen die Landflucht. Lisi, die dem »Musikanten« (einem Organisten und Musiklehrer) in die Stadt gefolgt ist, nachdem sie den biedern bäuerlichen Bewerber zurückgewiesen hat, sieht ihren Mann von Stufe zu Stufe sinken und muss endlich, zur Witwe geworden, sich und ihr Kind als Aufwartefrau kümmerlich ernähren, bis sie endlich wieder Aufnahme in das Elternhaus findet. Lisi ist eigentlich weniger die Heldin des Stückes, als vielmehr das »Objekt des Spieles«. Es handelt sich vor allem um die schliesslich besiegte Unversöhnlichkeit des alten Vaters. In diesem besten Stück Litschels findet sich manches wirklich Dichterische. So knüpft zum Beispiel das ganze Versöhnungsthema an eine Predigt des Pfarrers an, die von zwei Mädchen besprochen, einen schönen Stimmungshintergrund für das Folgende abgibt. Wie gut gewählt erscheint dieses Mittel im Hinblick auf das gedachte Bauernpublikum, wenn man bedenkt, dass die Predigt dem sächsischen Bauer nicht nur der Inbegriff alles dessen ist, was auf die Seele wirkt, sondern auch die einzige Form, in der ihm die Kunst, in

[1] Jedoch »städtische Halbmundart«, keineswegs echtes Bauernsächsisch.
[2] 1899.

der ihm das Schöne in den Weg tritt. Durch die wachgerufenen Assoziationen zwischen dem gewohnten Eindruck einer Predigt und dem für einen Bauern seltenen, daher ungewohnten Eindruck eines Theaterstückes wird er den auf der Bühne lebendigen Gedanken und Gefühlen zugänglicher gemacht und deren Suggestivwirkung erscheint erheblich verstärkt. —

Litschels Stücke, besonders »En vereitelt Kommassation«, wurden und werden oft aufgeführt. Sie sind trotz all ihrer Schwächen nicht jedes dichterischen Zuges bar und erfüllen in ihrer Anspruchslosigkeit ihren Zweck vollkommen, so dass Litschel ganz abgesehen von der ihm als Bahnbrecher zukommenden literargeschichtlichen Stellung auf die Dankbarkeit der mit ihm Gleichstrebenden berechtigten Anspruch hat.

Im Jahre 1898 erschien das erfolgreichste und bekannteste matl. Stück: »Äm zwîn Krezer, Lastspäll mät Gesong än zwîn Afzäjen vun -nn-« im Druck.[1] Damit trat die beste matl. Schriftstellerin Siebenbürgens, Anna Schullerus, zum ersten Male auch als Dramatikerin hervor.[2] 1899 folgte ein Hochzeitsspiel,[3] »De Arbet« und endlich im Jahre 1908: »Dä Ôlden«. Sie wendet sich in ihren Dramen an das Volksgemüt selbst, nicht, wie in den Prosawerken (vgl. S. 675 ff.) an die literarisch Gebildeten. Diese Dramen sollen den Bauern ungefähr das sein, was ihre Märchen den Kindern sind. Entspringen ihre anderen Werke einem inneren, so verdanken die Dramen einem äusseren Bedürfnis ihre Entstehung. »Um zwei Kreuzer« geht in dem erstgenannten Stück eine Wette, deren Bedingungen einem Reuter'schen Motiv nachgebildet sind. Es handelt sich nämlich darum, den Gang des Uhrpendels mit den Worten: »Ha loift se hahinnen — diu loift se dihinnen...« zu begleiten. Die Gewinnenden sind Mierten, »e Pursch ous em ąndern Îrt«, und Tumes, sein Oheim, die als Landstreicher verkleidet in das Haus des reichen Gesch kommen, um Enno, Geschens Schwägerin, im eigenen Heim zu beobachten, denn Mierten hat sie auf einem Jahrmarkt kennen gelernt und wünscht sie sich zur Frau. Gesch wird von den beiden durch die verhängnisvolle Wette für seinen Geiz bestraft und während der gleichzeitig im

[1] 2. Aufl.: 1901.

[2] Ein aus dem Manuskript gespieltes, nach Volksliedern zusammengestelltes Erstlingswerk, das Singspiel: »Frühlingserwachen« blieb ungedruckt.

[3] 2. Aufl.: 1901.

Hause abgehaltenen Spinnstube haben Mierten und Tumes genügend Gelegenheit, sich von Ennos Gutherzigkeit und Tüchtigkeit zu überzeugen; sie geben sich zu erkennen und mit dem alten, feierlichen Brauch der Übergabe eines geschmückten Rockens seitens der Frauen an die junge Braut, schliesst das Stück.

Da eine dörfliche Theatervorstellung der Vorbereitungen und Kosten wegen naturgemäss nur selten veranstaltet werden kann, so ist das Bestreben, in den einzelnen Stücken, möglichst viel zu vermitteln, sehr begreiflich. Dieser Zug macht sich auch hier geltend. Der durch die Ausnützung der Situationskomik (die entsetzten Frauen um den scheinbar irrsinnig gewordenen Hausvater) herbeigeführte wirksamste Bühneneffekt ist zu weit nach vorne verlegt, so dass der Gang der Handlung durch eingeschobene und eingewebte epische Elemente (die Erzählung der Glockensage, die breite Spinnstubenunterhaltung) immer schleppender wird. Indessen verlangt das sächsische Dorfpublikum weniger Geschehen auf der Bühne, als man meinen sollte, und auch der kritischere Zuseher oder Leser wird durch vieles entschädigt, was ihm die einzelnen Szenen mit ihrer psychologischen Durchdachtheit mit ihrem an volksechten Lyrismen so reichen Dialog entgegenbringen. Verwendet ist hier zum ersten Male die echte Bauernmundart, und zwar in der Lautgebung von Gross-Schenk und Schönberg.[1] Die von der Dichterin selbstvertonte Einlage »Der Bäsch wid geêl...« hat sich in vielen Dörfern als »Volkslied« eingebürgert.

Die Anna Schullerus eigene lyrische Grundbegabung kommt in dem stimmungsvollen Festspiel: »De Arbet« besonders zum Ausdruck. In ein Hochzeitshaus tritt die Arbeit, gefolgt von den Wochentagen, die als sächsische Frauen im Gewande des Wasch- und des Backtages, zur Feld- und Gartenarbeit usw. gekleidet sich einführen. Endlich erscheint als Sonntag und zugleich als Repräsentant aller höheren Lebensgüter ein sächsisches Mädchen in Kirchentracht und überreicht dem Brautpaar unter Segenswünschen ihren Blumenstrauss. Die einfache Symbolik der Handlung, die schlichte und doch poetische Sprache, vor allem aber der ohne jede

---

[1] Die Bewohner von Schönberg gelten als besonders zierlicher Menschenschlag. Auch die Ma. ist als sehr wohllautend, ja geradezu graziös bekannt. Nach Dr. Adolf Schullerus' Meinung ist darin ein aus der Rheingegend stammender romanischer Einschlag noch bemerkbar, wie denn auch die Schönberger Ma. besonders instruktive altromanische Lehnwörter aufweist.

Süsslichkeit erreichte Stimmungsgehalt (besonders beim Auftreten des Sonntags) erheben dieses kleine Festspiel weit über das, was man sonst unter diesem Namen zu verstehen versucht ist.

Das letzte Stück von Anna Schullerus: »Dä Ôlden« (1908) muss, da es das reifste Drama der Dichterin und zugleich das bedeutendste der matl. sächsischen Literatur ist, etwas eingehender besprochen werden. Es ist ein Problemdrama, das tief in die Verhältnisse des Dorflebens und des sächsischen Volkes überhaupt hineingreift. Der Gegensatz zwischen den Vertretern einer neuen individualistischen Lebensauffassung und den Trägern einer uralten, den Gemeinsinn pflegenden Tradition, der Gegensatz zwischen der neuen und der alten Generation wird hier zur Anschauung gebracht, so wie er als Symptom im kirchlichen Leben, aber auch im Betriebe der Landwirtschaft und in manchen Fragen des Alltages selbst dem Bauern zum Bewusstsein kommt und ihn als eine das innere Leben der Nation angehende Frage berührt oder beunruhigt.

Der alte Onjdres sieht, wie sein Sohn Onjz, der die Ackerbauschule besucht hat, der als »Fortschrittsbauer« sich mit all seiner inneren Kraft und Tüchtigkeit für alles Neue einsetzt, der die Kommassation, der den gemeinsamen Ankauf von Maschinen durchgesetzt hat, der als der Vertreter einer wollenden aber noch suchenden Zeit noch nicht gefunden hat, was er in seiner Art sucht.[1]

Planvolle, zielbewusste Arbeit ist des Jungen Lebenselement, aber in ihm und für ihn ist immer Wochentag, auch am Sonntag fährt er hinaus auf das Feld, denn »Arbet iäs enzt as gresst Härr, dem mir däne miessen — doi frecht näst derniu, iäs et Sanjdich ąwer Wärtich« (S. 35.) In einer wundervollen Szene sucht er auch seine Frau, die als Weib mit allen Fasern des Herzens an der hergebrachten Sitte hängt[2] zu sich, in die neue Zeit, herüberzuziehen.

[1] Onjdres: »... mät Allem wid em schnäller färtig — iwerôl hälfen de Maschonnen — end bleift en dennich ze näst Zejt — däs änj wä wonn emmest mät der Goiss el hanjder en wêr — esu...« (S. 21.)

[2] Onjz: »... Lis, und u manner Ąrbet stoist och tiä — net?

Lis: (lennt sich un en — wîch) Ech ąrbede garn miät der, te woiss et.

Onjz: Fralich woiss ich et, am dôt woil ich, te soilt mich verstiun — te soilt dich och iän des nąą Zejt schäcken... Ma Veoter iäs ôlt, dat hoi um Ôlden hêt, woi wiäll em dąt fuir iwel nin? Ąwer mir se gang, mir messe miät dem Nąe giun... Det Râd der Zejt dreht sich, en zerdräckt villet ze Malm, u wut mer hên — ąwer dąt goit nia net emdersch.

Lis: Åwer et doit woi!« (S. 33.)

Obwohl die Gatten sich durch diese Aussprache näher kommen, können seine Argumente ihre gesunden Instinkte nicht besiegen. Seine Tochter will er einem fortschrittlich gesinnten Burschen zur Frau geben, der sogar die alte Bauerntracht abgelegt hat und der weiss, wie es draussen in der Welt aussieht, nicht dem Honnes Honz, denn der »iäs änj dehoim iän der Êsch gehôchen.« — —

Am Sonntag nun zieht ein Gewitter auf, Onjz will auf das Feld, um wenigstens das Saatkorn für das nächste Jahr zu retten und nimmt, da die Frauen in der Kirche sind, auch seinen zwölfjährigen Sohn mit. Der alte Onjdres will das Vorhaben Onjzens verhindern und in einer hochdramatischen Szene platzen die Gegensätze aufeinander. »Ech hu mer de Buoden ąfgerässen mät mannen Honjden, ma Schwoiss iäs geflôssen — der Âren iäs mann!« Onjdres: (hieftich) »E iäs nor dann, wonn âser Härrgott wäll — deor bronjst te mer nia nechen ną Rêcht än âs Gemonn!« (S. 53.) Onjz stösst den Vater rauh zurück und eilt mit dem Wagen auf das Feld. Ein Blitzschlag betäubt ihm das geliebte Kind und am Lager des Genesenden finden sich die Gegensätze in gegenseitigem Verstehen. Onjz wird seinen kleinen Sohn studieren lassen, damit er als sächsischer Pfarrer dereinst das »alte Recht« wahren helfe, gegen das sich sein Vater einst stemmen wollte. Er legt auch seiner Tochter Hände in die des Honnes Honz. Diesen aber wird der alte Onjdres, der Gegner der neuen Zeit und ihrer Maschinen, auf seine Kosten in die Ackerbauschule schicken, denn »mir vergêssen, dąt âs Zejt miät iąs zesummen ôlt iäs worden. Ąwer ir Kanjd,... ir wässt et, wihär de Krąft kit, dä och det Schwärst äm Lêwen droit — ir wässt et, — mêr sich dä Gangen enzt wanjder vill ąf är oija Krąft zegiąt hôlden, emjêden vun ech kit oist de Stąnjd — die e sich niu dem fêste Stâken amsejt. Zäht och ir ir Kanjd iän dem rêchte Gleowen af. Loirt se, dąt se dêm, doi es esu long ąls frą Gebauern ąf âser saxescher Hoimetêrd gelidden heot... dąt se âsem Härrgott de Ihr gin — och än dêr nąer Zejt — wä de Ôlden.« (S. 72.)

Die scheinbar naheliegende Bemerkung, dass die Lösung äusserlich und durch einen Zufall herbeigeführt wird, darf sich in eine wissenschaftliche Betrachtung nicht einschleichen. Wenn das Kunstwerk aus seinen Absichten und seiner Bestimmung heraus gegriffen werden soll, so muss zunächst konstatiert werden, dass es sich hier nicht

um ein »Bauerndrama« sondern um ein für Bauern bestimmtes Drama handelt. Im Sinne der vollkommen in künstlerische Darstellung aufgelösten Grundabsicht möge besonders darauf hingewiesen werden, dass es dem Gesichtskreis und den Gefühlsbedürfnissen des sächsischen Landmannes vollkommen entspricht wenn in einem Stück, das sich um ein religiöses[1] Problem dreht, die Lösung durch einen dem Volke durchaus nicht als »Zufall« erscheinenden Blitzschlag zustande kommt. Die Lösung ist gut volkspsychologisch motiviert. Die Bauernreligion ist noch unterchristlich, naturhaft. Sonntagsverletzung und Gottesstrafe ist für den Bauern kausal verbunden! Dem schlichten naiven Zuhörer ist die »Strafe« und der »Fingerzeig Gottes« sicher einleuchtender, als die unbedingte Notwendigkeit dramatischen Geschehens. Im Hinblick auf dieses vorzustellende Publikum und im Zusammenhange mit den S. 682 ff. auseinandergesetzten Anforderungen des bäuerlichen Zuschauerkreises ist es auch zu erklären, dass das Bauerntum um seiner selbst willen dargestellt ist und nicht, wie im literarischen »Bauerndrama«, als Stilisierungsmittel erscheint, wo das ländliche Milieu fast immer nur deshalb gewählt wird, weil gewisse mehr dem gebildeten Zuschauer, als dem Bauer zugängliche Gedanken und Gefühle in der entsprechend primitiven und urwüchsigen Ausdrucksweise dieser Leute viel eindringlicher und unmittelbarer wirken. Ein Vorgehen, das nicht unbedingt verurteilt, aber jedenfalls klar erkannt werden muss.

Die Charakterzeichnung und die psychologischen Entwicklungen stehen auf einer sehr hohen Stufe. So konnte auch auf die im Volks-

[1] Es muss abermals auf das schon des öfteren erörterte Wesen der evang. Landeskirche hingewiesen werden, um es augenfällig zu machen, dass das Religiös-Kirchliche des Problems (die Heiligung des Sonntags, der Kirchgang usw.) mehr oder weniger als dichterisches Symbol für eine sozial-sittliche Idee, die des inneren völkischen Zusammenhaltens, verstanden werden muss. Als Beleg dafür, sei folgende Stelle aus der grossen Aussprache zwischen Onjz und seiner Frau angeführt:

Onjz: Gloifst tiạ, wonn ech dertaus ạf'm Stäck bän — ech kanjd diu net Sanjdich hôlden? Doinkst tiạ, ech wêr diu åsem Härrgott ferder, wä tiạ än der Kirich?

Lis: Ạwer te bäs ellon.

Onjz: Sanjdich kenn em uch ellon hôlden.

Lis: Iune dan Frâ — och iune dan Kanjd? Wä goit de Rêd: nemmel det Heulz wäll ellon senn — et brät net — et goit aus. Am dôt hun et dich dä Ôlden esu gehôlden — dä wạsstent, woräm se de Kirich ạfgericht hun — ạlle zesummen soile mer giun und åsem Härrgott det Oir schoinken!

stück so häufig vorkommende scharfe Kontrastierung zwischen Gut und Böse verzichtet werden. Die handelnden Personen sind alle guten Willens und fast parteilos steht die Dichterin ihnen gegenüber. Dieses Bauernstück ist ein typisches Seelendrama. Damit im Zusammenhange ist auf das lyrische Element hinzuweisen, ohne das eine vertiefte Charakterzeichnung unmöglich wäre. Es wird des öfteren als stimmungerzeugender Faktor herangezogen.[1] Am genialsten in der einleitenden Kinderszene des ersten Aktes, wo die eine der Grundideen, das gegenseitige Fremdsein des Alters und der Jugend, als Stimmungsvorklang angeschlagen wird, indem der kleine Ditzi seinen Grossvater plötzlich frägt: »Gruissvuetero — iäs et anjem licht, wonn em ôlt iäs . . .?«[2]

Im Aufbau ist gegenüber »Äm zwîn Krezer« ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Auch die Behandlung des Dialoges hält die richtige Mitte zwischen der naturalistischen Wiedergabe der bäuerlichen Umgangssprache (auch hier Gross-Schenker Ma.) und der entsprechenden durch Auswahl herbeigeführten Stilisierung. Der Dialog ist überaus gehaltvoll und verliert sich nie in die Breite. Die Sprache der »Ôlden« ist wohl das schönste echte Sächsisch, das jemals geschrieben wurde. Die Werke von Anna Schullerus dienen in ihrer Heimat als Fundgrube für Belege zur Mundartenforschung und Volkskunde.

In dem Volksstück »Der Hanklichrand«[3] von Wilhelm Morres, einer Dramatisierung der gleichnamigen Erzählung von Traugott Teutsch (Vgl. S. 633)[4] tritt uns zum erstenmal die eigentümliche Art entgegen, matl. Dramen in hochdeutscher Sprache niederzuschreiben, resp. drucken zu lassen.[5] Dieses Verfahren bietet nämlich praktische Vorteile. Die wenigsten Druckereien sind auf den Satz grösserer matl. Texte eingerichtet und müssen die ihnen fehlenden Typen erst giessen lassen usw. Zudem lesen und lernen die

[1] Meist latent, wie in der Aussprache Onjzens mit seiner Frau, oder offen zutage tretend, wie in der zarten Monologszene: Liso beim Blumenbinden.

[2] »ist es einem schlecht« = ist es einem übel zumute, wenn man alt ist?

[3] 1901. [4] Erstdruck: Kronstädter Kalender 1878.

[5] Eine in der matl. Dramenliteratur auch sonst zu belegende Erscheinung, die jedoch auf andere Ursachen zurückzuführen ist. So schreiben einige schwäbische Dialektdichter des 16. Jahrhunderts eine Art Vermittlungssprache, so dass es den jeweiligen Schauspielern überlassen bleibt, ob sie Dialekt sprechen wollen, oder nicht. (Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung.)

dörflichen Darsteller sehr ungern aus einem Buche, das in einer anderen, als der Ma. ihres Heimatsdorfes gedruckt ist. Andererseits ist es der Bauer gewöhnt, schriftdeutsche Texte matl. zu lesen, (wie er etwa auch eine matl. zu haltende Ansprache an den Pfarrer, Hochzeitsreden u. dgl. hochdeutsch niederschreibt, um sie auswendig zu lernen), er wird mit grosser Leichtigkeit den hochdeutsch erlernten Text in der Ma. sprechen, wozu die entsprechende Mithilfe des Regieführenden (meist des Pfarrers, oder des Schulrektors oder eines Familienmitgliedes des Pfarrhauses) das ihrige beiträgt. Diese praktischen Vorteile sind naturgemäss mit übergrossen künstlerischen Nachteilen verbunden, da der Autor sich jeder Einflussnahme auf den sprachlichen Ausdruck begibt und etwas schafft, was eher ein genaues Szenar als ein matl. Drama genannt werden könnte. Was nun das Stück »Der Hanklichrand«[1] betrifft, so ist es der durchaus epischen Novelle genau nachgearbeitet und bringt sich schon dadurch um jede Wirkung, dass die Intrigue — ein abergläubischer Bauer wird durch eine arrangierte Geistererscheinung dazu gebracht, seine Tochter nicht dem reichen Bewerber, sondern ihrem Herzerwählten zu geben — vor den Ohren des Publikums ausgeheckt wird, um dann programmgemäss ausgeführt zu werden. Zudem ist die schriftdeutsche Sprache so papieren, dass die Regieanweisung, die »Übertragung muss echtes Volkssächsisch sein, braucht deshalb nicht gerade streng wörtlich zu sein« dem Ersuchen um eine vollständige Neubearbeitung gleichkommt. Johann Plattner hat mit seinen später zu besprechenden Dramen den Weg gewiesen, wie trotz schriftdeutscher Vervielfältigung die Übertragung ins Sächsische »vom Blatt« möglich gemacht werden kann.

Georg Meyndt, der schon (S. 667 ff.) als Lyriker erwähnt wurde, ist auch als Dramatiker mit zwei stimmungsvollen Singspielen vertreten. Es sind dies »Äuss âser Gemîn« (Aus unserer Gemeinde) (1901) und »Sangtig äm Ären« (Erntesonntag) (1902). Beide sind in Reichesdorfer Ma. geschrieben, die sich aber nicht nur in den Gesangseinlagen dem Stile der städtischen Ma. nähert. In beiden Stücken ist das gleiche Motiv variiert: der erklärte Bewerber legt

[1] Die Hanklich ist eine Nationalspeise der Sachsen, ein Germgebäck. Dessen Rand bildet ein dicker Teigwulst. »Hanklichrand« ist der Spitzname einer Person, die, der Vorfabel des Stückes angehörend, als »Geist« auf der Szene erscheint, indem ein Bursche deren Gestalt und Gehaben annimmt.

hier in einer Anwandlung von Untreue, dort infolge seiner Eifersucht, seinem Mädchen gegenüber ein auffallend zurückhaltendes Benehmen an den Tag, (die Liebesangelegenheiten spielen sich, wie in allen anderen sächsischen Stücken, so auch hier in den durch die bäuerliche Tradition entwickelten konventionellen Formen ab) um am Ende wieder reuig in dessen Arme zurückzukehren.

Der Gattung und dem Grundcharakter der Stücke Rechnung tragend, sind die einzelnen Gestalten etwas schablonenhaft gehalten, weisen sogar stellenweise fast schäferliche Züge auf. Auch in der Behandlung der einzelnen Motive zeigt sich weniger Innerlichkeit, als in den meisten Erzeugnissen der matl. Literatur. Doch artet Meyndt nie ins Spielerische aus und gerade im Singspiel fällt die Betonung des Wirtschaftslebens, des Fleisses und der Arbeit besonders auf. — Meyndt hat unter allen Vertretern der matl. Kunstdichtung die leichteste Hand, eine in Siebenbürgen selten anzutreffende Grazie zeichnet seine Schöpfungen aus und versöhnt damit, dass er oft das Lyrische mit dem Sentimentalen verwechselt.

Alexander Baumanns Singspiel »Das Versprechen hinter'm Herd« hat Mathilde Roth zunächst für den Neudörfer Frauenverein zu einem zweiaktigen Volksstück »Det Versprêchen hängder'm Hierd« umgearbeitet.[1] Das anspruchslose Stück ist geschickt auf primitive Wirkungen reduziert und erfüllt seinen Zweck, ein Bauernpublikum zu erheitern, jedenfalls.

Eine ganz eigenartige Dichtung ist: »Cha, ąwer der Oaltknêcht sîl uch e' Wässen hun[2] (E Sittebeld eos eâser Zeckt än droa Dîlen)«[3] von einem unbekannten Autor.

Das kleine Stück ist eigentlich nur eine dramatische Skizze, die sicher nicht zur Aufführung bestimmt ist. Es ist von Burschen des Dorfes, Angehörigen der in jedem sächsischen Ort bestehenden »Bruderschaft«, ein grober Unfug verübt worden. Einige Bursche sind in einen Weinkeller eingedrungen und wir werden Zeugen des vom Pfarrer in Gegenwart der Dorfältesten angestellten Verhöres. Dieses Verhör wird dreimal wiederholt, und zwar mit der ganzen Monotonie, aber auch der genauesten Treue eines stenographischen Protokolles. Im Verlaufe der Untersuchung zeigt es sich nun, welche Verstocktheit und Verlogenheit unter den Burschen,

[1] Uraufführung in Neudorf: Herbst 1902, im Druck erschienen 1903.
[2] »Ja, aber der Altknecht soll auch ein Wissen haben (= darum wissen)«.
[3] LwBl 1902, Nr. 11.

welche Parteilichkeit und Sippenwirtschaft unter den Dorfältesten herrschend geworden sind.

Statt die an und für sich belanglose Sache durch ein freimütiges Geständnis aus der Welt zu schaffen und durch die auferlegte Busse wieder gut zu machen, werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sich der Verantwortlichkeit zu entschlagen. — In diese mit Absicht als kleinlich dargestellte Angelegenheit spielt auch eine zweite herein, von der nur erzählt wird, und die zeigt, wie der Mangel an jedem Verantwortlichkeitsgefühl immer zersetzender wirkt und schon bis zum Verbrechen führt. Es ist die Geschichte einer zum zweiten Male Gefallenen, die infolge eines verbotenen Eingriffes krank darniederliegt. Den Schluss dieser Szenenreihe bildet eine überraschende Wendung. Mitten im krassen Realismus der Darstellung reisst plötzlich der Dialog ab, die Hinterwand der Bühne wird durchsichtig, man erblickt das Haus des unglücklichen Mädchens, es scheint, als ob dieses näher käme, bis man den Psalm der Klagefrauen hört, die die Bahre der Toten umgeben. — Diese jähe Wendung in das Visionäre ist durchaus nicht auf den äusseren Effekt angelegt, vielmehr, wie das ganze Werk, der Ausdruck eines geradezu finsteren sittlichen Ernstes. Es ist übrigens die Vermutung naheliegend, dass etwa Hauptmanns »Hanneles Himmelfahrt«, dessen Wirkung auch durch die Kontrastierung zweier Stile hervorgebracht wird, direkt oder auch nur indirekt den Verfasser des »Oaltknêchtes« inspiriert hat. Jedenfalls ist dieses nur wenigen bekannte Werk eines der eigenartigsten der matl. Dichtung überhaupt.

Drei in Burzenländer Mundart abgefasste Stücke stammen von dem jetzigen Brenndorfer Pfarrer Michael Semp.[1] Früher in Rotbach, oblag ihm als dem Pfarrer einer sächsischen Gemeinde die Pflicht, den dortigen Frauenverein in seinen Bestrebungen zu unterstützen, zu denen auch die Veranstaltung von Theateraufführungen gehört. Da die gangbarsten sächsischen Volksstücke bald abgespielt waren, griff er selbst zur Feder, um zunächst nur für seine Gemeinde Theaterstücke zu schreiben, die möglichst wenige

[1] Michael Semp wurde geb. am 3. April 1860 in Galt, absolvierte das Kronstädter Gymnasium und studierte in Halle und Leipzig Theologie, Geographie und Geschichte. Dann Rektor in Draas und Tekendorf, wurde er 1896 nach Rotbach und 1912 nach Brenndorf als Pfarrer gewählt.

Schwierigkeiten technischer Natur bieten sollten. Als das erste dieser Stücke »Der Regrut« in verschiedenen Gemeinden des Burzenlandes aus dem Manuskript gespielt worden war, musste es endlich, um es zugänglicher zu machen, in Druck gelegt werden.[1] Die späteren Lustspiele: »Verspillt« (Verspielt) und »Bezuelt« (Bezahlt)[2] hatten den gleichen Erfolg und sind nach zuverlässigen Angaben fast in jeder sächsischen Gemeinde aufgeführt worden.

»Der Regrut«, das beste der Stücke, behandelt wieder das Thema der von den Eltern geplanten Geldheirat der Tochter, die statt des armen »Fortschrittsbauers« einen reichen Tölpel ehelichen soll. Ersterer rückt schweren Herzens zum Militär ein, der Vater des Mädchens aber schwört, lieber mit eigener Hand seine Scheunen in Brand zu stecken, ehe er seinen sauer erworbenen Reichtum diesem Habenichts zur Verfügung stelle. Ein herabgekommenes Individuum setzt ihm nun tatsächlich den roten Hahn auf das Dach, der auf Urlaub heimgekehrte zurückgewiesene Freier rettet das Vieh und was noch zu retten ist. Durch das Hinzutreten weiterer glücklicher Umstände werden die Liebenden ein glückliches Paar.

»Verspillt« und »Bezuelt« gehören inhaltlich zusammen. Es handelt sich um das alte Motiv, dass der Bräutigam die Braut, die im Hause der regierende Teil zu sein gedenkt, auf die Probe stellt, ob sie die nächstliegende weibliche Schwäche, die Neugierde und die damit verbundene Klatschsucht bezwingen kann. Sie besteht die Probe nicht und hat somit »verspillt«. In »Bezuelt« sehen wir, wie nun die Frau den Mann durch ein sehr drastisches Mittel auf *seine* Fehler aufmerksam macht, sie sind also quitt und das richtige eheliche Gleichgewicht ist hergestellt.

Die Stücke Semps sind, vom rein praktischen Gesichtspunkt aus gesehen, die brauchbarsten. Durch den ganz der täglichen Redeweise abgelauschten Dialog und die dem Leben möglichst getreu nachgebildeten Situationen werden an die Darsteller verhältnismässig geringe Anforderungen gestellt. Während in Siebenbürgen »En vereitelt Kommassation« Litschels als das Muster und der Typus eines heimischen Volksstückes angeführt zu werden pflegt — wohl hauptsächlich deshalb, weil es der erste und von 1889 bis 1895 der alleinige Vertreter seiner Gattung war —, so wäre doch darauf hinzuweisen, dass eher in Semps Stücken alle Faktoren zusammentreffen, die seine Schreibweise als den richtigen

[1] NVk 1903 (1911²). [2] Ebenda 1905 und 1908.

Durchschnitt erkennen lassen. — Auch in der Charakterzeichnung hat Semp die richtige Mitte eingehalten, indem es seinen Gestalten bei aller Betonung des Typischen an belebenden individuellen Zügen nicht gebricht. (z. B. der Figur des alten Knechtes Kloos im »Regrut«.)

Besonderen Wert haben seine Stücke als Spiegel der kulturellen Verhältnisse und des Volkscharakters. Sie bieten ein so getreues Bild des sächsischen Fühlens und Denkens, dass ihnen in dieser Beziehung wenige andere matl. Dichtungen an die Seite gestellt werden können. Komplizierte Erscheinungen, wie die seltsame Mischung von Nüchternheit und Aberglauben, die bei der sächsischen Landbevölkerung oft anzutreffen ist, hat er mit scharfer Beobachtungsgabe erfasst und in überzeugender Weise zur Darstellung gebracht. Beide Eltern Semps stammten aus dem Bauernhause und es war selbstverständlich, dass er in seinen Kinderjahren viel mit Bauernkindern und in Bauernhäusern verkehrte. So lernte er die Lebensweise und die Anschauungskreise der Landleute genau kennen und ward so einer der besten Milieuschilderer der matl. Dramenliteratur.

Ernst Thullner (vgl. S. 663) ist auch als Dramatiker mit einem umfangreichen und gross angelegten Schauspiel vertreten. »Das Wort sie sollen lassen stahn«[1] ist ein Volksstück aus der Vergangenheit der Grosspolder in drei Aufzügen und hat die Einwanderung der »Landler«[2] zum Gegenstande. Die evangelischen Transmigranten

[1] 1903.

[2] Die Einwanderung Evangelischer nach Siebenbürgen fand als Folgeerscheinung der Gegenreformation in den Jahren 1734—1762 statt. Die erste Gruppe stammte aus dem Salzburgischen. Die 47 vertriebenen Familien zogen am 31. August 1734 unter den Klängen des von Josef Schaitberger (einem schon 1686 seines Glaubens wegen vertriebenen Bergmanne) gedichteten Liedes: »Ich bin ein armer Exulant . . .« in Hermannstadt ein und wurden in Neppendorf angesiedelt. Weitere Gruppen kamen aus Oberösterreich und Kärnten. — Eine zweite grössere Einwanderungsbewegung fand 1752—1762 statt. Diese hat Thullner im Auge. Aus Kärnten, Oberösterreich und der Steiermark kamen insgesamt 2759 Personen, nach Grosspold selbst: 168. Daselbst wurde 1787 der erste Transmigrant als Hann (Gemeindevorstand) gewählt. Der Einschmelzungsprozess hatte also über 20 Jahre gedauert. — Die Einwanderung war in allen Gemeinden mit einem grossen wirtschaftlichen Aufschwung verbunden (z. B. durch die rationellere Viehhaltung und -behandlung seitens der Zuwanderer), der bis zum heutigen Tage angehalten hat.

wurden infolge eines Gnadenaktes der Kaiserin Maria Theresia in Siebenbürgen angesiedelt. Diese Massregel sah aber, wenn man die Durchführungsart in Betracht zieht, eher einer Deportation gleich. Der erste Akt des Volksstückes spielt im »Landel«, im Hause des Veit Kramer, wo sich die evangelischen Glaubensbrüder zu heimlichen Erbauungsstunden zusammenzufinden pflegen. Diesem, dem Führer der Evangelischen, steht als Vertreter der katholischen Bauernschaft Thomas Mitteregger gegenüber, der Vertraute des Jesuitenpaters Henerl. Eine tiefe Kluft trennt die beiden Lager, nur Mathias, des Mittereggers Sohn, liebt Lisi, Kramers Tochter, und beide hoffen, trotz aller Gegensätze und Hindernisse einander eigen werden zu können. Die im Hause Kramers versammelte kleine Gemeinde, die bei versperrter Türe und verhängten Fenstern ihren Gottesdienst abhält, wird durch Hänsel von Tragelsberg, der soeben aus Regensburg neue Reformationsschriften bringt, im letzten Augenblick gewarnt, ehe Pater Henerl mit seinen Schergen kommt, um das Nest auszuheben. Als er es leer findet, lässt er seinen Groll an Balthasar Gruber und der Ursula Kühnerin aus, die für ihren im Gefängnis schmachtenden Mann bittet und von Henerl zur Verzweiflung getrieben, Schmähworte gegen den Diener Gottes ausstösst. Beide werden gefesselt und Gruber, der auch weiterhin nicht ablässt, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, geknebelt und in das Gefängnis geschleift. Pater Henerl teilt Kramer und dem alten Loresser mit, dass die Kaiserin es den Evangelischen freistelle, nach Siebenbürgen auszuwandern. Der heimische Grund und Boden habe von einem beeideten Schätzmeister nach seinem wahren Wert eingeschätzt zu werden und müsse dann feilgeboten werden.

Der zweite Akt zeigt nun, wie sich die gepeinigten Bauern zwischen Glauben und Heimat entscheiden müssen. Die Güter werden zwar nach ihrem wahren Wert eingeschätzt, »der Wert aber richte sich nach dem Angebot« und so schanzt Henerl den katholischen Bauern die Äcker um einen Spottpreis zu und sucht auch durch weitere Repressalien die Bauern zum Abschwören zu bewegen. Auch zwischen Kinder und Eltern sucht er sich zu drängen, er sagt Lisi, die ja den Sohn des katholischen Mitteregger liebt, man müsse Gott mehr gehorchen, als Vater und Mutter. Mathias wird an seiner Braut irre, die lieber mit den Eltern in ein fernes Land zieht, statt auf dem von Mitteregger erstandenen Anwesen Kramers, also in

ihrem eigenen Vaterhause, als seine Frau zurückzubleiben. Als nun alles zum Aufbruch drängt, spielt der Pater seinen letzten Trumpf aus, er verkündigt, dass die Kinder zurückbleiben müssen. Schon ruft Eva Kramer aus: »Meini Kind'r loss' i nit! Dro wärd i liaber...«, da reisst sie Kramer zurück und singt, während die anderen einfallen, mit gebrochener Stimme:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Lass' fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn.
Das Reich muss uns doch bleiben.

Der dritte Akt spielt in Grosspold in Siebenbürgen. Die Transmigranten haben sich schon halb und halb eingelebt, wenn auch mancher Widerstand zu bekämpfen und manches Vorurteil zu besiegen war. Das heute in so bedeutendem Masse entwickelte Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volke war damals, wie natürlich, noch nicht in allen Schichten der sächsischen Bevölkerung rege. So empfinden denn die sächsischen Bauern die österreichischen Zuwanderer als »deutsche« Eindringlinge. Man hatte Ihnen gesagt, die Zuwanderer wären evangelisch und sie dachten es daher mit Anhängern des »sächsischen Glaubens« also mit wirklichen Sachsen zu tun zu haben, sehen sich aber jetzt in dieser Annahme getäuscht. Der Jahrhunderte her durch stete Ausübung geschärfte Rassenerhaltungstrieb lässt die Hännin von Grosspold zu ihrer Tochter, die sich zu Hänsel von Tragelsberg hingezogen fühlt, sagen: »Du wirst doch nicht deine Nation lassen wollen?« An den deutschen Burschen dürfe sie sich nicht wegwerfen. Man sucht es zu verhindern, dass die Fremden Höfe im Inneren der Gemeinde erstehen und erst allmählich gewöhnen sich die Grosspolder, in den Landlern ihresgleichen zu sehen. Der dritte Akt, vornehmlich der Schilderung dieses Einschmelzungsprozesses gewidmet, bringt dann auch die Ankunft neuer Transmigranten, darunter der Kinder Kramers, die von Mathias Mitteregger im evangelischen Glauben erzogen wurden. Mathias selbst wurde durch die Standhaftigkeit seiner Braut, die eher den Geliebten, als Glauben und Eltern lassen wollte, zur neuen Lehre bekehrt. So finden sich am Schlusse Mathias und Lisi, der Landler Hänsel und die sächsische Hannentochter Tenn als Brautleute. Rechert aber, der Hann von Grosspold, reicht Kramer, dem Führer der Landler, die Hand und sie geloben sich, treu zusammenzustehen für alle Zeiten. — —

Das Drama zerfällt in zwei deutlich geschiedene Teile, so zwar, dass die beiden ersten Akte das Thema: Glaube und Heimat behandeln, also voll dramatischer Möglichkeiten sind, während der dritte Akt die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse zum Gegenstande hat, demnach ein rein epischer Behandlung zugängliches Motiv dramatisch zu gestalten versucht. Es ist kein Zweifel, dass auch dieses letztere Motiv dramatisch verwertbar gewesen wäre. Doch hätte es dann als Konfliktsquelle, als die Grundlage eines neuen Drama verwendet werden müssen. Hier aber werden gerade durch diese Einschmelzung die Konflikte gelöst und die sich zwischen Landlern und Sachsen, als zwischen zwei Volkstemperamenten ergebenden Gegensätze werden nur zur Veranschaulichung des Milieus, aber nicht zugleich als organische Bestandteile des dramatischen Aufbaues verwendet.

Thullner wollte den Gegensatz zwischen katholischer und evangelischer Weltanschauung erfassen und formen und gleichzeitig zeigen, wie sich zwei ganz verschiedene Volkscharaktere auf dem Boden der letzteren suchen und finden. Die Kontrastierung der beiden Religionsbekenntnisse ist leider in Äusserlichkeiten stecken geblieben. Um sie zu vertiefen, wäre es unbedingt notwendig gewesen, wenigstens einen sympathischen Vertreter der katholischen Weltanschauung zu schaffen. So aber wird Mathias, der Sohn des erzkatholischen Mitteregger, zum Schlusse auch Protestant und Pater Henerl, der als jesuitischer Intrigant grossen Stiles gedacht ist, wurde zu einem aller rein menschlichen Züge baren Popanz. Wenn der Dichter mehr, als ein auf grobe Effekte berechnetes Tendenzstück schaffen wollte — und das geht aus vielem klar hervor —, so hätte er aus künstlerischen Gründen auch zeigen müssen, w a r u m eigentlich diese Bauern allen Drangsalen widerstehen, warum sie an ihrem Glauben hängen. Mit der Darstellung dieser Drangsale hätte er sich nicht begnügen dürfen. — Schönherr in »Glaube und Heimat« ging davon aus, etwas zu finden, stark genug, um dem Heimatsgefühl, der Schollentreue entgegentreten zu können. Auch er hat es nicht vermocht, die Tatsache, dass die Bauern dem neuen Glauben so eisern anhangen, über eine gegebene Voraussetzung hinauszuheben und zu motivieren. Deshalb ist eben »Glaube und Heimat« ein Heimatsdrama und kein Glaubensdrama. Die Basis des Thullnerschen Dramas aber ist der Glaube; der Glaube, der seine Bekenner von der alten Heimat losreisst und ihnen eine neue Heimat erwerben hilft. Es ist festzustellen, dass Thullner nicht die dichterische Kraft

besessen hat, den Glaubensmut der Transmigranten dem Zuseher oder Leser zum Erlebnis zu machen. Darin ist auch die Begründung für die einseitige Verteilung von Licht und Schatten zu suchen. Um die Charaktere der Evangelischen zu heben, hat er die der Katholischen gedrückt, zugleich aber auch das künstlerische Niveau seines Werkes.

Die Gegenüberstellung der beiden Volkscharaktere — die einzelnen Figuren sind nicht individualisiert, sondern mit Absicht typenhaft gehalten — ist dagegen besser gelungen, doch beschränkt sie sich im wesentlichen auf den Nachweis von Temperamentsunterschieden. Die Leichtblütigkeit der Landler und die Schwerblütigkeit der Sachsen kommt besonders in der Liebesszene des 3. Aktes (Hänsel-Tenn) ziemlich überzeugend zum Ausdruck. Die Charakteristik der Zuwanderer kann im ganzen als zutreffend bezeichnet werden, wenn auch der Sachse für süddeutsches Wesen im allgemeinen wenig Verständnis aufbringt, wozu auch noch eine in politischen Erinnerungen begründete gelinde Abneigung gegen alles Österreichische tritt.

Der Dialog dieses Dramas spielt sich der ganzen Anlage entsprechend, in zwei Maa. ab. Auch das Hochdeutsche ist verwendet, und zwar spricht es zunächst Henerl und dann auch die ihm antwortenden Bauern, wobei es ein gut beobachteter Zug ist, dass sie im Affekt sofort in die Ma. zurückfallen. Weiters dient es als Vermittlungssprache zwischen Landlern und Sachsen, während die Landsleute untereinander die betreffende Ma. sprechen. Das Wagnis, eine ihm fremde Ma. zu schreiben, ist dem Dichter durchaus misslungen. Die im landlerisch geschriebenen Teile des Textes sind offenbar aus einem von Saxonismen nicht ganz freien Konzept unter Hinzutritt mancher Missverständnisse übersetzt worden. Es ist übrigens anzunehmen, dass ihm, was Lautgebung und Sprachgebrauch betrifft, das heutige »Landlerisch,« wie es unter dem Einfluss der sächsischen Umwelt gesprochen wird, als Modell gedient hat.[1] Das überaus ge-

[1] Für Saxonismen und falsch verstandene oder falsch empfundene Wendungen je ein Beispiel:
Eva: »Noch owal (!) nit feertig mit'n Versorg'n« (= Aufräumen) (S. 16).
Lisi: (singend) ». . .denn kam find't er wo's Glück, kummt schoan's Un . . . .«
Matthias: (hereintretend) Unglück derzua!
Lisi: (schreit erschreckt auf).
Matthias: Was hast denn für e groasses Glück, zu den i ols e Heiferl Unglück derzua kumm?

wählte Hochdeutsch der Bauern fällt aus dem durch die Verwendung der Ma. bedingten realistischen Grundstil des Dramas stark heraus, wie auch die Schlussapotheose, wo die letzten Reden und Gegenreden sich reimen, als Beweis für die Stilunsicherheit des Verfassers gelten kann. »Das Wort sie sollen lassen stahn« ist sicher nicht nur ein »Bild aus der Vergangenheit«, es bietet viel Kulturhistorisches, als Kunstwerk aber befriedigt es, trotz mancher dichterischer Details, den Leser nicht.

Johann Plattner[1] hat sechs Volksstücke verfasst, von denen drei gedruckt wurden. Es sind dies: »Die Müssigen« (1909), »Auf nach Wien« (1910) und »Der Weinhändler« (1911). — Wie in seinen hochdeutschen Skizzen macht er sich auch hier, besonders in den »Müssigen« zum Anwalt der guten, alten Zeit, insoweit sie in markigen Bauerngestalten lebte, die durch ihren eisernen Willen, durch ihre rücksichtslose Gewalttätigkeit, aber auch durch ihre Verschlagenheit und Weltklugheit zu Lieblingen der Volkstradition — in unserem Falle der Stolzenburgs — geworden sind. Plattner geht weder von einem Problem aus, wie etwa Anna Schullerus, noch von einer Grundstimmung, wie Meyndt, sondern von der einzelnen Gestalt. Die Freude und das Wohlgefallen an seinen urwüchsigen, eisernen Bauerngestalten hat ihm die Feder geführt. Während sie in seinen Prosaskizzen mehr von der heroischen Seite gezeigt werden, treten hier naturgemäss eher ihre Schwächen in den Vordergrund. Die Werke Plattners sind besonders wertvoll, weil sie die im Verlaufe von Jahrhunderten erworbenen Eigenschaften der sächsischen Bauern wohl nicht an Typen, sondern an besonders gesteigerten Individualitäten aufzeigen.

Was nun den Inhalt der Dramen betrifft, so behandeln »Die Müssigen« die Rückkehr der Jungherde (der »müssigen Herde«)

Lisi: Han i mi ab'r erschreckt! — Du e Heiferl Unglück? — Na Mothies segi glaubst sölb'r nit, dass du für mi e Heiferl Unglück warst.« (S. 7/8.)

[Als Häuferl Unglück kann man natürlich weder kommen, noch kann man für jemanden anderen eines sein, man kann nur »dasitzen wie ein Häuferl Unglück.«]

[1] J. Plattner wurde am 6. März 1854 zu Stolzenburg geboren, absolvierte das Hermannstädter Gymnasium und studierte in Wien und Jena Theologie und Philosophie. In der Folge war er Professor am Gymnasium zu Sächsisch-Reen und Hermannstadt und 1897—1912 Pfarrer in seiner Heimatsgemeinde Stolzenburg. Seit seiner Pensionierung lebt er in Hermannstadt.

von den Gebirgsweiden in das Dorf. Das Büffelkalb, das sich am schlechtesten entwickelt hat, irrt heimatlos auf der Strasse umher und die Bauern suchen nun durch allerlei Listen dieses Kälbchen »dem Nachbar« zuzusprechen, während jeder einzelne bemüht ist, die schönsten Kälber auf seinen Hof zu treiben. So wechseln die Tiere mehrmals ihren Besitzer und aus den dabei angewendeten Listen und Schlichen ergeben sich die dramatischen Verwicklungen. »Auf nach Wien!« schildert die Abenteuer eines Dorfhannen und seiner Frau in der Kaiserstadt und benützt das gewohnte selbstbewusste Auftreten des Ehepaares und seine Unkenntnis grossstädtischer Verhältnisse als Angelpunkt ergötzlicher Situationen. »Der Weinhändler«, worin sich der Verfasser selbst als »der Fremde« auftreten lässt, erzählt eine Verlobungsgeschichte, in der sich ein Pfarrer als Weinhändler ausgibt, um dem jungen Paar zu seinem Glück zu verhelfen.

Auch Plattners Dramen sind in schriftdeutscher Sprache gedruckt, doch wurden sie ursprünglich in der Ma. konzipiert, was aus jeder Zeile des jetzt vorliegenden Textes deutlich hervorgeht. Die zahlreichen Saxonismen wurden mit Absicht beibehalten, ebenso die Wortfolge und andere Eigentümlichkeiten der Ma. Es wurde etwa die Art nachgebildet, mit der in der Ma. aufgewachsene Bauern hochdeutsch sprechen. Bei einer eventuellen Aufführung kann der Text daher »vom Blatt« in der Ma. gesprochen werden. Auch das charakteristische mit Pausen reichlich durchsetzte Sprechen, das einen Satz oft nur halb vollendet und durch bezeichnende Gesten erst ergänzt werden muss, ist mit einem unglaublichen Verismus nachgebildet worden. Nicht zumindest dieser Umstand bewirkt es, dass die Plattner'sche Kunst, vor allem aber sein Humor dem Nichtsachsen ausserordentlich schwer zugänglich sein dürfte, was aber der Bodenständigkeit seiner Stücke nur das beste Zeugnis ausstellen kann.

Das letzte der gedruckt vorliegenden Stücke ist »Hochzeit«[1] von dem Draaser Pfarrer Hans Lienert.[2] Er ist der Verfasser einer sächsischen Dorfstragödie, »Wahrheit«, die berufen zu sein

[1] 1913.

[2] geb. am 24. November 1885 in Katzendorf, absolvierte das Kronstädter Gymnasium 1904 und studierte in Giessen, Berlin und Budapest Theologie und Philosophie, er ist seit 1911 Pfarrer in Draas.

scheint, auch ausserhalb Siebenbürgens aufgeführt zu werden, und hat sich in jungen Jahren in die erste Reihe der jetzt lebenden sächsischen Dichter gestellt. Als er nun daran ging, ein matl. Lustspiel zu schreiben, glaubte er es sich wohl schuldig zu sein, es nicht sowohl für ein Bauernpublikum, als vielmehr auch im Hinblick auf literarische Kreise auszugestalten. Die Überwindung dieses inneren Zwiespaltes hat manche Spuren hinterlassen. Dem Humor dieses Stückes haftet oft etwas Gewolltes und Erklügeltes an. Das offenbart sich auch in dem überspitzten Dialog, in dessen Anlage Vorbilder aus längstvergangenen Tagen lebendig werden. Und auch einige sehr gelungene Lustspielszenen und -figuren können es nicht ganz verbergen, dass der Dichter sich von seinem eigentlichen Gebiet, dem Problemdrama, zu weit entfernt hat. Das eben Gesagte gilt aber nur von dem in hochdeutscher Sprache geschriebenen Teilen des Stückes. Die in der Ma. verfassten Szenen sind viel urwüchsiger und natürlicher. Lienert hat hier zum ersten Male im Drama den Blankvers auch für die Ma. verwendet[1], ohne dem echten Bauernsächsisch Gewalt anzutun. Die äussere Technik steht — an den anderen matl. Stücken gemessen — auf sehr hoher Stufe, wie es ja bei einem Dichter, der sich in »Wahrheit« als Ibsenschüler im besten Sinne des Wortes bewährt hat, nicht anders zu erwarten ist.

Ferner sind zwei bisher ungedruckte Stücke zu nennen, die beide unter freiem Himmel aufgeführt wurden. Das erste ist »Mannesmut und Frauenlist«[2] von dem Honigberger Pfarrer Friedrich Reimesch.[3] Es ist als Festspiel gedacht und dramatisiert eine Episode aus der Vergangenheit Honigbergs (die Belagerten täuschen dem Feind grosse Vorräte an Nahrungsmitteln vor, wodurch er zum Abzug bewogen wird), dieselbe, die auch Traugott Teutsch in einer anderen Variante, seiner Stritzelpredigt zugrunde gelegt hat. (Vgl. S. 658.) Wie diese, so hat auch das Festspiel vor allem den Zweck, den Sinn für die Heldentaten der Vorfahren wachzuerhalten. Und was könnte das wohl mehr, als die Vorführung der Ereignisse in dem Kirchenkastell selbst, wo sie sich vor Jahrhunderten abgespielt haben sollen.

---

[1] Der einzige Beleg für die Verwendung des Blankverses in der matl. Dichtung ist ein Gedicht von Franz Herfurth: »Wei der Kleese Mächel geschetj frôge kôn« (Kronstädter Ma. VfSbl 1891, Nr. 31.

[2] Die Uraufführung durch Honigberger Bauern fand am 14. April 1912 statt.

[3] Fr. Reimesch wurde am 26. Juni 1862 in Zeiden geboren und ist seit 1912 Pfarrer in Honigberg.

Der Dichter hat eine Liebesgeschichte hinzugedichtet, die er mit der historischen Anekdote sinnvoll verknüpft und in organischen Zusammenhang gebracht hat.

Das zweite ungedruckte Volksstück ist »Der letzte Gräf von Kelling«, das auch ursprünglich für eine Freilichtaufführung geschrieben wurde. Die Verfasserin, die Gattin des Kellinger, jetzt Grosschenker Pfarrers, Malvine Antoni, hat es daher vorzugsweise auf Massenwirkungen eingestellt. Das Drama wurde zuerst (im Frühling 1913) in Kelling, im dortigen Burghof von den Gemeindemitgliedern dieses Ortes aufgeführt, an der Stelle also, wo sich die angezogenen historischen Begebenheiten einst abgespielt haben. Der Stoff ist einer kulturhistorischen Novelle von Gustav Seivert entnommen.

Der neue Gräf Johann wird durch den Königsrichter von Mühlbach in sein Amt eingeführt. Bewaffnete Bauern, Frauen und Kinder sind Zeugen der feierlichen Handlung, die mit grossem Gepränge und beschlossen von Volkstänzen vor sich geht. Tschik, ein missgestalteter Zwerg, der vom Volk wie ein dämonisches Wesen gefürchtet und gehasst wird, weissagt dem neuen Gräfen einen frühen Tod. — Anni, die Tochter eines der einflussreichsten Dorfältesten, liebt Bendek, einen armen Burschen, doch soll sie nicht die Seine werden können und vertraut Tschik, den sie zu mitternächtiger Stunde trifft, ihr Leid an. Dieser, halb Mensch, halb tierischer Unhold, eine der eigenartigsten und rührendsten Gestalten, die Seivert geschaffen hat, verrät dem klagenden Mädchen einen Schatz, den sie einstens heben möge. Doch die nächtliche Zusammenkunft der beiden wird belauscht und Anni wird als vermeintliche Hexe der Wasserprobe unterzogen. Gräf Johann errettet sie vor dem Tod des Ertrinkens, ihr Vater aber kommt bei dem gleichen Versuche um sein Leben. Die verwaiste Anni wird in die Gräfenburg aufgenommen. In ihrem Herzen kämpft die Neigung zum Jugendgeliebten mit der schwärmerischen Dankbarkeit gegen ihren Retter. Aber noch ehe sie sich zwischen dem Gräfen und Johann entscheiden muss, kommt der Kriegsbote, der von Ort zu Ort das blutige Schwert trägt, das Zeichen zum allgemeinen Aufgebot gegen die Türken. Anni, der Prophezeiung Tschiks sich erinnernd, bittet den Gräfen, zu bleiben, doch dieser, obwohl er ihre Liebe aus dieser Bitte erkennt, führt sie Bendek zu und reitet, dem Tode für Volk und Heimat ins Auge sehend, in den Kampf.

Von den meisten anderen Stücken, die alle um der leichteren Aufführbarkeit willen auf möglichst geringe Anforderungen an die Darsteller und an das Ausstattungswesen zugeschnitten sind, unterscheidet sich dieses Drama vor allem durch die reichere Handlung. Mit der Wahl des romantischen Stoffes hat die Dichterin eine sehr glückliche Hand bewiesen. Wenn das Stück auch im Sinne seiner ursprünglichen Bestimmung mehr nach theatralischen als eigentlich dramatischen Gesichtspunkten aufgebaut ist, so enthält es Szenen — der Hexenprozess, Tschik erzählt seine Lebensgeschichte — von echter poetischer Kraft. Es wurde im Oktober 1913 auch im Hermannstädter Stadttheater aufgeführt. In den Kritiken wurde der kernige Dialog als einer der Hauptvorzüge des Stückes hervorgehoben.

Auch noch einige andere Stücke werden ab und zu in den sächsischen Gemeinden zur Aufführung gebracht, meist ohne Autornamen. So sah der Verfasser dieser Arbeit in Michelsberg die »Rückkehr aus Amerika«. Den Verfasser wusste niemand anzugeben. Wie Dr. Adolf Schullerus sich zu erinnern weiss, stammt das Stück von dem verstorbenen Stadtpfarrer von Kronstadt Dr. Franz Obert.[1]

[1] Fr. Obert, Ehrendoktor der Universität Berlin, geb. 1828 in Taterloch. 1848 aus Deutschland ausgewiesen. Dann Gymnasiallehrer in Mediasch. 1860—1881 Pfarrer in Schaal, Wurmloch und Hetzeldorf. 1881—1908 Stadtpfarrer in Kronstadt, gest. am 9. September 1908.

Literatur.

(Hier wird nur die direkt herangezogene Literatur angegeben.)

Albert, Michael: Viktor Kästners Gedichte. Hermannstädter Zeitung 1862, Nr. 285.

Arnold, Robert Fr., Dr.: Deutsche Dialektdichtung im Westen und Osten, Steirische Alpenpost 1895, Nr. 39.

— Reiseeindrücke aus Siebenbürgen. Kalender d. Siebenbürger Volksfreundes 1913. 138 ff.

Brandsch, Heinz, Dr.: Vom Stamme der Brandschen. Reps 1913.

Buchholzer, Ernst: Die Volkspoesie der Siebenbürger Sachsen. 1898.

Haltrich, Josef: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885.

Landeskundeverein: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, insbesondere die Bände 24, 25, 26, 29 und 34.

— Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Müller-Langenthal, Fr.: Siebenbürgen, die Sachsen und ihr Land. 1912.

Porsche, Rudolf, Dr.: Geltchs Liederbuch der Siebenbürger Deutschen. Hermannstädter Seminarprogramm 1911/12.

Römer, Karl: Das Drama in der neueren siebenbürgisch-sächsischen Literatur. Mediascher Gymnasialprogramm 1898.

Schullerus, Adolf, Dr.: Viktor Kästner. Vorrede zur Ausgabe 1895.

— Die Volksliteratur der Siebenbürger Sachsen. Akademische Blätter (Berlin) 1902, Nr. 10 ff.

— Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen Vereins-Archiv, N. F. Bd. XXXIV, Heft 3.

— Gustav Adolf Schullerus und Fritz Schullerus. 1900.

— Vorrede zum Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch. 1908.

Schuster, Friedrich Wilhelm: Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. 1865.

Teutsch, Georg Daniel, D.: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Bd. I. 1. Aufl. Leipzig 1878.

Teutsch, Friedrich, D.: ditto. Bd. II. 1. Aufl. 1907.

— ditto. Bd. III. 1. Aufl. 1910.

— Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von —. 1895 und 1899. 2 Bände.

— Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen. Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels. (Leipzig) IV. VI. XV.

Trausch-Schuller: Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literärische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen. Bd. I: 1868, Bd. II: 1870, Bd. III: 1871, Bd. IV (besorgt von Dr. Fr. Schuller): 1902.

Sächsische Hexenprozesse.

Mitgeteilt von

D. Fr. Teutsch.

Von den im folgenden mitgeteilten Hexenprozessen sind alle bis auf den letzten, der in Schaal spielt und dessen Ausgang unbekannt ist, in Deutschkreuz geflossen. Die drei Gemeinden Deutschkreuz, Meschendorf und Klosdorf waren ursprünglich Besitzungen der Abtei Kerz, nach deren Aufhebung sie an Hermannstadt fielen (1477) resp. an die Hermannstädter Provinz.[1] Die drei Orte hatten, nicht vollberechtigte Gemeinden des Sachsenlandes, in dessen Besitz sie als Komitatsgemeinden waren, die niedere Gerichtsbarkeit, indem „die 3 Dörfer Richter", die sie sich selbst wählten, sie ausübten. Die Appellation ging nach Hermannstadt, dem auch die höhere und Kriminalgerichtsbarkeit zustand. So ist bei diesen Hexenprozessen stets ein Hermannstädter Ratsherr der Leiter gewesen.

Die Kreuzer Prozesse sind entnommen dem:

Protocollum | Actiones Forenses, praeprimis Criminales | tam | oppidi Primarii Szasz-Keresztur | quam | reliquorum duorum annexorum | ut pote | Meschendorff et Sz. Nicolausdorff | per appellationes et provocationes ad Judicem Primarium | Cibiniensem derivatas | continens | Judice hoc tempore primario existente Viro Amplissimo ac Circumspecto | Dom. Christiano Haas | Senatore Cibiniensi meritissimo | haud postremo, | Oppidanis vero | Michaele Folbarth Judice, | Georgio Schwartz Villico | In commodum Boni publici, ad exemplum et Immitationes | serae Posteritatis, in propagationem inviolatae | justitiae, ss. scripturae et regulis juridicis receptis | consonae | ut et ad promovendum bonum et puniend | um malum institutum | Anno 1695. | Per | Thomam Meltzer Schenkensem | p. t. Rect. Scholae.

Fr. Müller hat diese Prozesse schon gekannt und für die heut noch maßgebende Arbeit: Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprozesses in Siebenbürgen. Braunschweig 1854, verwertet.

[1] (J. v. Bedeus) Das sächsische Nationalvermögen. Eine rechtsgeschichtliche Studie. Hermannstadt 1871, S. 5.

Die Abschrift ist eine buchstäblich genaue mit folgenden Abweichungen: Die großen deutschen Buchstaben sind nach der jetzigen Orthographie verwendet, die Interpunktion ist hin und wieder verbessert, statt des fast stets gebrauchten ck ist einfach k, statt eü stets eu gesetzt.

Die Anmerkungen wollen einige notwendige sachliche und sprachliche Erläuterungen geben.

Was die inviolata justitia betrifft, so muß sie freilich sich das Haupt verhüllen, um nicht zu sehen, was hier ihr zu Ehren geschah.

1. Prozeß gegen Georg Schobel.

Anno 1695 die 6 Apr. ist für uns Drey-Dörffer-Richtern in sitzenden Rechten erschienen Actor Georgius Schobel adversus In causam attractam[1] David Schnellin in appellata causa suspitionis, in deme Actor In causam attractam beschuldiget, als habe ihn Incta im Verdacht angeredet, er hette ihr ein Kalb getretten, daß es verrecken müssen. Solchem Verdacht einen Schein zu geben, führet Incta genugsame Zeugen an und dieweil Actor gehäßig und so böse öffters auff der Schnellin Vieh gewesen, daß er es im Hoff nicht dulden können, so muß er schweren mit seinem Haußgesinde, daß sie dem Kalb nichts gethan, bleibet also die Schnellin im Schaden. Inmittelst aber erwarten wir noch deliberatum amplissimi domini judicis primarii horum trium pagorum.

Inctae Zeugnis aber, welches sie dem Actori gestellet, besteht hier innen:

Testis 1. Valentinus Folbarth jur. et fass.[2] als hingeruffener der Schnellin verrucktes Kalb zu sehen, hörete ich den Schobel im Garten schreyen, ehe noch etwaß auff ihn geredet wurde, weil die Schnellin sagte: sehet, wie ist das Kalb zertretten: nuh, nuh, wem gilt das oder bin ich im Verdacht? Darauff antwort die Schnellin: weil du allein im Hoff gewesen, habe ich dich nicht in kleinem Verdacht. Dem schon abgezogenen Kalb aber war unter der Haut im Dinnen das Blutt zusammen geronnen, daß ein bluttschwarzer Flecken natürlich, als hette mann mit einem Fuß dahin getretten, zu sehen war. Das Schleimchen aber war gantz, wie es auffgeschnitten wurde, war das Gedärm auch so zertretten, daß der Muß darauß geflossen.

---

[1] Die siebenbürgische Gerichtssprache machte daraus kurz Inctus (a) der (die) Angeklagte.

[2] Wiederholt sich immer: juratus et fassus est = er legte den Eid ab und sagte aus.

2. Andreas Schuster jur. et fass.: Im Hoff des Schobels hörete ich, als hingeruffener, die Schnellin: Es kan ja Gott solche Leute nicht ungestrafft laßen, sehet nur, wie das Kalb zertretten, auff das rueff der Schobel: nuh, nuh ꝛc. ut test. primus.

3. Georgius Vitsch jur. et fass.: Als ein Nachbar weiß ich, daß ein Kalb so gutt wie das im Dorff nicht war, und das ist wahr, daß der Schobel der Schnellin Gütter[1] offt auß dem Hoff gejaget, daß sie zu mir kommen und da gelegen ist.

4. Juon Kuhhirt jur. et fass.: Ich war in des Schobels Hoff und sehe der Schnellin Knechte das Kalb auß dem Stall laßen und daß es frisch und springend lieff biß zu der Kuh, da es anfing zu saugen. Der Schobel aber sagte: Sehet, Hanus, das Vieh frißt immer mit meinem Vieh und ich habe nichts dafür als Ungeduld und ließige Reden.

Deliberatum Amplissimi Domini Christiani Haas, judicis Primarii trium oppidorum: Weil Georgius Schobel sich mit dem Jurament purgieren müssen, daß er das Kalb nicht getretten, alß wird Er davon absolviert und bleibet die schadhafftige im Schaden.

2. Prozeß gegen die Ermannin.

Anno 1696 die 29 Febr. ist für uns 3 Dörffer Richtern in sitzenden Rechten erschienen Jacobus Herberth Actor adversus Inctum Petrum Ermann in appellata causa suspitionis, in deme Actoris Weib auff Incti Weib geredet hat, als wenn er verdächtig Zauberung wegen. Darüber Actor wieder Inctum sub juramento reiffliches Zeugnis eingestellet wie folget:

Test. 1. Mies Lorinzin: Die Ermannin sagte: Mein Mann hat mich fast freßen, weil ihme der Kuhhirt gesaget hatte, daß ich melken konne und daß ich auch zum Mich. Schnellen gewesen were, das ich zwar nicht leugnen kan. Zum Schnellen war ich mit dem Schochtert,[2] aber ich gieng einer müßigen Kuhe, nach dem ich zu Hause gemolcken hatte, bis dahin nach, weil ich den Schochtert nirgent setzen konte, so trug ich ihn in Händen.

2. Georgius Nußbaumerin: Unser Soldat sagte, daß er die Ermannin zum Schnellen hatte gesehen, daß sie gemolken.

3. Paulus Binderin: Vor 4 Jahren sahe ich ein Weib in unserm Hoff, fruh vor Tage, daß es nur das Hembd an und die Schurze für hatte, eigetlich sahe ich nichts, gedachte aber, es were die Ermannin.

---

[1] Sächs. de Getter = das Rindvieh, Ochsen, Kühe usf.
[2] Sächs. = Melkkübel.

4. Mich. Vitsch: Vor 4 Jahren sahe ich drey Stunden im Abend ein Weib vom Ermann herauß kommen und zum Herberth hinein lauffen, gieng ihm nach zum Herberth in Hoff, kunte es aber nicht finden, das Vieh aber war außgetrieben und war als wenn es verscheucht were.

5. Jacobus Schwartz idem quod 4tus.

6. Hanus Hirling idem quod 4tus.

7. Georgius Nußbaumer idem quod test. 2.

8. Hanus Müllerin: Die Ermannin kam einmahl weinend zu uns und sagte: Die Weiber auff der Gassen hetten von ihr geredet, daß sie eine Trud were und ich habe unterschiedlichmahl große Mühe mit meinen Kühen gehabt, da ich immer die Ermannin in Verdacht gehalten.

9. Michaelis Schnells filius: Jacobi ein Jahr vergangen sagte ich wieder die Ermannin: aha du zauberischer Hund, mann hette dich vor 20 Jahren verbrennen sollen, sie aber schwieg still.

10. Catharina Schnellin: Ich hörete, daß Hanus Schusters Sohn wieder deß Ermanns Sohn sagen: mein Vater hat deine Mutter unter unser einer Kuh bekommen.

11. Juon Kuhhirt: Die Schnellin sagte mir einmahl, daß sie nicht melken kene, weil ihre Nachbarin gar gutt kenne. Das sagte ich dem Ermann, waß für einen Verdacht die Leutte auff sie hetten, mehr weiß ich nichts.

Deliberatum Ampl. Dom. Judicis Primarii horum Pagorum: Actor soll Incto die Schmach abbitten und zu Straffe fl. 40 zahlen juxta § 8 Lib. 4, Tit. 2, Lib. 4, Tit. 4, § 1.[1]

3. Prozeß gegen Georg Schobel und seine Frau.

Anno 1699 den 10 Oct. klagtt Actor (Titt) Herr Johann Aegermont, von Jung Printz Hannover Courassier Regiment Graff Jörgischen underhabenden Compagni volbestelleter Herr Leutenandt, I[nctum] Georgium Schobel und sein Weib vor Hexen an, modo sequenti:

A. Als mein Knecht zu dem Georg Schobel im Quartier lage, begehrte er von der Wirthin umbs Geld Wein, welches sie auch zum ersten nicht abschluge, sondern ließe ihm zukommen. Als er aber zum andernmahl fodderte, wolte sie ihm nichts geben. Drauff sagte der

[1] Die zitierten §§ des Eigenlandrechts passen wenig: Lib. 4, Tit. 2, § 8 bestimmt, daß gestohlenes und weiter verkauftes Gut vom Eigentümer wo ers findet zurückgenommen werden kann und Lib. 4, Tit. 4 § 1, daß der Totschlag mit 40 fl. gesühnt werden kann. Von Schmachreden handelt der 5. Tit. des 4. Buches.

Knecht: hastu mir einmahl geben, so gib mir auch iezundt. sie aber wolte simpliciter nicht, so stoßete der Knecht mit dem Fuß nach der Wirthin, warauff sie sagt: Wart nur, du solt dieses bekeetzen, welches auch bald drauff geschehen, daß der Knecht an Arm und Fuß krumb worden. Ich aber habe mich deßelben angenohmen, und in das warme Bad geschickt, denselben alda curieren zu lassen. Auff das sagte Georg Schobel, das werde nichts helffen. Es haben sich auch vielerlei Zeichen in seinem Hause gefunden, welche sich in eines redlichen Mannes Hause nicht geziemen, als nemlich: unter dem Stälchen ein todter Menschenkopf, mit 2 Armbeinen, welche an noch vorhanden, hoffe dieses werde nach Außsage der Zeugen beßer bewiesen werden. Inzwischen halte ihn mit seinem Weibe vor Hexen, will es auch dociren.

I[nctus] respondet: Ich nebst meinem Weyb seyn unser Leben lang solches nicht beziegen gewesen, viel weniger mit Hexerey umbgangen, weiß auch nicht, wie der todte Kopf und Beine unter mein Stälchen kommen seyn, haben auch dem Knecht nicht gedreuet; sondern die Sach verhält sich also: Als der Knecht besoffen in dem Hoff sich wunderlich geberdet und herumb sprang, warneten wir ihn treulich, er solte sich nicht so stellen, es mögte ihm ein Unglück begegnen. Daß ihm aber das Unglück widerfahren, kan ich nicht dafür, bin auch nicht zu beschuldigen, sondern er hat sich solches selbst zuzuschreiben, in deme er vom Springen nicht ablaßen wolte, verlange derowegen ab impetitione Actoris absolviret zu werden. Weiln ich aber höre, daß Herr Leutenandt uns für Hexen und solche verdächtige Leutte hält, als verlangen wir solches von ihme auff uns zu beweisen. Wird etwas auff uns kommen, so wollen wir dem löbl. Judicat nicht zu stark seyn. Widrigens verlangen wir poenam talionis.

Testes Actoris.

Utrum Testes wißen, etwaß gesehen oder gehört haben, daß I. mit Hexerey umbgangen und verdächtig sey?

1. Testis Paulus Folbarth annorum circiter 40 citatus jur. et fatetur nihil.

2. Testis Sophia Orbenin, providi Georgii Orben, inhabitatoris et tonsoris pagi Crucensis conjux ann. circ. 36 jur. et fatetur: So viel weiß ich zu sagen, daß einmahl zu Georg Schobeln ein Furier von Santischen Regiment war, welcher zu ihm sagte: Vatter, Vatter, warumb habt ihr mir das Pferdt verhext? Georg Schobel aber sagte zu ihm, die Leute reden viel, aber wir können nichts.

3. Test. Georgius Orben ann. circ. 55 jur. et fat.: Ein Furier von Szantischen Regiment hatte ein Pferdt von dem Georg Schobeln gekaufft, so kompt der Furier einmahl zu mir und trifft Georgium Schobel zu mir an, alwo sie mit einander getrunken. Der Furier sagte unter anderm zum Schobel: Vatter, hohle mich der Teuffel, ihr seyd ein Hexe, ihr habt mir mein Pferdt verhext; wo es ihm nicht besser wird, so will ich euch, hol mich der Teuffel, verbrennen lassen. Der Schobel gab zur Antwort: laßet ab von solchen Reden, lieber trinkt ihr, ich will euch Wein gnug holen laßen. Der Furier sagt abermahl die vorige Wort addito: von der Zeit, daß ihr in den Stall gegangen seyd, und dem Pferdt über die Länden gestrichen, will mein Pferdt nicht zunehmen, ob es gleich wol bey mir mehr Habern frißt als bei Euch, hol mich der Teufel, ich will euch verbrennen laßen, wo es ihm nicht beßer wird. Der Georg Schobel sagt abermahl: laß der Herr von solchen Reden, die Leutte reden zwar viel, aber wir sind gleich wol nicht Hexen, grieff ihn bey dem Rock, sagend: Der Herr komme zu mir, wir wollen ein bißel mit einander reden. Der Furier folgete ihm nach, kam aber über eine kleine Zeit wieder, sagte: Der Schelm wolte woll, ich solte schweigen, aber wenn es meinem Pferdt nicht besser wird, hol mich der Teuffel, ich will ihn laßen verbrennen. Haben sich nun verglichen oder nicht, das weiß ich nicht.

4. Testis Thomas Kauntz ann. circ. 25 jur. et fat.: Habe von Georg Schobeln nichts gesehen, aber von Andreß Schustern gehört, daß er bei ihm im Verdacht wäre, daß er ihm seine Frucht auß seiner Scheune weg zauberte, maßen sein Getraydt niemal so gibt wie anderer Leute ihres, auch wenn er seine Frucht ausdreschete, er zu ihm komme und die Gelegenheit außschauete.

5. Testis Andreas Schuster ann. 36 jur. et fat.: So viel weiß ich von Georg Schobeln zu sagen, wie man die Frucht einführet, kompt er allemahl zu mir, Drathstücker zu entlehnen. Es geschah einmahls, wie er um Drathstücker zu mir kam, sagte ich zu ihm in Gegenwart etlicher Leutte als: Georgii Kinn, Leonhard Folberth und Georgii Bitschens Knecht: Er kompt nicht wegen Drathstücker alleweil, sondern Er suchet waß sonsten drunter, welches er auch gehört und so offt er zu mir kommen, allemahl merklichen Schaden erlitten. Wenn wir aber die Frucht an dem Tage, an welchem selbe gedroschen worden, so haben wir Gott nicht gnug dancken können vor den reichlichen Seegen. Item des Schobels Sohn ist jährlichen, wenn man Corn eingeführet, zu uns kommen und Drathstücker begehret. Nach deme ich aber in seiner und

andrer Gegenwart diese Wort geredet: Man kompt nicht allezeit nur umb Drathstücker zu mir, sondern man nimpt mir dadurch den Seegen, so mir Gott giebt, ist er nimmer kommen, außer der Schobelin, so eben zu gedachter Zeit im andern Jahr ein Kalb in meinem Stall suchte, in welchem ich hörete rauschen, als wenn man etwaß oben von Streu-Reusern abrechete, sagte auff das: Man kan es nur nicht laßen, daß man nicht umb solche Zeit zu mir komme, ist es nicht umb Drathstücker, so ist es sonsten waß. Item wir spühren großen Schaden an den Früchten in der Scheuren und wenn wir nicht alle Tage auffnehmen, waß wir dreschen, sondern laßens über Nacht ligen, so kompts weg. Haben die Gedanken auf sie (weil sie alle Jahr umb gedachte Zeit ist zu uns kommen), daß sie uns den Segen benehmen.

Item: Gestern kam Georg Schobel, fragt mich wegen der Gaßenhutt, ob selbe sey fortgesagt,[1] hebete unterdeßen ein unutz Spänchen von der Erden auff, truge es mit sich davon.

Item: Einmahl verreckt des Georg Schobels Schwieger ein Kalb, redete derowegen Georg Schobeln drumb an, liße auff das nebst mir noch einen Nachbar nempe Valentinum Folberth zu sich kommen, das Kalb zu besichtigen. Wie das Kalb im Stall abgezogen lag, sahen wir, daß es in den Seitten schwartz getretten war, inzwischen aber wie wir mit einander vom Kalb redeten, stunde Georg Schobel im Garten am Stall, hörete uns zu, waß wir mit einander redeten, fieng an zu reden, daß wir erschrackten, (weiln wir niemanden sahen), sagte zu mir: Ich solte es gar wohl im Sinn halten, waß ich geredt, er wolte mich drumb suchen. Auff das verreckte mir auch ein Kalb, weßwegen ich auch den Verdacht auff ihn habe.

6. Test. Johannes Schwartz annor. 32 jur. et fat.: Mein Vatter ist sehr lang krank gelegen, sagte öffters, die Hexen plagten ihn, endlich kurtz vor seinem Ende sagte er: sonsten niemand als Georg Schobel hätte ihn gefreßen, denn er sey ihm damahls vorkommen. Auff das starb er auch. Der Schobel ist auch niemals in guttem Geschrey gewesen.

7. Test. Thomas Herberth ann. 50 jur. et fat.: Als ich mich einmahl mit Georg Schobeln gezanket, dreuete er mir offentlich sagend: Ich solte ihm dieses in kurtzer Zeit bezahlen. Auff das starb mir gar jählich in kurtzer Zeit ein Mägdchen, warob er bey mir im Verdacht lebet, als hätte er mir das Kindt verhext.

8. Test. Leonhard Folberth ann. 45 jur. et fat.: Als wir den Corn Zehenden eingeführet, kam Georg Schobel zu mir, verlangte von

[1] = der Reihe nach weiter gesagt, von Haus zu Haus.

mir ein Holtz zu einem Pflughaupt, welches ich ihm auch versprach zu geben. Indeme ich aber das Holtz suchte, hebet er waß von der Erden auff und gieng davon, ich ruffete ihm auch nach, wolte aber nicht warten, hat mich darum auch weiter nicht ersucht.

Item: Als ich einmahl mit des Schobels Knecht zur Verwahrung der Haber einen Zaun macheten, kam I. zu mir, eben wie wir den Hanffsamen außdreschetend und sagte: Ihr habt nicht gutt zugemacht, das Viech ist in die Haber gegangen und großen Schaden drinnen gethan. Den andern Morgen bin ich selber hinaußgegangen, den Zaun zu besichtigen, fande aber keinen Fehler dran, sagte zum Schobel: Ich bin da gewesen und den Zaun beschauet, er ist noch wol, wie wir denselben gemacht, spühre auch keinen Schaden in der Haber. Auff das sagte er: darum bin ich heunt schon dagewesen und die umbgestoßene Häuffe zusammen geleget. Weiln demnach bey uns dafür gehalten wirdt, daß (wenn man waßerlei[1] Frucht einführete) solche Leutte zu einem kämen, daß sie einem die Frucht verführeten, weil ich aber merklichen Schaden an meiner Frucht gespühret, und Georg Schobel eben obgedachte Zeit zu mir kam, so ist er bey mir stark im Verdacht wegen Schadens in meiner Frucht, fürnemlich aber von der Zeit an, da man hat angefangen, die Frucht einzuführen, ist stettig ein Sack mit Frucht in seiner Scheuren gestanden biß zum Ende des Dreschens, welches ich von der David Schnellin, so eben auff des Schobels Hoff gewohnet, gehöret habe.

Item habe gehört, daß 5. Test. Andreas Schuster in Gegenwart des Georg Schobels Sohn gesagt: Man kompt allezeit zu mir umb Drathstücker, aber man holet nicht allein Drathstücker, sondern man nimpt mir damit den Seegen, den mir Gott gibt.

9. Test. Pitter Folberth ann. circ. 45 jur. et fat.: Einmahls kauffte ich auff Denndorffer Hattert Holtz. Wie ich daßelbe heimzuholen hinfuhre, und alles auff einmal nicht laden kunte, ließe daß übrige da. Inzwischen aber, als ich das übrige auch abholen wolte, begegnete mir Georg Schobel auch mit Holtz, und weil ich meineß nicht gefunden, also war er bey mir im Verdacht, suchte derowegen auff das, vermöge der Gerechtigkeit, mein gestohlenes Holtz zu ihm, fande es auch daselbst, weßwegen er gestrafft wardt, gar bald aber auff das verreckt mir ein Pferdt.

Item begab es sich einmahl, daß des Georg Schobels Sohn umb Waßer zu uns kam, nachdem er aber von mir weggegangen, ruffte mich unser Soldat, sagend: schauet waß für Vorsten und andere zusammen

[1] Sächs. = welcherlei, was immer für eine.

gemachte Wesen liegen im Pretztrog,[1] welches ich mit Augen gesehen. Nach dem ist er angeklagt worden und wie es bald umb die Erndtzeit gewesen, gieng mein Weib zu ihm und als sie etliche Säcke mit Mehl da stehen sahe, sprach sie zur Georg Schobelin: Ihr habt euch gutt gegen die Erndt geschickt. Sie antwortet: Ja, aber wer weiß, wers eßen wirdt, in Vermeinung, weiln sie der Leutenandt stark angrieffe, es mögte die Execution drauff folgen.

10. Test. Georg Kinn annor. circ. 41 jur. et fat.: Wir nehmen unsres Rind Viech keinen Nutzen, maßen selbes immer in den Winkel gegen des Georg Schobels Hoff zu laufft, als wolte es hinuber springen, auch will die Kuhe nicht stehen, wenn man sie melken will, also daß mein Weib offt auß Unmuth gesagt, wenn die Georg Schobelin im Hoff gewesen und zugehöret: Ich meine nicht anders, der Teuffel wolte euch alle hinüber führen. Inzwischen wenn die Schobelin hat sollen backen, hat unsere Kuhe kein Tropfen Milch gegeben. Nach vollendetem Backen aber hat sie ein wenig gegeben, aber keinen Tropfen Butter davon machen können. Sie ist bey den Leuthen nebst ihrem Geschlecht im Verdacht gewesen. Item wir spühren merklichen Schaden an den Früchten, so uns auß der Scheuren wegkommen, und der Schobel hat alle Zeit einen Sack in der Scheuren stehn, darinnen bald wenig baldt viel ist. Item fatetur idem quod Test. 8 quoad membrum tertium.

11. Test. Pitter Wagner annor. circ. 33 jur. et fass.: Als ich einmahl zu meiner Schwieger (so zu Georg Schobeln auff einem Hoff wohnete) gieng, fande ich vor I. Kellerthür ein alte Pistolen Thock,[2] in welcher Eberwurtzel war, dieselbe betrachte ich mit einem Studenten, so bey mir war, inzwischen aber kamen 2 Rößner dazu, welche sagten: das ist der verfluchten Eberwurtzel, man solte den Mann verbrennen, so selbe brauchet.

12. Test. Michael Giel annor. circ. 35 jur. et fass.: Als ich geheurathet, hat des Schobels Sohn gleichermaßen mein Weib zur Ehe haben wollen, und weil sie ihm nicht zu theil worden, hat er zu ihren Freunden gesagt: Ich würde mein Lebtage bey ihr kein Glück haben, welches ich auch in der That erfahren, denn innerhalb 7 Jahren sin[3] mir 11 Pferde verreckt.

13. Test. Michael Folberth ann. circ. 38 jur. et fass.: Als ich dem Georg Schobel dienete, geschahe es, daß ich einmal umb den Mittag

---

[1] Sächs. = Brunnentrog.
[2] Sächs. = Düte, Behälter.
[3] Nach dem Sächs. gebildet = sind.

wolte auff den Stall steigen, da sahe ich etwaß, wie ein Weibsbildt gestalt, kam etwaß den Hoff herfür geschossen, bis auff den Stubenbodem, auff das lieffe ich in die Stuben hinein, solches anzusagen, sie aber antworteten: Ey waß solt da seyn, es ist nichts. Doch bin ich hinauff gestiegen und gesucht, aber nichts funden.

14. Test. Georg Schnell juvenis ann. 25 jur. et fass.: Vor ungefehr 10 Jahren, als ich zu Schäßburg Lehrjahr dienete, kam ich einmahl nacher Hause zu meiner Mutter, welche zu Georg Schobeln auff einem Hoffe wohnte, und weiln sich Georg Schobel mit meiner Mutter gezanket, weßwegen er auch zur Straffe gezogen, so kompt die Georg Schobelin zu meiner Mutter und sagt: Wart nur wart, ihr solt dieses entgelten, wo ihr nicht, doch euer Kind. Nach deme ich nun nacher Schäßburg gezogen, bekame ich 7 Löcher an meiner linken Hand und als ich der Cuhr wegen zum Balbierer gieng, sagten sie: die Hexen hätten mir die Knochen herauß genommen. Nach 3 Jahren bekame ich auch an den Füßen Löcher, welche ich auch noch bis dato habe, lebe stark in den Gedanken, die Georg Schobelin hätte mich verderbet, in deme sie mir gedreuet. Inzwischen aber ließe ich mich mit einem Soldaten, (welcher zu Meschendorf im Quartier gelegen), curieren, welcher mir stark verbothe, nicht zu der Georg Schobelin zu gehen, sonsten mögte alle seine Cuhr umbsonst seyn und nichts hafften; kunthe aber seinem Verbothe nicht ein Gnügen thun, denn ich nacher Hause umb Brodt gehen müste, machte die Gassenthür gar heimlich auff, welches zu Mitternacht war. Wie ich hinkam, hörte die Georg Schobelin die Thür auffgehen, (welche in Hoff auff der Lauben gelegen), sagte zu mir: Wie heimlich kompstu, vermeinest vieleicht, man höre dich nicht. Ich antworte: Ich vermeine nicht so, sondern ich komme mir Brodt zu holen. Wie ich hinein kam und wolte meine kranke Füße in meiner Mutter Stuben visitieren, fande ich kein Pflaster auff der Wunden, suchte fleißig allenthalben, auch in den Schuhen, fande aber nichts. Nach dem begabe mich wieder nach Meschendorff zum Feldscherer, und als ich demselben meine Füße zeigete, hat er sich gar lang meiner nicht annehmen wollen, vermeinet erst, ich hatte Wein getrunken, wie ich ihn aber recht berichtet, sagte er, die Hexen hätten mir die Fuße verhext, auch die Salben seyen gantz verdorben und nichts nutz, denn wenn die Hexen drüber kommen, schlage keine Salbe mehr an.

Von wegen der Wurtzel sicuti Test. 11.

Von der Zeither aber, daß meine Mutter wider den Georg Schobell gezeuget, (welches ohngefehr 6 Wochen seyn), ist sie immer krank, biß

auff gegenwertige Stund. Sie sagt, die Georg Schobelin sey ihr mit sampt ihrer Tochter in der Nacht persönlich vorkommen, und ihr Erbsen angebotten, und gesagt, sie solte davon eßen, denn sie wären von der Hochzeit her. In deme sie sich aber stark gewehret, hatte sie ihr das Maul mit Gewalt auffgebrochen und die Erbsen hinein gethan, hatte nur gern zugriffen aber nicht gekunth. Wie sie nun bei anbrechendem Tage gantz krank auffstunde, klagte sie es mir, wie es ihr in der Nacht ergangen sey, ist darauff sehr krank worden und sich den Tage dreymahl erbrochen, und schwartze Maten wie Roßlawendt [1] außgegeben, kan von der Zeit hero nicht zurechte kommen und erbricht sich alle Tag dreymahl. Uber dieß nach 8 Tagen, nach deme meine Mutter gezeuget, sprang unsereiner Kuhe [2] das eine Auge auß, haben sie auch dieses Falls sehr im Verdacht.

Meine Mutter sagt auch kurtz vor ihrem Ende, wie daß die Georg Schobelin in ihrem Krankbette, als sie ihren Sohn gebohren, nach dem das Kindt erlöst, eine lange Weile still gelegen, als wenn sie in eine Ohnmacht gefallen oder gantz todt sey, so sey meine Mutter in die andere Stuben zu des Schobels Mutter gelauffen und gesagt: Kompt doch um Gottswillen und schaut zu, euere Schnirch [3] sie ligt, als wenn sie todt wäre. Sie hätte geantwortet, last sie nur mit Ruhe, es ist ihr nichts, sey also wieder zuruck gangen zur Kranken und hätte an selbe gegriffen, die Armen auffgehoben, aber sie seyen ihr nur nieder gefallen, als wenn sie gestorben wäre. Nach Verfließung einer Stunde hatten sie gehöret etwaß saußen, und gesehen, daß eine große Mücke umbs Bette herumb geflogen und endlich der Georg Schobelin ins Maul geflogen. Bald darauff hatte die Georg Schobelin sich einmahl erhohlet, einen Arm und Fuß beweget und heimlich [4] geradt aufs Bette geseßen.

15 Test. Daniel Schnellin vidua ann. circ. 45 jur. et fass.: Als einmahl Georg Schobel wegen unser gestrafft worden, kame sein Weib des morgens nur mit bloßem Kopf, in den Haaren, [5] zu mir, schluge die beyde Feuste zusammen, sagend: dieses mustu entweder ihr oder eure Kinder entgelten. Nach deme über 4 Wochen hat mein Sohn einen Schaden an der Hand bekommen, welcher ihm bey der Nacht ist zukommen und biß 12 Wochen zum Feldscherer gelegen, aber nicht geholffen worden. In reliquo sicuti antecedens 14 Test. filius quidem per omnia.

---

[1] Lawend sächs. = Brühe. Roßlawend = schwarze Brühe.

[2] Ursprünglich Kalb.

[3] Sächs. = Schnur, Schwiegertochter.

[4] Sächs. = langsam.

[5] d. h. ohne Haube, die die Frau tragen muß.

16 Test. Stephan Wagner ann. circ. 63 jur. et fass.: Nota: waß von diesem gezeuget worden, gehet Act. Bruder an, welcher schon todt.

17 Test. Johann Schuster alias Helvig ann. circ. 50 jur. et fass.: Einmahl war mein Weib mit Georg Schobeln widerwertig, drauff ist mir ein Finger krump worden, habe also die Gedanken auf A.

18 Test. Michael Witsch ann. circ. 55 jur. et fass.: Wir waren einmahl von wegen einer Hacke mit A. widerwertig. Bald drauff ist mir ein Pferdt verreckt und daß sie in üblem Geschrey gewesen, ist der gantzen Gemeindt bewust und so offt sich iemandt mit ihnen gezanket, ist ihnen ein Unglück drauff erfolget.

19 Test. Paulus Schnell ann. circ. 50 jur. et fass.: Ich war einmahl vor Gericht mit meiner Schwester, da agierte ich vor meine Schwester wider Georg Schobeln, weiln ich aber die Action meiner Schwester zu nutz machete, so wurde der Georg Schobel böß, bald drauff kriegete ich einen Schaden am Armen, auß welchen man mit Stückern als Fischknochen herauß genohmen; nachdem kriegete meine Tochter auch einen bösen Fuß, also daß sie ihr lebetag ein Krippel seyn wird. So lange ich weiß, ist es alleweil ein Geschrey gewesen von wegen Hexerey.

20 Test. Petrus Nußbaumer annor. circ. 53 jur. et fass.: Seither Zeit, daß Georg Schobels Eydame unser Nachbaar worden, können wir unsers Viehes keinen Nutzen nehmen, auch an den Früchten spüren wir merklichen Schaden, denn wenn er 20 Hauffe drischt, so hebt er biß 11 Kübel auff, hingegen wenn wir auch 30 Hauffe dreschen, so können wir nicht mehr als auffs höchst 6 oder 7 Kübell auffnehmen, also daß wir offt drüber weinen müssen. Es ist auch jedwedern alhier bewust, waß für eine bose Ehe anfangs zwischen Georg Schobeln gewesen, biß sie hat zaubern gelernet, darnach ist alles gut worden.

21 Test. Thomas Herberth ann. circ. 26 cit.[1], jur. et fass.: Das habe ich von der Georg Schobelin Schnirch gehört, daß des Schobels Kühe den andern Abendt, als man den Todten-Kopf weggenohmen an denselben Orth gegangen, alwo der Kopf gelegen, nieder gefallen, wider auffgestanden und schröcklich gebörlt, welches des Schobels Dienstmädel in acht genohmen, ist in die Stube gegangen und solches angesagt, da ist die Schobelin gleich herauß kommen, hat die Kühe von gedachtem Orth weg getrieben, welche sich zufrieden gegeben. Gestern hat sichs auch zugetragen, daß ich mit der Martin Galterin gegen Hauß giengen und als wir von der Sach mit einander abredeten, so sagte die Georg

---

[1] = citatus est, wurde vorgerufen.

Schobelin, so auff der Gaßen gestanden: Wer hat Euch hieher gesollhen[1]? es soll noch mancher wegen dieses fallen.

22 Test. Johann Merten ann. circ. 28 jur. et fass.: Die Georg Schobelin hatte einmahl von der Leonhard Schusterin ein wenig Teig zu einem Kalatschen verlangt, welches ihr nicht abgeschlagen, des Abens ist die Kuhe mit nichten zum Kalb gehen wollen, auch wenn das Kalb hat zu ihr gehen wollen, hat sie daßelbe mit den Hörnern von sich gestoßen, haben es kaum von der Kuhe erretten können. Da haben sie die Gedanken auch auff die Schobelin gehabt, als hätte sie mit dem Teig der Kuhe die Milch benohmen. Nach dem hat sie auch von der Schnürg ein wenig Teig geheischen, und weiln ihr solches abgeschlagen, als denn gehet sie zu der Leonhart Folbarthin, so ihr auch einmahl abgeschlagen, darauff ist eben daßelbe erfolget wie oben geschehen.

23 Test. Paulus Schuster ann. circ. 40 jur. et fass.: Unsere Kühe lauffen mit Gewalt vor des Schobels Hauß, können selbiger keinen Nutzen nehmen, gedenken nicht anders, er zauberth sie dahin.

24 Test. Martin Galterin ann. 45 jur. et fass.: Das weiß ich, wie ich gestern zu des Georg Schobels seinem Bruder gieng, so fragte mich Georg Schobel, ob man mir auch gebotten hätte, Zeugniß zu stellen; gabe ihm zur Antwort: Nein, sagte er darauff: Es wird mancher noch (salva venia) in Dreck fallen, seyne Sache sey einmahl richtig vorm Gericht worden.

25 Test. Leonhard Schusterin ann. circ. 68 jur. et fass.: Daß die Georg Schobelin einmahl von meiner Schnürg Teig zu einer Hanklich entlehnen wolte, und sie ihr nicht geben kunthe, weiln der Teig schon im Backoffen gewesen, begehrte sie darnach von mir ein Stück, darffte solches ihr auß Furcht nicht abschlagen, inmaßen ich mich besorgete meines Sohnes, der ohne des krank lag, der Fuß mögte ihm ärger werden. Von der Zeit her habe ichs merklichen gespühret, daß meine Kühe nicht so viel Milch geben wie vor.

Custodes carceris, worinnen Georg Schobel verarestieret, seyn auch examinieret worden, welche folgendes bekennet:

Johann Merten, daß der Schobel gesagt: Wenn nur mein Weib beständig verbleiben solt, so fürchte ich mich nicht.

Paul Schwartz, daß der Schobel dem Portario nachgeruffen und gesagt: Er solte es seiner Frauen sagen, sie solte beständig bleiben wie vor.

Pitter Wagnerin fatetur, daß der Georg Schobelin ihr Vatter über sie gesagt: das gottloß Kindt, ich habe ihm (nemblich dem Georg

[1] Das deutlich geschriebene Wort ist jedenfalls Schreibfehler.

Schobel) ein gerecht Kindt gegeben, aber es ist bey ihm ein gottloses Kindt worden. In reliquis fat. idem quod Test. 15.

Georgius Wagner Portarius, daß die Georg Schobelin ihren Mann im Gefängniß besucht und gesagt: Du lieber Gott, wie müßen wir hier so viel leiden, andere welche noch viel ärger seyn als wir, die läst man gutt mit Frieden.

Demnach ein merklicher Verdacht von wegen Hexerey ex fassionibus testium vernohmen, ist I. Georg Schobel mit sampt seynem Weibe gefänglich eingezogen, das Hauß fleißig visitieret und folgende verdächtige Sachen gefunden worden, als:

1. Drey Scherben unterschiedlicher Größe, darinnen zur Schme[re]rey dienliche Sachen gewesen.
2. Ein kleines Topfchen, darinnen auch waß gwesen.
3. Ein Pusch unbekanther Wurtzel.
4. Ein klein Stück von einem Menschenbein, ohne den noch vor der Action gefundenen Menschen Todtenkopf etc., davon in der Klage des Actoris.
5. Ein Strohwisch in dem Stall, in welchem, nach deme er auffgebunden worden, ein Knoblauch Spühle[1] gesehen worden.
6. Ein wenig Geräß von Bienen,[2] in einem Tug eingebunden.
7. Die Löcher in der Kühe Hörnern und 8 Pullver in einer Spuel.

Worauff denn die beyde zwar jedes absonderlich fleißig examinieret und in gehaltenem Examine folgendes bekennet:

Examen instituitur cum Georgio Schobel Anno 1700 die 27 Martii, ubi ad quaestiones sequentes sequenti modo respondet:

Wie ist der Todtenkopff auf ihren[3] Hoffe kommen?

R. Das weiß ich nicht, wenns auch das Leben kosten möge.

Wie seyn denn die Beine dahin kommen?

R. Ich kans nicht wißen, ich habe sie nicht in Henden gehabt.

Wer hat dann den Strohwisch gemacht und in den Stall gethan?

R. Ich habe denselben gemacht und hinein gethan.

Zu was fürm Ende?

R. Vor die Nachtsfahrer oder Hexen.

Wer hats Euch gelehret?

R. Ich habe es von Andern gesehen.

Waß für Redensarthen braucht man dabey?

R. Ich weiß nicht.

---

[1] Sächs. = ein Stückchen.
[2] Sächs. = Waben.
[3] Sächs. = euren.

Waß ist in dem Tug eingebunden?

R. Gerößze von Bienen.

Wozu dienen die Sachen?

R. Zur Artzeney vors Viech.

Was habt Ihr in den Töpffchen?

R Es seyen Bierheffen.

Wer hat selbe drein gethan?

R. Ich weiß nicht, ob ich sie drein gethan oder mein Weib.

Waß ist in dem grösten Scherben?

R. Es ist Schmeer vor die Schuhen.

Waß ist in dem mittleren Scherben?

R. Unschildt(!) Grewen.[1]

Waß ist in dem kleinesten?

R. Salben für Roß und Rindviech.

Auß waß ist die Salben gemacht?

R. Aus Hasenschmaltz, Hünerfett und auß Fetten von einem Vogel.

Von waß für einem Vogel?

R. Ein Teutscher Herr hatte selben auß Teutschlanden geplückt[2] mit herein gebracht, welcher einen Dukaten gekostet, denselben hat er zu uns gebraten und geßen in Gegenwart damahligen Richters Mich. Folbarths, welchem gemeldeter Herr auch ein wenig davon gegeben, aber sonst niemandem, auch seinen eigenen Knechten nicht, von demselben hat mir gedachter Herr ein wenig fettes gegeben.

Woher hat[3] Ihrs gewust, daß dasjenige Fette von dem unbekanthen Vogel zur Artzeney diene?

R. Derselbe Teutsche Herr hat mirs gesagt.

Habt Ihr nicht gefragt, zu waß für Artzeney es gutt sey?

R. Nein, denn es war gar ein großer Herr, ich darffte ihn nicht fragen.

Habt Ihr das Fette iemahls gebraucht?

R. Ich hatte einesmahls einen wehen Fuß, so legte ich mir daßelbe Fetten drauff, auch einmahl auff einen bösen Finger.

Hats Euch waß geholffen?

R. Ja, es hat mir geholffen.

Hats Euer Weib auch gebraucht?

R. Ich meyne nicht.

---

[1] Unschlitt-Greven = Die beim Schmelzen des Fetts übrigbleibenden Reste.

[2] Sächs. = gerupft.

[3] Sächs. = habt.

Hats Euer Sohn gebraucht?

R. Ja, als ihm einmahl ein Dorn in einen Finger gegangen.

Hat Euer Weib von dieser Schmererey gewust?

R. Sie hat von allem gewust.

Hat Euer Sohn auch davon gewust?

R. Vom kleinen und vom mittlern Scherben hat er gewust.

Waß ist dieses vor ein Bein?

R. Es ist ein Menschenknochen.

Wozu dient derselbe?

R. Ich habe gehört, daß derselbe gutt sey zur Artzeney.

Wer hat denselben hingethan?

R. Wir haben denselben in unsrem Hause gefunden.

Wer hat denselben gefunden?

R. Ich.

Habt Ihr den Knochen also bald gekennet als Ihr denselben gefunden?

R. Ja.

Da Ihr denselben gekennet, daß es ein Menschenknochen sey, warumb habt Ihr denselben nicht alsbald weggeschmißen?

R. Weil derselbe zur Artzeney gutt gewesen.

Wielang ist der Knochen dagelegen?

R. Auch fast 30 Jahr.

Was habt Ihr Euch bey desselben Findung berathschlaget?

R. Als ich denselben gefunden, sagte ich zu meiner Frauen: Waß ist dieses für ein Knoche? sagt sie: Es ist ein Menschenknoche. Man braucht solcher bißweilen zur Artzeney.

Zu waß fürlei Artzeney ist dieselbe dienlich?

R. Ich weiß nicht.

Waß für Wurtzel ist das?

R. Wir haben dieselbe von einem Czeckel gekaufft.

Wer hat dieselbe gekaufft?

R. Ich selbst.

Für waß und wie theuer?

R. Für einen Brummer.[1]

Zu waß fürm Ende?

R. Wenn die borstige Thiere Drüsen gewinnen, so ist selbe gutt.

Hat Ihr dieselbe gebraucht?

R. Ja.

---

[1] Eine kleine Münze.

Hat sie waß genützet?

R. Ja sie hat geholffen.

Waß ist das vor ein Spuel und waß für Pulver ist drin?

R. Eines Wachtmeisters Knecht hat mir den Pulver gegeben, so hab ich selben anderswo nirgends hinthun können.

Waß habt Ihr denn mit dem Pulver gemacht?

R. Er ist auch gutt zur Artzeney vor das Viech.

Haben Eure Kühe auch Löcher in den Hörnern?

R. Ja.

Zu waß fürm Ende?

R. Damit man ihnen die Milch nicht nehme.

Wer hats Euch gelehret?

R. Ein Fourier.

Wenn Ihr aufs Waßer kompt und schwimpt, waß wird Euch darnach widerfahren?

R. Werde ich schwimmen, so wird man mir mein Recht widerfahren lassen.

Examen instituitur cum uxore Georg Schobels Anno die praep.

Wie ist der Todtenkopff sampt den 2 Menschenbein in Euren Hoff kommen?

R. Ich weiß es nicht, Gott weiß es.

Waß ist in diesem Topffchen?

R. Honig.

Wer hats drein gethan?

R. Ich.

Seyn diese Scherben Euer?

R. Ja.

Waß ist in dem großen Scherben?

R. Schmer damit man den Wagen pflegt zu schmeren.

Waß ist in dem mittlern?

R. Alt geschmoltzen Späck.

Wozu dienet daßelbe?

R. Die Schweine damit zu curiren.

Waß ist in dem kleinsten Scherben?

R. Hasenschmaltz, Hünerfett und Vogelfett.

Wozu habt Ihrs gebraucht?

R. Auffzubinden.

Hats Eur Mann, oder Ihr selbst oder Eur Sohn je gebraucht?

R. Nein bei meiner Seelen.

Wie ist das Bein zu Euch kommen?

R. Ich weiß nicht.

Wenn habt Ihr das Bein erst gefunden?

R. Ich habe daßelbe immer da gesehen, ich bin da groß gewachsen.

Wer hat daßelbe zu erst gefunden?

R. Ich habe ihn zu erst gefunden.

Da Ihr daßelbe funden, habt Ihr selbiges Bein jemanden gezeigt?

R. Nein, denn ich wußte nicht, waß es für ein Knoche sey.

Da Ihrs nicht gewust, waß es für ein Knoch gewesen, warumb habt Ihr selben nicht weggeschmießen?

R. Er hat mich nicht geirrt.

Pflegt man denn solche Bein zu brauchen?

R. Ich weiß nicht.

Hat Eur Sohn waß gewust von diesen Scherben oder auch wol gebrauchet?

R. Ja, er hat dieselben gebrauchet.

Zu waß Ende hat ers gebraucht?

R. Ich weiß nicht, es mögte ihm eine Schieber[1] in den Finger gegangen seyn.

Wo habt Ihr die Wurtzel genohmen?

R. Ich habe dieselbe von einen Walachen umb ein wenig Brodt gekaufft.

Zu waß für Ende habt Ihr die Wurtzel gekaufft?

R. Wenn die Borstige krank seyn, so braucht man solche Wurtzel.

Habt Ihr sie iemahls gebraucht?

R. Nein, so wahr als Christus der Herr den heutigen Tage geschaffen.

Hat sie Ihr[2] Mann gebraucht?

R. Nein, niemahls.

Waß ist das für ein Strohwisch, so in Ihrem[2] Stall ist gefunden worden?

R. Er dienet vor die Nachtsfahrer oder Hexen, welches ich von alten Leutten gehöret.

Von waß für alten Leutten?

R. Ich weiß nicht.

Wer hat denselben dahin gethan?

R. Wir haben denselben daselbst gefunden, als wir dahin kommen seyn.

Wie lang ists, daß Ihr Hexerey getrieben?

R. Ich habe nichts gelehrent.

Wenn Ihr aufs Waßer kompt und schwimbt, waß werdet Ihr von Euch selbst urtheilen, waß wird man Euch thun?

R. Das weiß Gott.

---

[1] Sächs. = ein Spänchen. [2] Sächs. = euer, eurem.

Werdet Ihr aber schwimmen?

R. Ich weiß nicht, ich bin gerecht.

Hat Ihr[1] Mann von diesen Sachen allen gewust?

R. Ja, außerhalb dem Todtenkopff und den 2 Menschenbein.

Von wem habt Ihr gelernet?

R. Ich habe nichts gelernet.

Filius Georgii Schobels wirdt auch examinieret und bekennet folgendes:

Kennet Ihr diese Sachen?

R. Ich nicht.

Wißet Ihr, waß in diesen Scherben ist?

R. Nein.

Habt Ihr waß drauß gebraucht?

R. Nein, niemalß auß keinem.

Waß wißet Ihr von diesen Sachen?

R. Ich weiß, daß in dem größten Scherben Schmeer und in dem Topffchen Heffen gewesen.

Wer hat die Heffen in das Topffchen gethan?

R. Meine Mutter.

Was wißet Ihr von der Wurtzel?

R. Meine Eltern haben sie gekaufft.

Zu waß Ende?

R. Den Vorstigen die Drüsen zu heilen.

Habt Ihr selbe gebraucht?

R. Ja, als die Vorstige einmal so sehr fingen an zu sterben.

Wie lang ist Ihr[2] Vatter mit Hexerey umbgegangen?

R. Ich habe von ihm nichts gesehen.

Habt Ihr gewust, daß dieses Menschenbein in Ihrem Hause gewesen?

R. Nein.

Wißet Ihr, daß Ihres Vatters Kühe Löcher in den Hörnern gehabt?

R. Ja.

Wer hat selbige darin gemacht?

R. Ich selber.

Zu waß für Ende?

R. Damit den Kühen die Milch nicht genohmen werde.

Wer hat Euch das gelehret, daß es dafür diene?

R. Ein Fourier.

---

[1] Sächs. = euer.

[2] Sächs. = euer, auch im folgenden.

Hats waß geholffen?

R. Nein.

Sehet wohl zu, waß Ihr saget, denn Ihr habet auch auß den Scherben der Salbe gebraucht?

R. Nein, ich habe der keine gebraucht.

Auß sothanen Fassionibus werden die Contradictorien conferrieret, welche folgendermaßen lauten:

Vir. Erstlich sagt der Vatter von wegen des Strohwisches, so sich im Stall gefunden, daß Er denselben gemacht, auch selber dahin gethan, weil er für die Nachtsfahrer gutt sey.

Uxor. Die Schobelin sagt, daß sie denselben da gefunden als sie noch dahin gezogen wären.

Filius aber spricht: Es hatte denselben ein Soldat, so daselbst im Quartier gelegen, dahin gethan, weil er vor die Nachtsfahrer gutt sey.

V. Der Schobel bekennet, daß in dem mittlern Scherben seyen Unschild(!) Grüwen.

U. Die Schobelin sagt, es sey geschmoltzen Bachfleisch.[1]

V. Der Schobel und Filius sagen, es seyen in den Töpffchen Bierheffen.

U. Die Schobelin sagt, es sey Honig.

V. Der Schobel bekennet, daß er das Fette auß dem kleinsten Scherben gebrauchet, einmahl auff den Fuß und einmahl auff den Finger.

U. Die Schobelin bekennet: Nein, wir habens nie gebraucht bei meiner Seelen.

V. In specie bekennet der Schobel, der Sohn hätte deßelben Fette auch gebraucht und davon gewust.

U. Filius sagt: Nein, er habe deßen niemahl gebraucht, viel weniger davon gewust.

V. Der Georg Schobel bekennet, er habe den Menschenknochen im Hause erst gefunden.

U. Sie bekennet, sie habe denselben zuerst gesehen.

V. Der Schobel sagt: Er habe den Menschenknochen alsbald gekennet.

U. Die Schobelin sagt, sie hätten den Knochen nicht alsbald gekennet.

V. Auff die Frage, ob der Knochen zu waß dienlich wäre, antwortet der Schobel, ja, er diene zur Artzeney, welches ihm sein Weib gesagt hätte.

[1] Sächs. = Speck.

U. Ad eandem quaestionem respondet uxor, sie wiße nicht, wozu er dienlich wäre.

V. Von der Wurtzel bekennet der Schobel, daß er dieselbe um einen Polturacken[1] von einem Czekel gekaufft.

U. Die Schobelin sagt: Sie hätte die Wurtzel von einem Walachen umb ein wenig Brodt gekaufft.

V. Der Schobel und Filius bekennen, daß sie die Wurtzel gebrauchet und ihren Schweinen die Drüsen damit geheilet.

U. Die Schobelin leugnet und sagt: daß sie die Wurtzel niemahls gebrauchet, so wahr als Christus der Herr den heutigen Tage erschaffen.

V. Als der Georg Schobel gefraget wurde, wenn er auffs Wasser solte kommen und schwimmen, waß ihme werde widerfahren, gabe er zur Antwort: Man wirdt mir mein Recht thun.

U. Ad eandem quaestionem respondebat uxor: Das weiß Gott.

Weiln die Contradictorien in vielen Stücken sehr widerein ander und dubiös seyn, haben wir den 28 Martis die quaestiones mit Georgio Schobel weiter formieret.

Habt Ihr auch eine Tochter?

R. Ja, ich hab eine.

Ist euer Tochter so gutt als Ihr oder ist sie beßer?

R. Sie muß beßer seyn, denn man hat von ihr noch nichts geredet, von mir aber sehr viel.

Glaubt Ihr, daß diejenigen, von denen viel geredt wirdt des Verdachtes wegen, so gutt seyen als die von denen nichts geredt wirdt?

R. Die seyn ja beßer, von denen man nichts redet, als diese[l]ben, von denen viel geredet wird.

Waß haltet Ihr denn von Euch selber, in deme man so viel von euch redet?

R. Die Leutte können nichts wißen, obs also sey waß sie reden, denn Gott kann allein ins Liecht und Tunkel sehen.

Interim in discursu refert: Wenn ich ein Trudt wäre, so wolte ich ja bekennen, denn ich weiß, daß solche Leutte nicht ungemartert bleiben, welches ich zugesehen. Werde ich aufs Waßer gethan und schwimmen, so wird man mir mein Recht thun.

Wißet ihrs denn, wie kompts, daß die Hexen schwimmen?

R. Darumb, daß sie dem leidigen Teuffel dienen, und sich ihm verschrieben haben.

---

[1] Eine kleine Münze.

Schwimmen denn alle Hexen?

R. Ich habe noch von keiner gehöret, die unten gesunken wäre, so man auffs Waßer gethan hätte. Die sich dem Teuffel verschrieben haben, die schwimmen.

Wie pflegen sich denn die Hexen zu verschreiben?

R. In deme daß sie dem Teuffel dienen wolten.

Auff waß Arth und Weise?

R. Das kan ich nicht wißen, denn sie sind gar mancherley. eine hat dieses, die andere ein anderes gelernet.

Interim refert: Wenn ich schwimmen werde, so werde ich ja ein Trudt seyn.

Item: Wenn man manchen so auff den Peltz schlagen solt, wie man mich drauff schlägt, es mögte ander Staub drauß fahren.

Wenn ihr gleichwohl schwimmen möget wolt ihr ihre Sünde bekennen?

R. Endlich und endlich will ich sie ja bekennen.

Habt ihr von eurem Weibe waß von dergleichen Hexerey gesehen?

R. Nein.

Abermahl referieret Er: Mein Weib hat mich erstenmahls wegen der Hexerey nicht nehmen wollen, hat also noch ein Jahr zu Schäßburg gedienet. Endlich hab ich ihr versprochen, daß wofern sie waß von mir sehen werde, soll sie es ihren Eltern sagen und an Tage geben.

Auff welche meinet ihr das obige, da ihr saget: Wenn manchen so solt auff den Peltz schlagen rc. Wer seyn dießelbe?

R. Ich weiß zwar niemanden, aber es ist unmöglich, daß wenn man auff manche die ganze Gemeindt solt zu Zeugen stellen, wie auff mich, daß nicht etwaß solte herauskommen.

Ferner wird die Georg Schobelin auch fürgestellet und auff ihres Mannes Fassion gefraget:

Nachdeme man Euch erstenmahles gefreuet, habt ihr auch ihrem Mann abgesaget und darnach noch ein Jahr zu Schäßburg gedienet?

R. Ja, es ist dem alles also.

Ist eure Tochter so gutt wie ihr oder ist sie beßer?

R. Sie ist so gutt wie ich bin.

Waß werdet ihr von euch urtheilen, wofern ihr schwimbt?

R. Wo ich schwimm, so wird mir darnach mein Recht geschehen.

Woher wißet ihr[1], daß alle denen, die da pflegen auf dem Waßer zu schwimmen, ihr Recht geschehen muß?

R. Daher, weil das Waßer keinen ungerechten Menschen leidet. Schwimme ich, so wird man mir mein Recht thun.

---

[1] fälschlich ist geschrieben

Seyn denn mehr Zauberer hier als ihr?

R. Es seyn ihr ja mehr, das kan sich E. [ure] f. [ürsichtig] W. [ohl] W. [eisheit] wohl einbilden.

Sententia: Demnach ein löbl. Gericht beyder Parthen Proposition, Replic, allegata (!) testium fassiones in genaue Consideration gezogen und gewißenhaft bedacht der sehr verdächtigen Umbständen, ist die in causam attracti als Mann und Weib vielfältig in dem Zeigen Verhör wegen ihres geführten magischen und von dem leidigen Teuffel herrührenden Leben, aggravieren das Nothwendige erfoderende Examen mit beyden zu halten, vermittels die propriam oris confessionem ebender auß ihnen zu bringen, so auch auß dem Mann gebracht, weiln aber das Weib bey selbigem sich sehr halßstarrig und obstinat erwiesen, dem löbl. Judicat mit ihr stricte zu verfahren Anlaß gegeben, das verstockte Gemüth mit denen scharffen und peinlichen Fragen zu belegen, wo dann selbiges durch die schwere media Tortura ihr zauberisches und unchristliches Leben vielfältig bekennet. Wenn demnach ein hiesiges löbl. Gericht so wohl ex dictamine legum divinarum, naturae et civilium positivarum dictante aurea aequitatis regula, von welcher als der Äquität alle Leges dependieren, vor Recht befunden, daß beyde Mann und Weib als J. wegen ihres bißherigen geführten Teufflischem Lebens auff ihr selbst eigen Bekäntniß, andere dergleichen Zaubern zum abscheulichen Exempel, durch das Feur vom Leben zum Todte sollen gebracht werden.

Undt dieses von Rechts wegen. M. Eysenburger.

Proba den 29 Martii feliciter peracta, Georgius Schobel coram tortore intorsus fatetur sequentia:

Erkennet ihr euch endlich für einen armen Sünder?

R. Ja, ich erkenne es, ich bin ein Sünder.

Seid Ihr auch mit dergleichen Zauber Sünden behafftet?

R. Ja, ich habe mit denen Theil gehabt.

Was habt Ihr lernen zaubern?

R. An Gütter[1] und Früchten Schaden zu thun.

Habt Ihr denn iemanden einigen Schaden zugefügt?

R. Der Thieß Gedderthin habe ich eines umbgebracht und getödtet.

Wie und auff waß Art und Weise?

R. Ich habe es todt geschlagen.

Mit waß?

R. Mit den Händen.

---

[1] Sächs. getter = Rindvieh.

Sagt mir doch die Wahrheit.

R. Ich habe ihm auch eingegeben.

Waß hat [1] ihr ihm eingegeben?

R. Von der Salben auß dem kleinsten Scherben.

Wust euer Weib davon?

R. Nein.

Könnet ihr auch Menschen tödten?

R. Nein, denn ich habe die Arth nicht gelernet, sondern nur an Früchten und Viech schaden.

Wie viel Arthen seyn denn der Zauberkunst?

R. Es seyn mancherley. Etliche 1. können am Viech, 2. etliche an Früchten, 3. etliche an Butter, 4. etliche an Milch, 5. etliche an Menschen, 6. etliche an Geldt schaden.

Welches unter diesen habt ihr gelernet?

R. An Viech und Früchten schaden.

Hat euer Weib auch diese Arth gelernet?

R. Nein.

Interim dicit: Wir seyn zwar beysammen gewesen, aber sie wils nicht gestehen.

Wer hat euch gelehret?

R. Von andern hab ichs gelernet, welche schon loß seyn.

Wie und auff waßfurley Arth?

R. Ich habe dem Teuffel gedienet und mich ihm verschrieben und einen Bundt mit ihm gemacht.

Indeme ihr vorher bekennet, das alle die Hexen einen Bundt mit dem Teuffel gemacht, auff waß Arth und Weise verschreibt man sich dem Teuffel?

R. Ignorando.

Alles waß euch der Teuffel eingebildet, ist erlogen!

R. Ja, das erfahre ich ietzo.

Habt ihr euer Weib auch gelehret?

R. Nein, ich wolte sie lehren, aber sie wolt nicht.

Seyn denn mehr Zauberer hier als ihr?

R. Ja, es seyn ihr noch viele.

Welche seyns?

R. 1. Die alte Georg Kraufin. 2. Pitter Ehrmannin. 3. Die kleine Blächin bey dem Martino Schnell. 4. Simon Schnellin. 5. Jeremias Kinnin. 6. Hans Hirlingin die ältere. 7. Daniel Schnell.

[1] Sächs. = habt.

Wißet ihr auch keine außwältzige?

R. Zu Cloßdorff ist der 1. Chrestel Herberth und 2. N. N. Krettsch.

Haben diese alle eine Kunst gelernet?

R. Nein, denn die Nr. 1 kann mit allerhand Arthen 2. und 5. mit Viech und Gütter 3. Viech und Menschen verderben 5. mit Butter und allerley.

Seyn ihr den keine mehr?

R. Ja, es seyn ihr noch gar Viele, aber sie seyn nicht auß unserer Compagnie, denn wir haben 2 Gesellschaften.

Wo und an welchem Orth kompt ihr zusammen?

R. Bald hier, bald dort, wir haben eine Reise und Ordnung.

Habt ihr eure Kinder auch gelehret?

R. Nein.

Auß welchem Scherben habt ihr euch eingeschmeret?

R. Auß dem kleinsten.

An welchem Orth habt ihr euch geschmeret?

R. An dem Gemächt.

Mit waß?

R. Mit einer Gänsefeder.

Auß waß bestehet die Salbe?

R. Auß Teuffels Kunst und sonst vielerley, welches ich nicht weiß.

Wer hat euch gelehret?

R. Die alte Crausin Nr. 1.

Wie vielerley Ingredientzen seyn in der Salben?

R. Sie wolt mirs nicht sagen, sondern sagte: Es wäre nicht gutt, wenn mans einem ieden sagt.

Hats euer Weib denn in acht genohmen, daß ihr so Hexerey getrieben?

R. Ja.

Was sagt Sie, wenn sie die Scherben sahe?

R. Sie schalt mich und sagt: Waß habt ihr vor euch, wem dienet ihr, warumb laßet ihr nicht davon?

Wo kommet ihr am meisten zusammen?

R. Zur alten Crausin. Dießelbe ist die Heerführerin.

Habt ihr denn auch gewiße Gradus und Ordnung?

R. Ja. Die Nr. 1. ist die Heerführerin, die Nr. 4. ist die Geigerin.

Wo hat und hält sie die Geige?

R. Sie führet dieselbe in einer Nußschale.

Waß macht ihr denn, wenn ihr zusammen kompt?

R. Erstlich schleppen wir zusammen, dar nach seyn wir fröhlich beysamen.

Woher nehmbt ihr die Unkosten?

R. Bald hieher bald dorther.

Waß ihr jetzo bekennet, ists die Wahrheit, oder hat ihr solches auß Furcht für der Marter bekennet?

R. Die schlechte Wahrheit ist es und nicht anders.

Uxor Georgii Schobels addmitur et examinatur.

Bekennet eure Sünde auch und thut Buße, schaut euer Mann hat sie guttwillig bekennet und ist ungemartert davon kommen.

R. Ich weiß von nichts.

Habt ihr auch gekunth zaubern?

R. Nein, ich habe nichts gekunth.

Fertur ad torturam et pice stillata fatetur:

Seyd ihr eine Zauberin?

R. Das Wasser hat mich zu einer gemacht.

Von wem habt ihrs gelernet?

R. Wenn ich waß kan, so hab ichs von meinem Mann.

Ferro uritur dicitque: Wie soll ich diese Marter außstehen, mein Mann hat mich in dieses gebracht.

Wie hat Ers euch fürgegeben?

R. Gar gutt hat Er mirs fürgegeben. Praetereaque nihil.

Vir denuo examinatur:

Hat euer Weib denn nicht gelernet?

R. Nein, ich habe sie darumb geplagt, aber sie hat nicht lernen wollen.

Hat sie denn waß von euer Hexerey gewußt?

R. Ja.

Wenn ihr des Nachts fortreiset, geht der Leib mit oder nicht?

R. Nein, der Leib bleibt still liegen, also daß es ein Gerechter offt nicht merken kan.

Waß gehet denn auß?

R. Der Geist.

Wie vereiniget Er sich denn wieder?

R. Gar schnell als wenn er nie außen gewesen wäre.

Wer macht und bereittet denn die Salbe?

R. Der Feind macht und giebt sie.

Waß giebt man ihm dafür?

R. Daß man ihm dienen wolt.

Kan sich ein Gerechter mit der Salben behelffen?

R. Nein, er muß sich erst dem Teuffel übergeben.

Wenn sich euer Weib hätte laßen überreden, sie wolt lernen, wie hättet ihr sie gelehret?

R. Ich hätte nur jenen geruffen und sie mit der Salben eingeschmieret.

Wenn ihr ihn geruffen, in waß fürley Gestalt wäre er kommen?

R. Er kompt bald wie ein Hund, bald wie eine Häne.

Kompt er auch mit in die Gesellschafft?

R. Ja.

Haben sie auch bestimpte Zeit, wenn sie fort und wieder zuruk kommen?

R. Sie könten alle Tag und Stundt zusammen kommen, doch thun sie solches meistens in der Nacht, wenn die Leutte im ersten Schlaff seyn biß zur Hannenkräth.

Wie nimpt denn die Hexe einem andern das Corn?

R. Die Kröthen bringens zu.

Wie nehmen sie die Milch?

R. Sie ziehen und melken die Kühe, auch bißweilen an der Atz[1].

Kompt denn die Milch auß den Atzen?

R. Nein, sie kompt doch vom Viech.

Ultima die et Mensis ac Vitae Attractorum simul fatetur:

Woher seyd ihr so reich worden?

R. Wir haben den Seegen nicht von Gott sondern von Teuffel.

Georg Schobelin wird gefragt: Wie habt ihr denn gelernet?

R. Es ist mir unsichtbar und unwißend zukommen.

Uxor virum alloquitur hoc modo: Höret, sagt mirs doch vor unserm letzten Ende, wie und wenn habt ihr mich gelehret, daß ichs nicht gewust noch empfunden habe? Respondet: Es ist Euch in eurem Krankbette zukommen, als ihr unsren Georg gehabt.

Darauff seyn sie beyde ad locum executionis Magicae destinatum außgeführet und exequieret worden, unterwegens aber hat Georg Schobel referiert: Dahier kompt eine schöne junge Frau, welche nichts beßer ist als ich, et haec fuit neptis Nr. 1. Ducis, uxor Mich. Folberth jun.

4. Prozeß gegen die Georg Herberthin.

Anno 1700 die 6 May comparuit Actor Georg Herberth klaget wieder Inctum Michaelem Folbarth, undt giebt vor, wie daß sich A. mit I. in etwas wegen eines Zaunes gezanket, indeßen seye I. in der Nacht darauff ein Pferd krank worden, da hätte I. zu Actoris Bruder gesagt: Ich habe euren Bruder im Verdacht, er hätte mir mein Pferd verritten, ihr müst ihms untersagen, oder ich werde ihn thätigen.

[1] Sächs. = Zaunstütze.

Pro secundo habe I. Weib etwas geredet, daßelbe begehre Actor zu beweisen.

Resp. I. Es seye dem also, daß sie sich auff dem Felde mitt einander gezanket, undt indeßen sey ihm ein Pferd krank worden, so habe Er freylich die Gedancken auff Actorem.

Pro secundo, hat mein Weib etwas geredet so stehts zu beweisen.

Testes Actoris.

1. Test. Georg Schmied Annor. 76 Citatus juratus et fassus est: Daß Ihn A. deßwegen gestellet, weil Er bey A. ein Zeitlang gewohnet, als solte Er sagen, ob Er waß übels von ihm gehöret oder gesehen, so habe Er nichts gehöret noch gesehen weder von A. noch von seinen Eltern.

2. Testis Johann Müller annor. 56 j. e. f. Weiln ich mit A. ein Knecht gewesen, als solte ichs sagen ob ich waß von ihm gesehen, so habe ich gar nichts gesehen.

3. et 4. Test. Michael Folbarth undt Simon Merten simul fuere, j. e. f, daß sie A. zu I. geschickt undt ihn fragen laßen, ob Er die Worte noch gestehen wolte, waß Er durch Actoris Bruder A. zugeschickt undt verkündigen laßen? R. Ja.

5. Testis Martin Müllerin an. 66 j. e. f. idem quod Test. 1.

6. Testis Stephanus Vagner annorum 50, j. e. f. daß I. Weib zu ihm kommen, undt zu seinem ältesten Sohn gesagt: Du hast meyn ich auch gesehen, daß man gemolken. R. Er habe nichts gesehen. So hat sie zum jüngsten Sohn gesagt: Oder bistu es? einer unter euch beydn soll waß gesehen haben: unterdeßen stehet Anna Gedderdin an der Thür undt höret zu.

7. Testis Stephan Vagner filius praecedentis junior annor. 27 j. e. f., daß I. Weib zu seinem Vatter kommen, undt im Hoff zu seinem Bruder gesagt: Stephan Vagners Sohn solls ja auch gesehen haben, daß man gemolken hat, aber Testis Bruder habe nichts gesagt, unterdeßen habe Anna Gedderthin solches gehöret undt A. Bruder oder Advocaten entdecket.

Testes Incti.

1. Testis Jeremies Ludvig circ. annor. 46 j. e. f. Wir haben offt Waßer zu A. gehohlet, so hat A. Weib einmahl zu meinem Sohn gesagt: Er solte nicht Waßer da hohlen, sonst wolte sie ihn mit einem Priegel heraußschlagen, hat ihm auch gedräuet, drauff ist uns innerhalb 8 Tagen ein schönes Füllen krank undt verhext worden, so haben wir die Gedancken auff A. gehabt. Item Einesmahls ist mein Sohn mit A. Sohn auß-

geritten, da hat unser Hund ein Röhe gefangen. So haben wir A. auch etwas davon geschickt, so hat A. Weib gesagt: Habt ihr das Fleisch gefreßen, so magt ihr auch die Beine freßen, undt ist sehr ungedultig worden, da ist uns nach etlichen Tagen ein schön junges Füllen verhext worden, so haben wir gleichwohl die Gedanken auf A. Weib gehabt. Hanc fassionem in examine Generosi Domini de Franckenstein negat.

2. Test. Michael Ludwig ann. 40 j. e. f. Vorm Jahr haben wir mitteinander sollen reysen, so sagte A. ich solte beßer Pferd anspannen, so hab ich mich wollen excusieren, da haben wir uns gezanket, daß er meinetwegen auff der Fastnacht ist gestrafft worden [1], am andern Tag nach der Fastnacht ist mir eine Kuhe plötzlich umbgefallen undt gestorben, da haben wir das Hertz besehen, so hat es ein Loch innen gehabt.

3. Test. Michael Ludwig annor. 23 j. e. f. Ich bin mit A. Sohn außgeritten, so hat A. Sohn gesagt und gefragt: ob wir auch den Pferden Morgens Haber geben? so habe ich geantwortet: Ja wir geben ihnen wenig, ihr denn, gebet ihr denselben auch? R. Nein, wir geben ihnen ein wenig von der Wurtzel, da fragte ich, von waß vor Wurtzel? Aber Er wolte mir darauff nichts antworten.

4. Test. Martin Schuster annor. 33 j. e. f., daß ihn I. in der Freytag zu Nacht zu sich geruffen undt gebetten, Er solte ihm ein krankes Pferd auffheben, wie Er hinkommen, habe Er gesehen, daß ein schönes Pferd da gelegen undt sehr verhext gewesen, so haben sie es wollen auffheben, unterdeßen sey ihm so dürb [2] worden, daß Er bald hätte umbfallen müßen, endlich sey es ihm doch beßer worden, so haben sie es vor Tod herauß und in einen andern Stall hineingeschleppt, am andern Tag als Freytag hat Inctus Actorem angeredet, so ists darauff biß Sonnabend zu Morgen mit dem Pferd beßer worden, also, daß es gestanden und freßen. Item Unser Soldat ist zu A. geseßen 8 Tag vor Ostern undt hat A. Soldaten ein Camisol machen sollen, so kompt A. Weib undt sagt: Der Soldat hätte sie zu uns geschickt, wir solten ihm Milch schicken zum Früstück, so hat mein Weib mit unserm Mädel geschickt, wie es zu A. hinein kompt, so sitzt der Soldat auff dem Tisch undt arbeitet, schauet hinter sich undt spricht: Ist das nicht meines Wirthens Mensch? antwortet A. Weib: Nein, es ists nicht. Bald darauff kompt unser Soldat zu Hause undt will eßen, so sagt mein Weib, sie hätte ihm ja die Milch geschickt, da sagt der Soldat, ich hab mein Lebetag keine Milch geßen,

[1] Zur Fastnacht der Richttag, wo die Nachbarschaft die Vergehen gegen die Nachbarschaftsordnung straft.

[2] Sächs. = darw schwach.

ich hab auch keine hohlen laßen, es ist alles erlogen und das hat sie auch anderswo probieret.

5. Testis Petrus Folbarth annor. 30 j. e. f., daß Er langher gehöret, daß die Leute A. im Verdacht der Zauberey gehabt, insonderheit weil A. immer so gutte Pferd hätte.

6. Testis Georg Klein annor. 38 j. e. f.: Wir haben ihn immer im Verdacht gehabt der Gütter wegen.

7. Testis Petrus Vagner annorum 39 j. e. f.: Ich habe gehöret, daß die Leute A. immer im Verdacht gehabt undt gesagt: Waß für schöne Pferd haben A., da sie doch nur wenig Futter haben.

8. Testis Paul Bitsch annor. circit. 36 j. e. f. in omnibus punctis idem quod Testis 4.

9. Testis Georg Schnellin annor. 47 j. e. f.: Actoris Weib holet einmahl Feuer zu uns, undt wir sind in den Gedanken gewesen, sie hätten selbst Feuer gehabt.

10. Testis Michael Roth annor. 80 j. e. f., daß A. Weib Großmutter zu Testis Weib gesagt: Sie könne weiter nichts als ihren eigenen Nutzen daheim behalten.

11. Testis Jeremies Schullerin annor. 70 jur. et f.: idem quod Testis praecedens, daß sie es zu ihrer Mutter geredet.

12. Test. Michael Schmiedin ann. 60 j. et f. Weiter weiß ich nichts, als wenn A. Weib hat gebacken, haben wir uns verwundert, wo sie es genohmen, damit sie so geschmieret hat.

13. Testis Georg Schnell annor. 24 j. e. f.: Die Nachbahr haben A. wegen der Gütter immer im Verdacht gehabt.

14. Testis Petrus Kauntz annor. 39 j. e. f. Ich habe gehört, daß einer gesagt hat, Er hätte A. Weib gesehen vom Melken kommen. Item Ich habe mich mit A. wegen einer Reise gezankt, so hat Er mir gedreuet, ich solt es nur im Sinn halten. Vier Tag hernach, in der Freytag zu nacht ist mir ein guttes Pferd plötzlich krank worden, undt den andern Tag gestorben; so bin ich in den Gedanken gewesen, als sie hätten mir solches verhext, weil A. den Tag als das Pferd krank worden, neben mir hingefahren.

15. Testis Hanus Merten annor. 29 j. e. f. Wir haben eine Kuhe gekauffet, von einem Denndörffer, dieselbe haben wir 3 Wochen im Stall am Heu gehalten, also daß sie nicht ihrer Viel gewust, derselben haben wir fürtrefflichen Nutzen genohmen, so daß meine Mutter in den 3 Wochen 2 achtel Butter davon gemacht, endlich haben wir selbe herauß gelaßen undt bey die Heerde getrieben, haben aber von der Zeit

an derselben keinen Nutzen nehmen können, so daß wir dieselbe verwechseln müßen einem Muckendörffer, von selbigem hat sie A. noch denselbigen Tag abgewechselt, undt die ist wieder gutt worden, daß A. derselben gutten Nutzen genohmen, eben wie wir zuvorn, da sind wir in die Gedanken gerathen, A. habe uns den Nutzen genohmen, weil er die Kuhe gewechselt, undt uns nicht einmahl gefraget, waß es für eine Kuhe sey? Item habe ich gehöret, daß Stephan Schullerin gesagt: A. Weib habe ihr einmahl Flachß außgewäschen undt vermeynet, er wäre ihr, hätte doch endlich denselben müßen folgen laßen, sey auch dartzu gestrafft worden, darauff sey gedachten Stephan Schullerin ein Mädlein gestorben, so hätten sie die Gedanken auff A. gehabt.

16. Testis Paul Schnell junior, annor. 24 j. e. f. daß A. Weib 8. Tag für Ostern zu ihnen kommen undt Milch begehret, so habe Testis Mutter derselben gegeben, undt das sey eben an dem Tage gewesen, als sie zu Testi 4to kommen. Item daß sie zu T. 4to nempe Martino Schustern im Nahmen des Soldatens Milch gehohlet, und daß der Soldat gesagt: Er hätte sie nicht verlangt. Item habe Er gehöret, daß Stephan Schullerin A. Weib im Verdacht hätte.

17. Test. Georg Schnell annor. 46 j. e. f., daß es zwar böse Leuthe seyen, insonderheit A. Weib, neidisch, zankhafft etc. item daß A. Soldat zu Test. kommen undt gesagt: Mein Wirthin ist gewißlich eine Hex.

18. T. Bonyta János, Pastor equorum annor. 52 j. e. fass. daß Er A. Sohn einmahl bey der Stude [1] geschlagen, weil Er nicht gutt gehüttet, so habe er gedreut und gesagt: Wart nur du solt mirs gutt bezahlen, es soll nicht lang anstehn. Bald darauff innerhalb 8 Tagen bin ich krank worden und gantz verderbet, also daß auch eine Walachin, welche mich hat wollen curieren gesagt: Es wäre mir von Leuten, auch die Leute haben gesagt: Jetzund mustu bezahlen daß du Jenen geschlagen hast. Item daß A. Weib denen Hirten das Brod immer mit Zank gegeben, einemahl hat sie gar schwaches geben, so bin ich ihr zu Hause gangen, undt gesagt: Wie ists, daß ihr den Hirten das Brod immer mit Zank gegeben, da sie es doch so gröblich verdienen? Da ist sie beschweret worden, darauff hab ich gesagt: Hohl dich der Teuffel mit Deinem Brod, ich will dirs nicht mehr heischen, drauff ist mir das eine Aug verdorben, so habe ich die Gedanken auff A. gehabt.

19. Testis Stephan Bagner Senior, annor. 50 j. e. f.: Einmahl des Morgens frühe kame A. undt hatte in ein Säckelein Wurtzel ge-

[1] Sächs. = stoat, die Pferdeheerde.

graben, so habe ich daher die Gedanken genohmen, er mögete damit der Gütter waß machen, denn Er kann innerhalb 5 Wochen einen Bachen oder Speck handsdick mästen.

20. Stephan Wagner jun., annor. 27 j. e. f.: Einmahl als ich mit Georg Schnellen im Dorff huttet, so waren wir in einem Backoffen, da sagt Georg Schnell: Komm Stephen schau, hier kompt A. Weib vom Melken, darauff kam ich herauß, undt schaute ein Weib in A. Hoff hineingehen, da gieng ihr Georg Schnell nach, undt schaute an dem Fenster, kam und sagte: Sie ist in die Stuben gegangen, Sie hat ein guttes Feuer.

21. Test. Georg Schnell annor. 39 j. e. f.: Daß Er einesmahls mit Test. praecedente ein Gaßenhütter gewesen, und gegen Morgen umb 3 Uhr ein Weibsbild gesehen durch einen wüsten Hoff [1] daherkommen, er sey hin gelauffen zu sehen, wer selbe sey, biß Er aber hinkommen, seye selbe zu A. hineingangen, und keinen Krantz aufgehabt, habe entwedder ein Schaff oder einen Schochtert in der Hand gehabt, und wie sie hineinkommen, habe sie selben auf den Tisch gesatzt.

Item Einesmahls als ich Georg Pildern dienete, wolte ich sehr frühe außreiten undt Graß hohlen, wie ich in Hoff hinauß kam, so sahe ich eine unter einer Kuhe sitzen undt melken, wie sie mich aber in acht genohmen ist sie davon gesprungen, daß ich Sie nicht kunte von Angesicht erkennen, habe doch die Gedanken immer auff A. Weib gehabt. Item Einesmahls habe ich mit A. Heu gemacht, so hat A. gesagt: Ich meyne nicht daß Georg Schobel auch derley einer wäre, denn ich habe nichts von ihm gehöret, glaube auch nicht daß das Waßer eine rechte Probe sey.

Anno 1701 Die 17. Dezemb. wurde in Actione Georgii Herberths undt seiner Frauen ferner procedieret, ubi I. Michael Folbarth folgende Zeugen einstellet, A. aber pro Advocato seinen Bruder constituiertt nehmlich den Hanus Herberth. Quaeritur I. A. Advocatum, an habeat quid contradicendi contra Testes? Resp. Nihil.

1. T. Martin Klein annor. 60 c. j. e. f. Zeuge wiße, daß I. sich immer zankhafftig erzeiget gegen die Leute, auch haben sie die Soldaten eine Hexe gescholten, wornechst sie zum Zeugen kommen undt ihn gefraget, ob die Soldaten sie eine Hexe hießen, darauff T. gesagt: Ja, Er hätte es gehört, auch daß sie ehrliche Leute schelten, aber daß T. waß von Hexerey wüst oder gesehen, könne er nicht sagen.

2. T. Georg Wagner annor. 64 c. j. e. f. Ich weiß, daß die I. bey den Leuten immer suspect gewesen, undt bey dem Backen, ob sie schon wenig Mehl gehabt, habe sie doch fur allen andern mehr, auch

[1] = ein unbebauter, nicht bewohnter Hof.

schöner Brod gehabt als die übrige Weiber, item habe sie mehr Butter als die so viel Viehe gehabt, gemacht. Porro interrogatur I. ab A. ob er noch waß einzuwenden hätte: R. Ja. Nachdeme das Zeugniß eingenohmen worden, habe sich des Georg Herberths Sohn Georg, mit diesen Reden gegen den I. hören lassen: Es soll nicht lang anstehen, ihr solt eure Hände wenden; nachgehends in der 3ten Wochen seye I. ein Pferd gestorben. A. protestieren undt begehren solches docierter allegando: Wenn auch diese Reden geschehen wären, wäre solches dahin zu deuten, daß wo I. den Proceß verspielen thät, würde es ihm hart fallen.

3. T. Georg Schnell annor. 25. j. e. f. Ich habe gehöret, daß Georg Herberths Sohn zu I. gesagt: Köß nur köß,[1] du wirst noch deine Hände wenden, nachgehends seye I. ein Pferd gestorben.

4. Test. Michael Lodwig annor. 40 c. j. e. f. Von der Zeit her, daß ich gezeuget, bin ich immer unglücklich, in deme mir auch ein gesund undt junger Ochs gestorben. Es ware dem Ochsen das Haupt biß zur Brust sehr geschwollen. Item habe A. ihm an den Tag, als Er gezeuget, begegnet undt gesagt: Ich weiß schon waß ihr gezeuget habt. Auch sagte Testis ferner, daß wofern die Obrigkeit den Georg Herberth nicht hart bedräuen würde, würden die Leute für ihm nicht bestehen, insonderheit der I., die beyde A. seien immer im Geschrey gewesen.

5. T. Martin Schuster annor. 38 c. j. e. f. pariter affirmat fassionem antea lectum.

6. T. Paul Bitsch annor. 36 c. j. e. f. affirmat fassionem antea depositum, de caeteris nihil.

7. T. Hanus Merten annor. 36 j. e. f. affirmat fassionem antea lectum. Item: Umb das, weiln Er gezeuget, wolle A. ihn in die Schulle führen, ein Pferd seye ihm nach dem Zeugniß gestorben, aber noch vor dem dreuen habe Testis vermeynet: Es seye verhext gewesen. Item habe Inctus den Zeugen zu A. geschickt, undt andeuten laßen, daß I. Willens wäre zu Schäßburg Zeugen einzuholen, wenn A. mit wolte, da denn A. Sohn gegen Zeugen gesagt: Wir wollen ihn die Truden lehren suchen, wo Er sie nicht kann suchen.

Ferner wurde bey Untersuchung der Zeichen das Examen vorgenohmen, undt die Zeugen verlesen, die A. negieren alles.

Anno 1701 Die 9. Septembr in actione 3tia Inctus coram Generoso Domino De Franckenstein Testes sequentes producit.

1. Testis Georg Nußbaumer annor. circ. 52 j. e. f. Ohngefähr fürm Jahr waren der Balten Schobelin Äpfel verstohlen worden, da

[1] Sächs. Kisen = reden, auch in der Bedeutung zaubern.

erlegte Sie zum Richter die Gerechtigkeit, umb die Äpfel zu suchen, da wurde mir T. die Commission auffgetragen, welches ich auch vollzogen, fand dieselbe Äpfel aber nicht, als ich nun zu A. auff die Stube kame, fand ich zwar Äpfel da, aber doch nicht verstohlene, unter anderem sah ich auch viel verdächtige Sachen daselbst, als etliche Töpffe, in welchen unterschiedliche Frucht, als Corn, Gersten, Haber etc. ware. Darauff kame ich undt zeigete solches dem Richter an, welcher sprach: Das ist eben solche Arbeit als zum Georg Schobel, schickte darauff zu mehrem Glauben noch andere 2 Männer als Paul Helvig undt Paulum Schwartz, daßelbe zu besichtigen, welche es auch hoffentlich also befunden.

2. et 3. Testis Paul Helvig annor. 45 undt Paul Schwartz annor. 40 c. j. e. f. Als Georg Nußbaumer die verdächtige Sachen, so er zuvor gesehen zum A., dem Richter reportieret hatte, schickte der Richter uns beyde zu mehrem Glaubniß solches zu besichtigen, so befanden wirs, nachdeme wir auff die Stuben gestiegen, daß in einem großen Fruchtkorb von 2 Cübeln nicht mehr als eine handvoll neuer Haber auff den Boden gestreut war, in 4 Gefäßen in jedem anderley Erbsen, in 2 Gefäßen Bohnen, welche auch nicht einerley waren, in 2 Gefäßen Flachßsaamen, in einem Gefäß ein wenig Gersten, item ein wenig Hirsch, undt 2 metr. tritic. auff dem Boden bloß liegen.

4. Testis Paul Schnell annor. 24 c. j. e. f. Ich habe von meiner Mutter gehöret, daß A. Weib solle zu ihr gesagt haben, wo auch der Schobel waß von mir gesagt hat, so bin ichs nicht allein. Item Einmahl kam A. Sohn zu uns, undt saß neben mir, unter andern fragte ich ihn, wie stehets mit Deiner Mutter Thädig? antwortet Er: es ist nun so weit kommen, daß ich meyne, sie würde auffs Waßer kommen, aber wir fürchten uns nichts.

5. T. Paul Schnellin mater praecedentis annor. circ. 60 j. e. f. Es sagte A. einmahl zu mir, nach dem Georg Schobel exequieret worden: obgleich der Schobel gesagt, Ich seye auch eine Hexe, so bin ich doch nicht eine.

6. T. Hanus Elgyesin ann. circ. 40 j. e. f. idem quod antea filius Paul Elgjes.

N. B. Testis priori loco 1mus Mies Lodvigin addit fassioni suae hoc: Nach deme wir gezeuget hatten, traffe ich bey A. Weib an, welche im Zorn sagte: die, so auff uns gezeuget, werdens doch alle bezohlen müßen, darauff kam mirs in einer Mittwoch zu Nacht in linke Aug, daran ich unsäglich gelitten.

Testis priori loco 6 addit hoc: Einmahl zankete sich A. Sohn

mit I. undt sprach neben andern, wart du solt noch die Hände wenden, nach 8 Tagen starb ein schön junges Roß.

Testis ibidem 15. Hanus Merten addit: Nachdeme wir gezeuget, sind mir 2 Pferd gestorben.

7. Testis Stephan Helvigin annor. 36 f.: Als ich einmahl Flachs ins Waßer zur Röße eingeleget, gienge ich bey den Bach denselben auszuwaschen, fand A. Weib daselbst, welche einen Buißen[1] auß dem meinen außgewaschen hatte, und zwischen den ihrigen gemänget, welchen sie mir zuruckgeben müßen im beysein anderer Weiber, bald darauff ist mir ein Kind gestorben.

8. Martinus Schuster antea etiam T. fassioni suae addit hoc: daß gestern A. zu ihm kommen, und sein Weib der Schwindel wegen, so Testi ins Haupt gekommen gebetten, keine präsumption auff A. zu haben, sondern vielmehr vorm Gericht zu sagen, daß es ihm ohngefähr wäre zukommen.

Instituitur confrontatio, ubi A. ad primi priori loco notati Testis fassionem respondet quoad 1. punctum: Wir wißen nicht, daß T. bey ihrem Leben Waßer zu uns gehohlet.

Quoad 2dum: Ich weiß nichts von Röhefleisch, wenn man mir wolte ein Glied nach dem andern abnehmen.

Ad 2di Testis fassionem respondet negando.

Ad 3tii Rp. Ich leugne der Wurtz nicht, sintemahl es keine verdächtige Wurtzel ist, sie ist noch zu besehen.

Ad 4ti Testis. Rp. quoad 1. punct. Sie wißen nichts von dem Pferd, viel weniger davon, daß sie I. darumb angeredet.

Quoad 2dum: Ich leugne nicht, daß ich dem Soldaten nicht hätte laßen Milch hohlen, welcher damahls gefastet undt kein Fettes geßen.

Ad 5ti T. fass. R. Wir können auff solche Weise den Pferden gar nichts helfen.

Ad 9 T. fass. R. Sie seye ihr Lebetag, wenn sie selbst Feuer gehabt, nicht zu ihren Nachbahrn Feuer zu holen gegangen.

Ad 12. T. fass. R. Gott hat mirs geben wormit ich geschmieret.

Ad 14. T. fass. R. Ich habe mit selben mein Lebetag nicht gezankt.

Ad 15. T. R. Ich habe keine Kuhe, sondern ein Kalbel von einem Muckendörffer gewechselt vor einen jungen Ochs, wir haben auch kein Kalb von derselben gezogen.

Ad 16. Testis fassionem R. Testis habe gesagt, sie hatten ihr lebelang davon nicht geredet als nehml. vom Verdacht, von wegen des Kindes.

[1] Sächs. = ein Bund Hanf oder Flachs.

Ad 18. T. R. der Valach leugnet ja, daß er unseren Knecht geschlagen, warumb solten wir denn verdächtig sein, quoad 1. punctum. Quoad 2dum: Wir haben immer guttes Brod gebacken.

Ad 19. T. R. Ich kan so nicht mästen.

Ad 21. T. R. Wir sind offt durch des Stephan Vagners Garten gegangen, als unser Vatter zu Hanus Schustern krank lag. Ad posteriora duo Puncta nihil.

Ad fassiones 2. septemb. latas sequenti modo respondent:

A. 8vi Testis fass. R. Ich bin bey niemandem gewesen, vielweniger iemanden gebetten.

Es wurde auff dieses A. das Hauß visitieret, ob einige indicia notabilia würden zu finden sein, da sind unter andern folgende gebracht worden: Ein Töpfelein eyer, ein knottiges Tüchelein, Pulver, ein Federwisch etc. Worauff dann die Beyde A. zwar jedes absonderlich examinieret, welche in gehaltenem Examine folgendes bekant:

Uxor interrog. Waß habt ihr in dem Töpfelein?

Responsiones. Es sind Heffen, es hat mir sie heute eine Frau gekaufft.

I. Warumb legt ihr die Eyer nicht beysammen?

R. Mann pflegt die alte von den neuen abzusondern.

I. Rathet welches sind unter diesen die alte und die neugelegte?

R. Wer kanns im Sinne halten.

I. Wie wißet ihr denn die neugelegte von den alten zu unterscheiden?

R. Ich lege sie in einen Korb wie ich sie in die Stuben bringe.

I. Wenn ihre[1] Hüner legen sollen, leget ihr ihnen denn keine unter?

R. Sie suchen ihnen selber Nester undt legen dahin.

I. Waß ist in dem Tüchelein?

R. Es ist Saltz.

I. Woher ist das Pulver?

R Unser Knecht mögts dahin gethan haben.

I. Waß ist dieses?

R. Ein Federwusch.

I. Woher habt ihr den?

R. Ich weiß nicht wo ihn unsere Mannsleute genohmen.

Vir examinatur: Kennet Ihr das Töpfelein?

Respondet: Es ist mir nicht wißlich, daß es in meinem Hause gewesen.

I. Wo thät ihr die Eyer hin welche eure Hüner geleget?

R. Sie hätte in der Stuben ein Körblein an der Rahme henken, darein thäte sie selbige.

[1] Sächs. = eure.

I. Warumb henken in eurem Stall so viel Stucke Seile?

R. Wir pflegen Winters Zeit die Pferd in Stall damit anzubinden.

Uxor denuo examinata.

I. Wenn ihr schwimmen werdet, waß werdet ihr von Euch selbst halten?

R. Gott wird auch da bey mir sein, ich weiß daß wir nicht übel gedienet.

I. Waß thut man solchen so schwimmen?

R. Man wird ihnen ja ihr Recht thun.

I. Waß ist das für ein Recht?

R. Nihil.

I. Das sein vielleicht Hexen so schwimmen?

R. Es werden ja der sein.

I. Wenn ihr schwimmet, so werdet ihr auch eine sein?

R. Es wird ja so sein.

I. Wolt ihr wenn ihr eigentlich schwimmet eure Sünden bekennen?

R. Ich werde sie ja alsdenn müßen bekennen, ich habe zwar ein reines Gewißen.

Nach glücklich vollendeter Waßerprobe wurde Georg Herberthin weiter examinieret.

Bekennet ihr eure Sünden? Ich weiß nichts, waß soll ich bekennen.

Seyd ihr ein Zauberin? Ich weiß nicht bin ich eine.

So könnet ihr auch nicht zaubern? Ich weiß nicht kan ich. Ich kan nicht.

Ihr sagt, wenn ihr schwimmet so würd ihr eine Hexe sein? Ich habe mein Lebtag niemand leyd gethan.

Welche Art Zauberkunst habt ihr gelernet? Ich kann wieder mein Gewißen nicht reden; das weiß ich zwar, daß die Schullerin undt ander mehr manchmahl zu uns kommen. Wie sie hineinkommen sind, weiß ich nicht.

Fertur ad torturam et examinata fatetur sequentia:

Welches ist die Geigerin in ihrer[1] Compagnie? Die Simon Schnellin.

Wo hat sie die Geige? Ich meyne an der Rahme.

Als ihr zuerst lernet, wer kam bey Euch? Ein Keizderin.

Wie lehret sie Euch? Sie sagte mirs nur, wie man den Nutzen daheim behält.

Woran melken die Hexen? Das weiß ich nicht.

Woran habt ihr denn gemolken? Nur von Kühen.

Molket ihr alsdenn wenn ihr beyeinander waret? Freylich.

---

[1] Sächs. = eurer.

Als der Teuffel zuerst bey euch kommen, wie war er gestalt? Er kam in die Stuben als ein Knecht, das einem grauet. Er hatte, meyne ich schwartze Kleider an.

Wenn ich eurem Nachbahr die Pferd tötet, wie macht ihrs? Ich habe ihm keines getödtet.

Von waß redet der Teuffel wenn er zu Euch kam? Er redete von Melken.

An was molket ihr? Wir gingen öfters nur an die Atzen.

Redet ihr waß dabey? Nein wir schlugen mit einem Stock daran.

Wie lang seyd ihr eine Hexe? 2 Jahr.

Wo tantzet ihr? Wir fahren hinauß.

Worauff fahret ihr hinauß? Manchmahl auffm Beßen durchs Fenster.

Wo hat ihr des Teuffels Zeichen? Ich weiß von keinem, er hat mich nicht gezeichnet.

Wenn ihr zusammen kamet, wie brennet das Liecht, so ihr mit euch hinauß nehmet? Ignorando.

Wo nahmet ihr die Speysen? Manchmahl nur da, wo wir hineinkommen.

Wo kamet ihr denn zusammen? Bald in diesem bald in einem andern Hause.

Wie seyd ihr denn in die Stuben hineinkommen? Auch nur durch das Röhrlöchelein in der Thür.

Woher machet ihr die Butter? Das gab Butter, waß ich molke.

Wenn ihr auf dem Feldt beysammen kamet, fandt ihr einigen Bock daselbst? Ja wir funden einen.

Tantzet ihr auch umb denselben? Ja wir tantzeten darumb.

Küßet ihr ihn nicht an Hindern, wenn ihr Urlaub nahmet undt heim zoget? Es ist mir so zu Sinn, als hätten wir ihn dahin geküßet.

In waß für Gestalt kompt der Teuffel? Gleich wie ein Mann oder Knecht aber doch schwartzlich.

Wie hat er euch getaufft? Mit garstigem Waßer.

Wie hieße Er euch? Catharina.

Wie hießet ihr ihn? Sathan.

Ist er jemahls bey euch gelegen? Ja, er sagt: ihr seyd mein Weib.

Wenn er bey euch lage, war euer Mann auch bey euch? Ja, aber er wuste nichts davon.

Wenn er also bey euch lage, ware es, als wenn euer Ehemann mit euch zu thun hätte? Nein, es ware kalt.

Ist noch einige Hexe mehr auß eurer Compagnie? Unsre Nachbahrin des Hanus Vitschen Tochter.

Wer ist der Geiger? Der Georg Schobel.

Sind euch eure Sünden von Hertzen leyd, daß ihr euch dem Teuffel verbunden? Es ist mir von Hertzen Leyd.

In loco Supplicii.

Wißet ihr noch einige mit diesem Laster belegte Leute? Nein.

Gestehet ihr, daß ihr für Gott und auch für uns wahr geredet, waß ihr bekennet, undt wolt ihr darauff ihr Leben laßen, daß ihr die rechte Wahrheit gesagt? Ja ich werde darauff gerne sterben.

5. Prozeß gegen die Simon Schnellin.

Anno 1700 die 7. Julii comparuit coram nostris Actor Simon Schnell klagend wieder I. Bonyta János pastorem Equorum undt giebt vor, daß ihn I. etwa schuld gezeihet, undt praetendiret. Wie sie nun also mitteinander davon abgeredet, seye I. davon gelauffen und gesagt: der Teuffel solte dich längst an der Häch[1] gehohlet haben mit sampt deiner Gütter, du hättest solches lang vorhero verdienet. Item habe I. ihn wegen einer Gütter in dem Verdacht, darumb begehret A. ein löbl. Judicat solte sie in diese Sache entscheiden.

R. Inctus. Es ist dem also, daß wir uns mitteinander überworffen von wegen geringer Schulden, womahln ich daßjenige waß A. jetzo geklaget, geredet habe, begehre demnach nichts mehr, als A. solle sich auß solchem Verdacht machen.

Actor nullos producens testes, Inctus sequentes producit:

1. Incti Testis. Georg Schuller annor. 78 c. j. e. f. Als wir einmahl zum Mertens Merten auff der Hochzeit waren, sagte A. Weib: Allo! ich bin die Butterfrau in der Oberstgaßen. Item haben sie die Burger einmahl bey der Nacht, welches ich selbst gesehen, angetroffen, also daß ich sie auch selbst im Verdacht habe. Das weiß ich auch, daß die Peter Folbarthin eine Kuhe hatte, welcher sie gar keinen Nutzen nehmen konte, die lieffe mit Gewalt für A. Hoff, weßwegen benante Frau zu A Jungen einem gesagt: sags deiner Mutter, woferne es mit der Kuh nicht anders wird, so wird sie der Teuffel hohlen müßen, darauff ist die Kuhe vor A. Hoff auff der Gaßen gestorben.

2. Testis. Michael Bitsch annor. 60 j. e. f. Das habe ich vom Mies Herberth gehöret, er habe A. im Verdacht, wegen seines verstorbenen Weibes. Item habe ich von den Nachbahrn gehört, wenn A. Korn dürrete, so ließe ers etliche Tage auff der Lauben stehen.

[1] Häch = Hecke, Zaun, nach dem Volksglauben der Aufenthalt der Hexen.

3. T. Christel Helvig annor. 45 c. j. e. f.: Als ich einmahl mit A. von der Arbeit kam, begegnete uns Michaelis Binders Pferd, so sagte A.: Aha daß du blind werden soltest, so lang dein Herr Burger ist, undt blind bleiben so lange er Burger bleiben wird. Item habe ichs von meinen Kindern gehöret, daß A. Kinder solten gesagt haben: Wenn mein Vatter pfeifft oder pipest, so springt etwas in unsere Stube, undt wenn er noch einmahl pipest, so springen sie zum Rauchfang hinauß. Item daß A. Jung gesagt, es seye ein geschindeter Hase unter der Lauben gelegen undt habe kein Haupt gehabt. Das weiß ich auch, wenn er Korn dürret, läßet ers 8 Tage auff der Lauben stehen, in der Scheuer gehets eben so her, daselbst stehet immer Frucht in Säcken, so lange A. Frucht in der Scheuer hat.

4. T. Michael Folbarth annor. 35 c. j. e. f. idem quod praecedens: Einesmahls als meine Fraue krank ward undt hart darnieder lage, sagte sie, sie hätte A. Weib nebst dero Mutter undt Schwester bey der Nacht mit einem Liecht über ihr stehen gesehen, welche ihr Speise gebracht hätten, von solcher Krankheit hat sie nicht wieder genesen, sondern bald darauff gestorben.

5. T. Michael Merten annor. 48 c. j. e. f.: Als wir einmahl auff einer Reise[1] zogen, sagte A. Jung: Sie hätten ein Haasen Haupt im Schopffen funden. Nachdem redeten wir viel von dem Kopff, also daß auch dieser Jung zuletzt ungeduldig darüber ward. Item Ich habe von meinem Weib offt gehöret, daß sie gesagt: Wenn A. Weib melke, so rede sie alleweil als seye iemand bey ihr, worauff ich auch selbsten Achtung, und es in Wahrheit also befunden.

6. T. Paul Folbarth annor. 36 c. j. e. f. Nach dem man das Korn eingeführet hatte, undt A. nicht zu Hause war, so drosche A. Weib mit ihrem Gesind, undt hatte alleweil 3 Säcke in der Scheuren stehen, in deren iedem ein wenig Frucht war, undt so offt sie die Säcke hinein trugen, waren sie voll. Item Wir hatten Kühe, die lieffen A. an die Thür, stießen sie ein, undt sturben uns darauff innerhalb 8 Tagen 2 dahin. Item Einmahl kamen Kornkauffer, welche von A. auch Corn kauffeten, mit welchen ich nachmahls auff ihr Begehren mit zu A. hinein gieng, undt in deme wir hinein kamen, lage eine dicke Rater auff den Säcken, worinn das gekauffte Corn war, weßwegen sich die Leute solches Korn zu nehmen wegerten, A. aber wolte es nicht wieder zuruck nehmen. Item Habe ich gehöret, nachdeme Andreae Schobels Kind gestorben, daß

[1] Damit sind öffentliche Dorfarbeiten gemeint, die mit dem Wagen zu machen waren.

die Andres Schobelin fürm Fenster auff der Gaßen gesagt: Kein ander Mensch hat meinem Kind die Augen außgestochen als ihr selbst. Item A. Jung war einmahl zu mir mit dem Rocken, undt sagte unter andern: Meine Eltern meynen wir schlieffen gar wohl, aber wir sahen wol waß sie thun. Drauff fragte mein Weib, wie so, waß machen sie doch? antwortet der Jung: Meine Mutter nimpt einen härinnen Gürtel, welchen mein Vatter begreifft, tantzen also in der Stuben, darnach ziehen sie weg. Item Wir kunten von unsern Henen auff unserm Hoff keine Eyer finden, endlich befunden wir, daß unsere Henen auff A. Stuben legten, mein Weib rieffe drauff A. Weib, welche nur das Mädlein schickte, nahm also mein Weib die Eyer, dartzu sagte A. Weib: Wolt ihr die Eyer denn alle behalten? Mein Weib antwortet: Ja, denn meine Henen haben sie gelegt. Darauff A. Weib gesagt: Die Eyer sollen euch sauer gnug werden. Worauff mein Weib: Wenn mir waß wiederfähret, soll euch das Feuer verbrennen, aber mein Weib ist drauff krank worden, und am 8 ten Tag hernach an einem Donnerstag gestorben. Item als A. Weib meiner Mutter einmal eine Hene geschlagen, sagte meine Mutter zu ihr: Hastu die Hene getödtet, so friß sie auch, und warffe sie A. für die Thür, umb welche sie auch nachmahls thädigten, undt wurde A. darumb gestrafft, darauff sagte A. Weib: das soll eine theure Hene werden, bald hernach wurde meinem Brüderlein der Halß verruckt, also daß ihm kein Balbierer helffen kunte. Wir zogen endlich bey ein ungrisches Weib, welche auch nichts helffen kunte, sondern sagte: Welche dieses ein Ursach ist, wohnet nicht weit von Euch.

7. Testis Michael Folbarth annor. 55 c. j. e. f. Als ich einmahl in meinem Burgerampte umb Mitternacht in der Gaßen hinauf gienge und eine Reise zehlete, lieffe mir A. Weib über den Weg, wie ich wieder zuruck kam, stand sie an der Thorseulen und molke. Ich fragte sie, waß sie mache? Sie antwortet: Ich mache nichts. Ich fragte weiter, ob ihr Mann zu Hause sey? Resp. Ja. Undt ich zehlete ihn auch die Reise.

8. Test. Jeremias Herberth annor. 42 c. j. e. f. Zeuge wiße, daß A. Hoffrau zu Testis Weib gesagt: Sie habe gesehen, daß A als man das Korn hätte einführen sollen, einen leeren Sack in die Scheuren gehenket habe. Item Einesmahls zehlete mich A., ich solte an statt seiner im Dorff hutten, da schickte ich mein Weib bey A. und ließ ihm sagen, ich würde nicht hütten. Darauff A. zum Hannen gangen undt sich von der Hutt befreyet, ich aber schickte mein Weib abermal und ließ A. sagen, ich würde die Hutt nicht annehmen, worumb A. zornig worden, bald darnach ist auch A. Weib bey mich kommen und gesagt: Mies, wenn

dir deine Anna stürbe, es mögte dier schlimm gehen. Drauff sagte ich, ich wolte nicht gern, daß sie sterben solte, darnach ist mein Weib für A. Hauß gangen undt im geraden Weg den Fuß vertretten, undt weil sie dartzu krank worden, hat sie selber gesagt: Jetzo bezahle ich nur die Dorffshutt. Undt daß A. Weib an meines Weibes Tod schuldig sey, will ich ihr auffs Haupt schweren: Item Einmahl als Michael Folbarthin Magd andere Mägde herbergte, ist A. Sohn wollen zu ihnen hineingehen, undt weil ihn die Magd nicht wollen hineinlaßen, sagte Er das ich hörete: Du soltest verdorren wie ein Zaun. Welches auch also geschehen, undt ob man sie schon viell hinundwieder geführet, hat ihr doch niemand helffen können, welches fast iedermannen bekant.

9. T. Daniel Klein annor. 45 c. j. e. f. Als unser Knecht noch klein war, ward er einmal sehr krank, so daß wir bey ihm wachen müsten, unter währender Krankheit sagte mein Weib einmahl des Nachts zu mir: Schauet waß kompt zum Rauchloch herein, undt wie ichs sahe, war es eine dicke Kröte als eine Katze, die schorre[1] ich ins Feuer, gieng drauff undt sahe nach dem Jungen, unter wehrenden kurtzen Zeit kompt die Kröte auß dem Feuer, daß wir sie nicht mehr finden können. Nach diesen hat A. Weib einen wehen Fuß gewonnen undt gesagt: Es seye ihr ein Pretztrog[2] drauff gefallen, darauff gienge ich zu A. Bruder undt klagts ihm, wie es sey ergangen, der sagte: Das ist meine Schwägerin gewesen, sie haben auch in 3 Jahren keinen Pretztrog gehabt. Item A. Weib kam einmal zu mir auff den Hoff, zankete sich mit mir und dräuet mir auch, da sagte ich: Zanket euch mit mir nicht, denn wo mir oder aber meiner Gütter etwas wiederfähret, so soll euch das Feuer verbrennen, aber sie hat mich darumb nicht gesucht. Noch an dem Tag hatte ich zu fahren, da ginge mir A. Weib über den Weg, darnach trieb ich eben an den Tag meine Pferd frisch undt gesund auß, des Morgens aber kam eins krank zu Hause und starb auch darauff.

10. T. Michael Folbarth ann. 60 c. j. e. f. Das weiß ich, daß die Säcke auch drey Wochen mit Corn gefüllet auff A. Lauben stehen.

11. T. Valten Schnellin annor. 50 c. j. e. f. Einmahl sagte A. Weib zu mir, sie hetten Korn gedürret, undt die Säcke acht Tage auff der Lauben stehen laßen.

12. T. Martens Mertenin annor. 50 c. j. e. f. Dieses weiß ich, wenn A. dröschen, laßen sie das Korn in Säcken stehen, undt wenn sie es dürren, laßen sie es in Säcken auff der Lauben stehen. Daher nahme

[1] Sächs. = scherren, hier schieben.
[2] Sächs. = Brunnentrog.

ich einmahl Ursache zu fragen, warumb sie die Säcke da stehen ließen? R. das Korn sey noch nicht dürr genug. Item Wenn man das Korn einführet, dröschen sie es alsbald auß undt laßens darnach in der Scheuren stehen. Item Weiß ich, daß in A. Leiterloch ein Pusch[1] Aeren, welchen mich meine Dröscher gewiesen, hiengen, zu waß End sie aber sind hingehenkt worden, kan ich nicht wißen.

13. T. Mies Mertenin ann. 45 c. j. e. f. Ich habe offt gehöret, daß sich A. mit seinem Weib gezanket undt ihr dieses (puta Laster) für geworffen, ietzo hab ichs abermahl gehöret als sie sich gezanket, sie aber hat nur stille drüber geschwiegen. Item Daß fast den gantzen Sommer Säcke mit Korn auff der Lauben stehen, weiß ich auch.

14. T. Peter Folbarthin ann. 40 c. j. e. f. Ich habe von der Paul Kinnin gehöret, daß A. Jung zu seiner Großmutter kommen undt gesagt habe: Meine Eltern setzen sich auff einen Gürdel, pipsen und springen in der Stube herumb, worumb die Große[2] seine Eltern unterredet undt gesagt: Daß ihr nicht von solchem ablaßet undt weiset solches den Kindern. Item Einmahl kam A. Sohn zu mir, der eltere, undt sagte: Meine Mutter thut solches, deßen wir werden entgelten müßen. Item Ich habe einmahl eine Kuhe gekaufft, welche immer zu A. lieffe. Von derselben konte ich keinen Nutzen nehmen, endlich wurde die Kuhe krank, undt ich wolte sie zum Waßer treiben, da gienge sie für der Mies Kinnen Wand, legt sich hart daran undt starb. Item Saßen einmahl unser etliche bey einander undt redeten von Zauberey, A. Weib aber lag auff der Erden. Wie wir so redeten, sprange sie auff undt ward ungeduldig darüber, da sagte Merten Binderin, wenn man zwischen ein Hauffen Hunde wirfft, welchen man trifft, der gallet[3] oder schreyet.

15. T. Balten Folbarth ann. 60 c. j. e. f. Wir haben offt davon geredet, undt ich selber habe mich mit A. Weib öffters hart besprochet, weil wir so vielen Schaden spüren, aber es hat mich niemand darumb gesucht.

16. T. Georg Herberthin ann. 37 c. j. e. f. Daß immer Säcke mit Frucht in der Scheueren undt auff der Lauben stehen, weiß ich. Item Wir hatten eine Kuhe, welche, wenn die Heerde kam, etlichemahl vor unserm[4] vorbey gieng, ich suchte sie und fand sie zu Mies Kinnen. Als ich dieselbe von dannen heraußtrieb, gienge sie in A. Hoff hinein, den andern Abend machts die Kuhe eben also, so gieng ihr mein Mann

[1] Sächs. = Büschel.
[2] Sächs. = Großmutter.
[3] wird gallig, zornig.
[4] Sächs. Wendung = vor unserm Haus.

nach, womahls er dann mit ihnen genudultet[1], von dem fort ist die Kuhe wiederumb nach Hause kommen und zu Hauße geblieben. Item A. Weib klagte mirs, wie es ihr vor 2 Jahren mit der Baltenin ergangen. Drauff sagte ich, warumb nehmet ihr euch deßen an, sie hat euch ja nicht bestimpt, und das hat sie gelitten. Item hörete ich gestern A. Weib sagen: Ich werde auch wie Christus gnug unschuldig leyden müßen.

17. T. Martin Binderin annor. 38 c. j. e. f. Daß Inctus offtmahls A. ans Fenster gegangen undt gesagt: Man solte Euch längst an die Häche[2] geführet haben, worumb ihn A. nicht hat suchen wollen, sondern nur stille darüber geschwiegen. Item Es saßen einmahl unser etliche Weiber für der Wand, A. Weib aber lag auff der Erden, wir meyneten sie schlieff undt redeten viel mitteinander, da stande sie auff und sprach: Ich kan euch nicht länger zuhören Ihr Schwätzerinnen, drauff antwortete ich: Ihr machts fast wie man sagt: Wenn man zwischen die Hunde wirfft, welchen man trifft der gält, denn ihr nehmet euch dieses an. Das habe ich auch von ihr gehört: Sie glaube nicht, daß Hexen wären.

18. T. Jacob Herberthin annor. 45 c. j. e. f. Einmahl kam die Peter Ehrmannin zu mir undt sagte, Sie hatte es von ihrer Schwiegermutter, undt von der Krausin, und auch von A. Weib selbsten gehört, daß diese 3 Michaeli Schnell das Auge außgestochen haben. Item habe ihre Schwieger immer einen Krug im Backholtz gehalten. Item Hat A. auch zu meinem Mann gesagt: Wer in dieser Zeit nicht einen Handel kan, der kan nicht viel erlangen.

19. T. Hanus Kleinin annor. 36 c. j. e. f., daß A. immer Säcke mit Korn auff der Lauben haben, weiß ich.

20. T. Michael Schnellin annorum 45 c. j. e. f. Als die Stephen Wagnerin noch lebete, hatte sie A. Weib Zauberey wegen gescholten, also daß ihr A. Weib ans Recht gebotten, drauff ist die Stephan Wagnerin zum Honnen gangen undt gefraget: ob A. Weib da gewesen! Da hat der Honn gesagt, Sie wäre nicht bey ihm gewesen. Sie aber hätte Bescheid gegeben, sie solte erstlich mit Simon Radoscher thädigen[3], ebenn er sie zuvor auch also gescholten, aber sie hat weder mit einem noch mit dem andern gethädiget undt das mögten ohngefähr 20 Jahr sein.

21. T. Peter Folbarthin annor. 44 c. j. e. f. Als ich einmahl zu A. war, bin ich ohngefähr über das Kistchen gegangen, und habe große

[1] Rumänisch vielleicht, aber ich finde keine Erklärung.
[2] Häche = Hecke, Zaun.
[3] Sächs. = Prozeß führen, streiten.

Töpffe daselbst voll Butter gesehen, daß ich darüber erschrecket. Item daß immer Säcke mit Frucht in der Scheuren undt auff der Lauben stehen, weiß ich auch.

22. T. Paul Schwartz annor. 42 c. j. e. f. Daß A. Nachbarin gesagt: A. wäre nicht gerecht, undt daß Er offt Säcke auff der Lauben gehalten.

23. T. Michael Binder ann. 36 c. j. e. f. Weiln ich vor einem Jahr Burger war, muste ich auff des Honnen Befehlig Schuld außtreiben, weil A. schuldig war, muste ich auch von ihm foddern. Da kam A. Tochter einmal undt sagt: Er kompt alleweil nur für unser Wand, undt will uns allein freßen, innerhalb 8 Tagen ist meinem Schwiegervatter das beste Pferd gestorben, undt nur 3 Tag krank gewesen. Item hat sich A. Weib wegen eines Reisebrod mit mir gezankt, so ist mir nur innerhalb 8 Tagen auch das beste Pferd verhext worden und gestorben. Item ist mir ein anderes verkehret worden, also daß es das Haupt beim Schweiff gehabt, doch auff vieles curieren ists geheilt; nach diesem ist eben das Pferd bey sein Hauß zur Tränke geführet worden, da ist A. in seinem Thürchen gestanden, und sind die Pferd anfangen zu lauffen, daß der Reuter heruntergefallen, und ist das Pferd auff die andre Seiten verkehret worden, undt den dritten Tag hernach gestorben.

24 T. Lucas Roth annor. 34 c. j. e. f. Daß A. Knecht solte gesagt haben: Mein Vatter undt meine Mutter sitzen auff einen Gürtel. Item Daß als sich A. verheyrathet er etwas unter dem Backen auff den Hochzeittage in acht genohmen und sein Weib nicht haben wollen, biß sie ihn endlich wieder überredet. Item Daß sie offt Säck mit Korn auff der Lauben gehabt, welche Zeuge selber dahin helffen tragen undt die Schweine seyen darneben gelegen.

25. T. Johann Schuster annor. 50 c. j. e. f. Ich als ein Nachbahr habe zu A. in seiner Scheuren einen Sack stehen gesehen.

26. T. Georg Roth annor. 42 c. j. e. f. Einmahl hat unser Soldat ein Unthier für seinen Roßen gefunden und demselben den Kopff zerschlagen. Ueber eine kleine Weile kam der Soldat undt sagt: Die Simon Schnellin kam gleich ietzund auß den Weingärten frisch undt gesundt, und ietzund liegt sie undt ist des Todes eigen. Auch sagte A. heimlich zu ihr: Hat dich der Teuffel nicht wieder irgend gehabt.

27. T. Andreas Huffnagel annor. 33 c. j. e. f. Daß A. Weib bey des Schobels Execution solte gesagt haben: Ich weiß, daß ich von dergleichen Sachen rein, undt ein Kind des ewigen Lebens bin.

28. T. Hanus Folbarth ann. 40 c. j. e. f. Daß A. Schwester bey Test. Schwieger Vatter gewohnet, welche doch endlich auß ziehen müßen,

bald darauff seyen etliche über ihn kommen. Er aber habe sie nicht gekant, habe aber die Gedanken auff A. gehabt.

29. T. Petrus Folbarth juv. annor. 22 c. j. e. f. Einmahl daß sich meine Schwägerin mit A. Weib wegen Eyer zanketen, sagte meine Schwägerin unter andern zu A. Weib: Du bist verdächtig Hundsarth, da sagte A. Weib: Wiltu auch morgen also reden? R. Ja, sucht mich drumb, aber sie hats nicht gesucht.

30. T. Hanus Kinnin ann. 72 c. j. e. f. Als meine Tochter sterben sollen, sagte sie: Es sein ihrer 3 bey mir gewesen, welche, wenn ich gewolt hätte, umbfaßen können. Ich werde sterben, sie habens beschloßen, ich solte länger nicht als biß in die Freytag zu Nacht leben, ist auch drauff gestorben. Item Meine andre Tochter hat von einem Nachbahr einen Gürtel genohmen, welchen A. Weib auch gerne haben wollen undt deßwegen hat A. Weib gesagt: Du solt ihn dein Lebetag nicht tragen, welches auch also geschehen, denn sie ist bald darauff gestorben, und hat gesagt: Es wäre ein Weib über ihr gewesen, dieselbe hätte ein dickes Wachsliecht gehabt, und hätte sie gar zerbrochen.

31. T. Peter Ermanin ann. 60.

32. T. Andr. Schobelin annor. 50 fatentur unum scil. nihil.

33. T. Peter Folbarthin ann. 60 c. j. e. f. Ich habe gesehen, daß A. Weib einen Schochtert und ein Kleppelchen in den Händen gehabt, damit seye sie neben des Nachbahrs Zaun gestanden und mit dem Klippel auff den Zaun geschlagen, in reliquo idem quod Testis 6. et 29. Item habe ich mich mit ihr wegen einer Hene gezankt, so ist meinem Jungen das Maul verzirket, weßwegen ich sie ihm Verdacht gehabt, habe ihr auch durch einen Mann sagen laßen, ich hätte keinen andern Menschen im Verdacht als sie, aber sie hat mich darumb nicht gesucht.

34. T. Paul Kinnin ann. 39 c. j. e. f. Daß A. Kinder zu ihr kommen undt gesagt: Macht ihrs auch so wie meine Eltern? Darauff Zeuge: Warumb, waß machen sie? R. Sie nehmen einen Gürtel, sitzen drauff undt tantzen, welches ich A. Weib untersagt in beysein ihrer Mutter, welche gesagt: Warumb jaget ihr die Kroten nicht hinauß, wenn ihr waß für euch habt? Item daß A. Weib zu Zeugen gesagt: Ihr Lebetag werdet ihr nichts überkommen, weil sie sich in einer Theilung mitteinander gezanket.

35. T. Georg Folbarthin ann. 39 c. j. e. f. Ich habe einmahl 3 gutte Melkkühe gehabt, welche alle abend wenn sie von der Herde kommen, für A. Thürchen stehen blieben, daß ich sie alleweil hab müßen abhohlen, endlich habe ich auß Ungeduld diese Wort geredet, daß dich

das höllisch Feuer verbrennen solt, wer hält mir die Kühe immer da auff, drauff sagt A. Nachbahrin in Schertz, wir haben gar gutt Waßer hier, deßwegen bleiben sie hier, ich sagte weiter: Wenns nicht anders wird, so muß sie Feuernägel geben, darauff ists anders worden, aber eine hat müßen vertrocknen. Item bin ich einmahl mit A. Weib auß der Arbeit kommen, in dem kamen die Kühe, so kompt eine gar schlimme, ich sagte: Das ist ein schlimme Kuhe, von der wird man keine Butter machen, drauff A. Weib sagte: Waß redestu, sie ist mein, ich habe mehr als einen Eymer Butter davon gemacht.

36. T. Michel Nußbaumerin ann. 23 c. j. e. f. Ich bin einmahl zu A. kommen undt gesehen, daß A. Weib einen großen 2hänkigen Topff, welcher voll Butter gwesen, in der Stuben gehabt, so sagte ich: Ihr habt viel Butter, sie sagte: Ich habe auch viel Melke. Item hat sie unter dem Bett ein Ständchen gehabt, welches auch voll Butter gewesen.

Anno 1700 die 17 decemb. wurde die Simon Schnellin nempe A. Weib vorgestellet, und wegen der Hexerey angeredet. Unter andern hat sie in diese Worte außgebrochen: Man solte sie schwemmen laßen, so würde man sehen, daß sie nicht oben bleiben sondern untersinken würde, casu quo wenn sie schwimmen solte, waß solte man ihr thun? R. Man soll mich verbrennen. Quaeritur porro: Wolt ihr alsdenn nach dem schwemmen alles bekennen und reifflich außsagen? R. Ja.

Anno 1701 die 1. septemb. erscheinet abermahl I. Bonyta János, undt stellet auffs neue coram generaso Domino De Franckenstein folgende Zeugen:

1. T. Aeva Bitschin ann. 69 c. j. e. f. Als Michel Folbarth Honn undt Georg Folbarth Burger war, schickt mich gedachter Burger in unserem 4thel Dorff, Eyer auffzuheben[1], womahln ich auch von Simon Schnellin Eyer begehrete, undt weil sie mir keine geben wollen, habe ich solches dem Honnen angezeiget, darauff schickte mich der Honn abermahl von denen Widwen undt zugleich von Simon Schnellin Eyer zu foddern, weil sie mir zum andernmahl keine geben wollen, ist sie darumb vom Honnen umb den. 9 gestrafft worden. Hierauff dräuete mir A. Weib, sagend: Wart, du solt dieses alles noch bezahlen, welches auch geschehen, denn ich hefftigen Schmertzen an einem Fuß empfangen, daran ich biß dato zu leyden gnug habe. Item Daß sie bey den Leuten immer suspect gewesen, weiß ich.

2. T. Balten Bagnerin ann. 70 c. j. e. f. Sie wiße anders nichts, als daß A. Weib bey den Leuten sehr verdächtig gewesen.

[1] Sächs. = sammeln.

3. Testis Peter Folbarthin annor. 44 c. j. e. f. Als A. mit seinem Weib undt seiner Schwieger einmahl in dem Schopfen beysammen saßen, hörete ich, daß A. Weib zu ihrer Mutter sagt: Mein Mann ist nur wie ein Mameluck, er hätte sich längst ergeben. Drauff sagt die Mutter: Haltet euch nur fest und ergebet euch nicht. Eines andernmahls wie ich als eine Nachbahrin in den Reyhen gieng, sagt Simon Schnellin: iezunder bin ich den Leuten recht unter den Zähnen, ietzt werde ich kaum können herauß kommen, drauff sagt ihr Mann: Von dergleichen Sachen soltet ihr gelaßen haben. Sie sagt: Wie solte ich ihm anders thun: Item Hat sie einmahl zu meiner Schwägerin gesagt: Wenn man mich auffs Waßer bringt, da will ich gnug bekennen. Item Weiß ich, daß sich iederman für ihr gefurcht und in einem argen Verdacht gehabt habe.

4. T. Jacobus Herberth ann. 58 c. j. e. f. Einmahl als ich nebst A. auß der Kirchen kam, und von diesen beschwerlichen Zeiten redeten, sagte A. unter andern, wer in solcher beschwerlichen Zeit nicht etwa einen besondern Handel kan, der kan in seinem gewöhnlichen Handel nicht fort kommen.

5. T. Thomas Herberth ann. 30 c. j. e. f. Als ich vor etlichen Jahren dem Michael Binder dienete, undt ohngefehr umb Mitternacht auff der Gaßen gieng, habe ich die Simon Schnellin sampt ihrer Schwester und Mutter, in der Mutter Hauß alle abgeflochtet gesehen, womahln eine von den Töchtern die Mutter auff einer Bank liegend geschmieret, die andre auff dem Herd geseßen; zu waß Ende es geschehen, kan ich nicht wißen.

6. T. Paulus Kinn ann. 45 frater A. uxoris c. j. e. f. nihil.

7. T. Dorothea Binderin ann. 50 c. j. e. f. Einmahl sagte in Beysein meiner, mein Vatter im Schertz zu A. Weib: Du bist eine junge Hexe. Welches sie guttwillich angenohmen. Item habe ich gesehen, daß sie alleweil Corn auff der Lauben in Säcken gehalten, weßwegen sie allezeit bey den Leuten verdächtig gewesen.

8. T. Georg Bramm ann. 40 c. j. e. f. Anders wiße Er nichts als daß sie die Leute in einem argen Verdacht hätten.

Porro instituitur examen inter Testes ad majorem dilucidationem.

1. T. Georg Schuller ann. 76 dilucidieret das Melken also: Als ich einmahl im Dorff huttet, sah ich nebst den Burgern die Simon Schnellin an ihrer Thorseulen melken, als sie uns aber in acht genohmen, packte sie sich davon.

6. T. Paulus Folbarth ann. 36 diluc. quoad primum punctum, daß so bald die Leute Korn eingeführet undt alsbald zu dröschen angefangen, fangt er auch alsobald immediate an, trägt 2 oder 3 leere Säcke mit sich in die Scheuren, drischt ein wenig undt hebt es auff, thut in jeden Sack ein wenig undt läßt es in der Scheuren stehn, über 8 Tage sind die Sacke voll undt wenn Er nicht zu Hause ist, thut sie mit der Tochter deßgleichen. Quoad 2dum wegen der Kühe ertrug sichs also: Als meine undt meiner Mutter Kühe ohngefähr vor 14 Tagen gekalbet hatten, fieng einmahl meine Kuhe an zu lauffen stracks an A. Hoffthür, stieß dawieder, kam stracks wieder zuruckgelauffen, undt fallend in meinen Hoff starb ohn alle Bewegung dahin, nach etlichen Tagen meiner Mutter Kuhe deßgleichen. 3tium punctum affirmat se vidisse, 4tum similiter. Item Als Paul Galter Burger war, so trug er A. ein Pfand auß, so sagte A. Weib: Er solte nicht mehr Pfand außtragen, er solte nicht mehr Burger sein, drauff er kurtz hernach krank worden, und nach fünff Wochen gestorben.

Nachdeme das Hauß Simonis Schnells als A. visitieret undt unterschiedliche Sachen gefunden, welche ein gewißes Specimen Magicae artis für sich bringen, auff welche sie gefraget und darauff sie folgender maßen sich resolvieret, ist folgender Weise consignieret:

Erstlich wird sie vermahnet, daß sie ihres Seeligmachers Christi Verdienst bedenken undt ihre Sünden bekennen wolte.

Qu. Wo ist die Geige womit ihr eurer Compagnie auffgewartet? R. Davon weiß ich nichts.

Wie habt ihrs übers Hertz bringen können, daß ihr euch dem Teuffel übergeben? Gott weiß, ich bin des nicht bezugen.

Wie kan denn das sein, daß so ein scharffes Zeugniß, sowohl von Georgio Schobel als auch von den übrigen Zeugen auff euch gebracht? Wie er es hat können thun, weiß ich nicht, den übrigen Leuten haben wir nichts wiederreden können, sie haben geredet, waß sie gewolt.

Der Georg Schobel hat gesagt, ihr wäret unter seiner Compagnie undt unter seinem Fahn! Niemand weiß das beßer als ich undt Gott.

Wo ist denn die Geige? Ich weiß nichts davon.

Hier sind etliche Sachen, kennet ihr sie alle? Ja, sie sind unsrer Mutter.

Wie wißet ihr, daß sie der sein, ehe ihr dieselbe betrachtet? Ich bin zwar nicht hier gewesen, als sie herein gebracht worden, weiß aber gleichwohl, daß ich nichts dabey habe, meine Schwester undt ihre Kinder haben sie vorm Jahr in unsern Keller gethan.

Hatten sie die Sachen alle an einen Orth gethan? Sie möchtens ja beysammen gethan haben.

Sie sind ja nicht bey einander sondern verstreuet gewesen? Ich weiß nichts, weil ich nichts hingethan.

Es würd der Hartz, welcher unter den gefundenen Sachen war, präsentieret und gefraget: Waß sie mit dem Licht gethan? Wir haben die Weinfäßer undt Biden [1] damit getrieffet.

Waß ist in dem Scherben? Ich meyne die Soldaten hättens einmahl auff unsre Rahme gethan.

Ich meyne es mögt das sein, darauß ihr euch eingeschmieret? Negat.

Wo ist denn die Salbe damit ihr es thut, gebt sie herfür? Ich habe keine.

Waß sagt der Soldat, zu waß nütze sie? Ich weiß nicht zu waß Er sie gebraucht.

Warumb habt ihr denn so stinkende Sachen in eurem Hause gehalten? Wenn ichs gedacht hätte, daß mirs so ergehen solte, wolt ich sie nicht da gehalten haben.

Ihr habt ja oben gesagt, daß es der Soldat hingethan? Negat, daß es der Soldat hingethan.

Ich weiß gewiß, daß ihr jetzunder lüget, undt weiß daß euch Euer Lügengeist verlaßen wird. Ich wolt es sagen, wenn ich es wüste.

Zu waß dienet denn das gelbige Pulver undt waß ists? Es sind geriebene Ingbern, oder wird es Safran sein, kan nicht wißen wie es zu uns kommen.

Waß ist das schwartze Pulver? Ich weiß nicht waß es ist, wenn man mich schinden solt.

Was ist das weiße Pulver? Es ist Kalk.

Das glaube ich. Ja das könet ihr wol glauben.

Waß ist das vor graues Pulver? Meine Mutter undt Schwester haben hingethan, ich aber habs keinmahl gesehen, weiß auch nicht waß es ist.

Waß sagte sie zu waß dienete es? Ich weiß nicht, habe nicht drumb gefragt.

Wenn der Sack voll Gedeiß [2] war, bracht eure Mutter was mehr hin? Gar nichts.

Woher ist denn das Ding herkommen, waß außer dem Sack gefunden? Das kan ich nicht wißen.

---

[1] Sächs. = Bottich.
[2] Sächs. = Wäsche.

Waß sind das für Knochen? Ich weiß nicht, waß es für Beine sind, ich hab sie nicht versorgt.

Er siehet auß, als sey es von eines kleinen Kindes Kopff. Ich habs mein Lebtag nicht in Händen gehabt, weiß nicht waß es ist.

Waß hat das Ey zu bedeuten gehabt, das in einem frischen Maulwurffhauff eingesetzt gefunden? Ich glaub es hats eine Hene hingelegt, anders weiß ich nicht, wie es solt hinkommen sein.

Eine Hene wenn sie zu legen pflegt, leget sie nicht in ein Maulwurffhauff, daß die Spitzen unten gekehrt undt mehr als halb bedeckt ist? Wie das geschehen kan ich nicht wißen, es hätte meinetwegen können da liegen.

Woher ist denn das Zeichen? Es ist von einem Weiber Krantz.

Waß ist darinnen? Röh Haaren.

Wer hats gemacht? Es ist vor langer Zeit gemacht worden, weiß nicht wers gemacht hat.

Was ist denn das? Es sind Röh Haaren.

Kennet ihr das Kraut? Ja, es ist Nichten Kraut.[1]

Zu was dienets? Vor die Würmer beym Vieh ists gutt.

Kennet ihr die Sachen alle, die wir euch haben für gegeben? Ich weiß nicht würde ich sie kennen.

Waß thut der Stein in der Scheuren? Hat ihn mein Mann oder sonst iemand dahin gethan, weiß ich nicht.

Wie sind doch die Sachen in den Sack kommen? Mein Mutter undt Schwester haben sie hingethan, als ich nicht zu Hause gwesen.

---

[1] Katzenminze, Nepeta cataria. Katzenkraut heißt Sächs. Nich = Nichtekreokt (bleam), auch Nix, rum. floare de minica. Frl. Pauline Schullerus, die beste Kennerin dieses Gebiets teilt mir darüber mit: Früher galt das Kraut als wirkliches Heilmittel und war in der Apotheke als Mentha catarita erhältlich. Jetzt benützt das Volk die an Zäunen, auf Schutthaufen und an Wegen wachsende Pflanze als Heil- und Zaubermittel. Die Blätter gelten als Tee für schleimlösend und krampfstillend, die Blüten, welche weiß sind — es gibt auch rötliche — werden auch zum siebenerlei weißen Blüten-Bade verwendet. Hat eine Trud der Kuh die Milch gestohlen, pflückt man stillschweigend vor Sonnenaufgang im zunehmenden Mond 3 Stengel im Namen der Dreieinigkeit, wäscht zuerst den „Schuechtert“ damit aus, salzt sie dann gut und gibt sie der Kuh zu fressen. Während sie frißt, sagt man folgendes Verschen dreimal:

Herr, me Giot!
Helf desem Kriokt
Gäv mir det Meng
Lios äm det Seng.

Die Blätter riechen gerieben zitronenartig, die Katzen lieben diesen Geruch und wälzen sich gerne auf der Pflanze, daher der deutsche Name.

Die Schwester wird vorgestellet undt examinieret.

Wie heißet ihr? Catharina.

Habt ihr einen Mann? Ja.

Bey wem wohnet ihr? Meine Mutter wohnet bey uns.

Kennet ihr die Sachen so im Sack? Ich kenne sie, sie sind meiner Mutter.

Wer hat sie in den Sack gethan? Meine Schwester nehml. A.

Wie lang ists, daß man solches zu ihrer[1] Schwester getragen? Es ist mir nicht wißlich wie lang.

Hat eure Mutter jemahls darnach gesehen? Nein.

Wie hat sie das Gedeiß so schändlich berauchen laßen? Wir Kinder soltens zwar auß Schuldigkeit gethan, undt beßer versorgt haben.

Waß sind das vor Sachen? Ich hab sie nie gesehen, weiß nicht was es ist.

Die Mutter wird vorgestellet undt examinieret.

Kennet ihr die Sachen, welche im Sack sind? Ja ich kenne sie. Waß habt ihr in dem Sack? 12 neue Frauen Hembder undt ein altes.

Wie viel Kittel? Fünffe.

Habt ihr keine Truhe, darinn ihr die Sachen hättet halten können? Nein ich hab keine.

Wo ist das Gedeiß in der Brunst gewesen? Daselbst wo es jetzt gewesen ist.

Wie lang ists seit der Brunst? Bald 3 Jahr.

Warumb habt ihrs so lange Zeit nicht gewaschen? Weil mich die Hand des Herren troffen, hab ichs nicht waschen könen.

Hattet ihr waß mehr im Sack oder habt ihr was mehr zu eurer Tochter gethan, als dieses Gedeiß? Andres nichts als das Gedeiß so ich täglich brauche.

Wer hat Euch das Gedeiß in Sack versorget? Ich selber.

Wer hats zu eurer Tochter getragen? Mein Enkeln, oder A. Tochter eine hats hingetragen.

Auff die andre gefundene Sachen wurde sie befraget, ob sie waß wiße, woher sie seyen, und zu waß sie dienen? Sie wiße nichts davon.

Maritus examinatur.

Wißet ihr waß das für Gedeiß ist? Ich kenne es nicht.

Waß für Sachen sein es? Ich weiß anders nichts, als wie ich es da sehe.

---

[1] Sächs. = eurer.

Wie ists in euer Hause komen? Es wird ja durch Mühe hinkommen sein.

Waß seyd ihr vor ein Haus Vatter, wenn ihrs nicht wißet, wie es in Euer Hauß kommen? Ich achte solches gar wenig.

Auff die übrige gefundene Sachen wird er befraget:

Kennet ihr die Sachen? Ja das eine kenne ich, es hats ein Soldat zu uns gelaßen.

Wie ists mit dem Ey, welches im Maulwurffhauffen eingesteckt gefunden, beschaffen gewesen? Wir pflegen die Hüner öffters in Keller einzusperren, so ists leicht geschehen können, daß es von einer hingelegt worden.

Nach glücklich vollendeter Waßer Probe wird Simon Schnellin ferner examinieret.

Sagt mir wie seyd ihr dartzu kommen, daß ihr dem Teuffel gedienet? Wenn ich nichts weiß, kan ich auch nichts bekennen.

Waß ist denn dieses, kennet ihr das Ding? Weil mir das Mütterchen herunterkommen, hatte ich es umb mich gebunden.

Wie kam euch der Teuffel für, als ihr zuerst mit ihm in Bund giengt? Er ist mir nimmer für kommen.

Sagts doch herauß! Ja ich bin dergleichen Sünderin eine, ich will meinem Gott vertrauen.

Welcher Arthen Zauberin seyd ihr gewesen? Ich habe zaubern nichts gelernet.

Ihr hats[1] ja jetzo bekant, daß ihr dergleichen Sünderin eine wäret. Ich habs wol bekant, aber ich habe doch nichts gelernet.

Wie habt ihr lernen zaubern und wie ists euch fürkommen? Ich weiß nicht wie ich dartzu kommen bin, weiß auch nicht von wem ichs gelernet.

Wo kam der Teuffel zuerst bey euch? Er kam in meinem Hauß bey mich.

Wie war er gekleidet? Er hatte schwartze Kleider an.

Warens lange? Ja.

Waß sagt er als er zu erst mit euch redete? Er sagt, ich solte von Gott abstehen und ihm dienen, versprach mir datzu, ich solte alles gnug haben.

Waret ihr noch unverheyrathet als er zu Euch kam? Nein, ich war schon verheyrathet.

[1] Sächs. = habt.

Er ist ja noch in eurem Mägdstand zu euch kommen. Negat.

So weiß ich doch, daß er euch etwas bracht, als er erst zu euch kommen. Er brachte zwar zu eßen, aber ich weiß nicht waß es war.

Legte er sich nach dem nicht zu euch? Er mögte wol bey mich gelegen sein, doch weiß ichs gewiß nicht. Item refert: Wir lagen ja auff meinem Bett bey einander.

Macht er euch irgendwohin einigen Zeichen? Davon weiß ich nichts.

Wie sahe er auß? Alt.

Hatte er einen großen Barth? Er hatte freylich einen großen.

Wenn ihr außfuhret auf den Tanßplatz wie macht ihr es? Der Teuffel bracht mir Salbe.

Wo ist die Salbe? Ich weiß nicht wo sie sein wird.

Gab man euch auch zu eßen, undt tantzet ihr auch? Man gab auch zu eßen, getantzt habe ich nie.

Tantzet ihr nicht umb einen Bock? Die stelleten sich rings umb denselben, und tantzeten also herumb.

Auff was stunde der Bock? Ich weiß nicht auff was er gestanden.

Wo kamet ihr meist zusammen? Auff dem Wasen.[1]

Wenn ihr wegzoget verbrennet ihr den Bock? Ja.

Waß macht ihr nachmahls mit der Aschen? Wir ließen sie da liegen.

Waß sagt der Teuffel zu euch? Er sagt: Röchet euch an den Leuten, aber ich habs doch nie gethan.

Wie ist des Johannis Elgjes Kind das Ding zukommen? R. ignorando.

Als wir euch zum Richter examinierten, war der Teuffel bey euch? Ja, er sagte mir ins Ohr, ich solte frisch leugnen.

Wie hattet ihr den Bund mit ihm gemacht? Er hat etwas von mir, weiß nicht auß dem Finger oder Fuß genohmen.

Wo habt ihr des Sathans Zeichen, den er euch gegeben hat? Ich habe den, meyn ich, an der Hand.

Kamen viel Leute an den Platz zusammen? Ja.

Wo ist das Liecht so ihr mit euch genohmen? Es ist vergangen, denn es schon lange ist, seyd ich abgestanden.

Wo ist die Geige, welche ihr geführet? Sie ist zum Krauß in der Neugaßen.

Wo wird die Geige, gehalten? Auff der Stuben.

In waß für einem Ding haltet ihr sie? In einer Nußschalen.

Wer ist der Geiger gewesen? Der Krauß und sein Weib.

---

[1] Sächs. = Grasplatz, häufig Benennung eines Hatterteils.

An waß fürm Orth auff der Stuben ist die Geige? Ich bin noch nicht gewiß, ist sie zum Krauß oder aber zur Schullerin in der Schwartzgaßen.

Ist denn die Schullerin auch ein Hex? Ja.

Wie viel Compagnien sein zu Creutz? Zwey.

Wer ist der Heerführer unter eurer Compagnie? Hanus Hirling in der Neugaßen und sein Weib.

Auff waß fuhret ihr weg? Auff einer Kehrruth oder sonsten waß wir bekamen.

Wenn der Teuffel bey euch lage, trieb er Unzucht mit euch? Ja, es war eben als wenn mein Man ehlich mit mir lebet, außgenohmen daß es gar kalt ware, sonsten aber gestalt wie andern[1].

Welche war die Geigerin? Die Krausin und die Schullerin.

Wo ist die Drummel? Ich weiß nicht, ist sie zum Hirling oder in der Schwartzgaßen.

Ist die Köllerin auß ihrer[2] Compagnie? Ich hab sie niemahls gesehen.

Die Georg Herberthin denn? Die ist auch nicht auß unsrer Compagnie.

Wie schuffet ihr die vielle Butter? Wir molken an den Atzen, Ecken und Zeunen.

Waß braucht ihr für Wort? Der Teuffel war immer bey uns.

Waß hatten die leere Säcke in der Scheuren zu bedeuten? Der Teuffel bracht Frucht durch Kroten drein.

Wo haltet ihr die Kroten? In einer Kaulen in unserm Schopfen.

Wo ist die Kaule eigentlich im Schopfen? In einem Eck halten wir sie.

Habt ihr von euren Kindern einiges gelehrt? Nein.

Habt ihr vom Teuffel oder von einer andern Zauberin gelernet? Vom Teuffel.

Waß war doch für Materie in dem Scherben? Es war einem Soldaten.

Wo ist die Salbe damit ihr euch fortgemacht? Ich meyne sie sey gantz verschmieret.

Womit schmieret ihr euch? Ich weiß nicht waß es für Salbe ist, die Krausin und Schullerin haben mir dieselbe immer bracht.

Wo habt ihr die Fahn? Zum Hanus Hirling.

---

[1] Sächs. = andre.
[2] Sächs. = eurer.

Welche sind mehr Hexen? Peter Ehrmanin, Hanus Schnellen Daniel.

Wo helt Hirling das Fahn? Auff der Stuben.

In waß hält ers? Ich meyne in einem Tuch.

Von waß ist es gemacht? Von Leinwath.

Wißet ihr keine außwältzige Hexen? Keine weiß ich.

Wie viel Kinder habt ihr getödt? Keines.

Wie macht ihrs mit den Leuten, wenn ihr ihnen das Hertz außnehmet? Wir stachen das Fleisch mit Nadeln auff und machtens nachmahls wieder mit dem Fehl, welches wir abgelöset hatten, zu, undt strichen es mit ein wenig Salbe an.

Wie lang seyd ihr bey ihnen gewesen? Ohngefähr 10 Jahr.

Als ihr geschwämmet wurd, merket ihr es, daß ihr geschwommen? Ich habe das nicht vermerkt, ich meynte aber ich lege auff dem Boden.

Glaubet ihr nun, daß das Waßer eine rechte Prob sey? Das weiß ich nicht ist sie recht.

In loco supplicii.

Wißet ihr noch einige Hexe? Nein ich weiß nun nichts mehr.

Ihr habt ja auff mehr Leute geredet. Ja, es ist wahr, die aber schon von mir bestimpt, undt auffgeschrieben sind.

Sind sie denn nicht alle in eurer Gesellschaft? Nein.

Wie kennet ihr sie denn alle, da ihr doch gesagt, daß ihr außer eurer Compagnie keine kennet? Haben uns auff dem Feld angetroffen.

Waß ihr uns heut bekant, gestehet ihr, daß es wahr sey? Ja.

Habt ihrs aus freyem Willen oder aber auß Furcht geredet? Waß wahr ist, habe ich geredet, und guttwillich bekant. Item refert: Meine Kinder sind dieses Lasters nicht bezugen, man soll es ihnen nit vorwerffen.

6. Prozeß gegen die Hanns Köllerin.

Anno 1700 die 9. Nov. comparuit coram nostris A. Hanus Köllerin, klaget wieder I. Stephanus Maurer oder Gemeind Schmied, vorgebend, wie daß I. Weib einen Schmertzen am Fuß, jetzo und auch noch zu Scheßburg gehabt, weiln aber der Schmertzen zugenohmen, habe I. ihr einen Botten geschickt und sagen laßen: Sie solte ihre Weysen in acht nehmen undt bedenken, er hätte sie im Verdacht als wiße sie, waß seinem Weib am Fuß abgienge, sie solle gar wohl zuschauen, denn wo es nicht beßer würde, so wolte er waß anders anfangen. Item daß I. gesagt: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin etc. wie andre. Solches begehre sie auch zu wißen, wohin es gemeynet sey. R. I. Weiln mir die

Gemeind I. Hoff übergeben, und einen Keller drauff bauen wollen, dawieder ist A. heftig gewesen, undt solches nicht zugeben wollen. Weiln demnach der Schmertzen meinem Weib dermaßen zugenohmen als er vor niemahls gewesen, habe ich freylich A. als habe sie schuld daran, im Verdacht, waß aber die Worte anlanget, da habe niemanden bestimmet.

Testes Actoris.

1. T. Jeremias Schuster ann. 40 c. j. e. f. Inctus hat mich zu A. geschickt, undt sagen laßen, Er habe sie im Verdacht, als seye sie schuldig an seines Weibes wehem Fuß, sie solte die Weysen bedenken, wo es nicht beßer werde, so wiße er nicht wie die Sach mögte außlauffen. Item Wofern A. würde I. Leute schicken, so wolte er denselben keine Antwort geben. Item habe T. gehört, daß I. gesagt: Ich danke Gott, daß ich nicht bin ein Zauberer, ein Ehebrecher undt Todschläger wie andere.

2. T. Leonhard Folbarth ann. 46 c. j. e. f. A. hat mich zu I. geschickt undt fragen laßen, waß er mit dem überschickten Botten gemeinet, sie könne sich in die Sache nicht richten, I. aber hat mir kein Bescheid geben wollen, biß endlich sagt er: Er habe selbige in Verdacht wegen seines Weibes wehem Fuß, sie solte sich undt die Weysen bedenken, denn wo es nicht beßer würde, so mögte etwas größeres drauff erfolgen.

3. T. Jacobus Binder ann. 38 c. j. e. f. idem quod Testis 2.

4. T. Georg Schmiedin ann. 40 c. j. e. f. Sie habe von I. Weib gehört, daß es gesagt: Ich habe zwar auch vormahls einen wehen Fuß aber doch nicht solchen wie jetzo gehabt. Item Zeuge habe gehört, daß die Hanus Elgjesin zu I. gesagt: Nicht laßet es, wiße aber nicht wozu sie es gemeinet.

5. T. Thomas Hirlingin ann. 30 c. j. e. f. nihil ad rem.

6. T. Georg Herberthin ann. 22 c. j. e. f. Zeuge habe von Johann Elgjes Weib gehört, daß sie gesagt: Der Schmied will einige auff Zauberey anreden, wir werden auch sehr von ihnen gefreßen, wenn er nur anfieng, vielleicht mögte es irgendswohin außlauffen, hat aber niemanden bestimpt.

7. T. Georg Schusterin ann. 34 c. j. e. f. daß Zeuge I. Schwieger gefragt: Ob ihrer Schnürig der Fuß geheilet? R. Nein, und sagt weiter, ich befürchte, das böse Arth mögte ihr in die Beine schlagen.

8. T. Georg Kleinin ann. 36 c. j. e. f. nihil ad rem.

9. T. Jeremias Helvig ann. 38 c. j. e. antea repudiatus f. nihil.

Testes Incti

1. T. Andreas Galter ann. 36 c. j. e. f. Johannis Elgjes Weib hat offt zu mir gesagt: Ich solte es A. untersagen, sie freße ihnen das Kind. Item Er hätte von Johannis Wagners Weib gehört, daß sie gesagt: Es seye, als sie hätte melken sollen, eine dicke Kröte unter der Kuhe gelegen, sie aber hätte es für Kuhmist angesehen, die Kröte aber hätte ihr den Melckübel 2mahl umbgestoßen, sie sey hinein gangen und solches ihrem Mann gesagt. Welcher herauß kommen und dieselbe in ein Holtz gespießet, aber sie seye bald davon kommen, den andern Tag habe A. gesagt: sie hätte einen Schmertzen in der Seiten empfangen.

2. T. Michel Merten ann. 46 c. j. e. f. Als mich A. Schwester einmahl anlanget, ich solt ihr ein Ländchen ackern, solches habe ich ihr abgeschlagen, da hat mein Pferd den gantzen Tag ohne auffhören gehärnet, daher ich die Gedanken genohmen, sie hätte es ihm erzeiget.

3. T. Michael Schuller ann. 40 c. j. e. f. Ich habe von A. Schuld zu fodern gehabt, welcher halben wir offt wieder einander gewesen, zu dem hat mein Kind auff 2. Löcher in Armen undt Seiten gewohnen, so daß auch die Ärtzte gesagt, es seye ihm von Leuten, so haben wir A. im Verdacht gehabt.

4. T. Paul Vitsch ann. 37 c. j. e. f. Ich weiß, daß meine Eltern mit A. Eltern wegen Zauberey gethädiget, weiß aber nicht wie es abgelauffen.

5. T. Andres Binder ann. 64 c. j. e. f. Ich hörete vor 6 Jahren, daß Andreas Helvig zu A. gesagt: Sie freße ihm das Kindt, umb solches habe A. denselben vor der Nachbarschafft angeklaget, so habe sich die Nachbahrschafft solcher hohen Sache nicht unterstehen wollen, da hat sie es geduldet.

6. T. Georg Wagner ann. 65 c. j. e. f. Daß A. eine Kuh, undt doch 5 Eymer Sauermilch gehabt, Er habe auch eine, hätte aber kaum einen halben Eymer machen können. Item quod T. praecedens. Item von der Krötte quod T. 1.

7. T. Michael Schmied ann. 36 c. j. e. f. Als A. Vatter gefänglich eingezogen, hat mein Vatter demselben die Eisen angeschlagen, aber bald darauff großen Schmertzen empfunden, so haben wir den Verdacht auff A. undt auff ihre Schwester gehabt.

8. T. Michael Roth ann. 80 c. j. e. f. Einmahl als neben A. vorbey gieng, so kame es mir ohngefähr undt in einem Augenblick zu, daß mir der Mund verrenket ward, also daß ich kaum eßen können, weil ich zuvor nichts gespüret, habe ich dieselbe in Verdacht genohmen.

9. T. Michael Schmiedin ann. 36 c. j. e. f. Daß A. Johanni Elgjes gedreuet, weiln er in seinem Burgerampt Straffe von ihr gefodert, undt gesagt: Er soll mir es recht bezahlen. Item Ich habe mich noch in meinem Magdstanden einmahl mit A. gezanket undt dieselbe eine Zauberin gescholten, aber sie hat mich nicht darumb suchen wollen.

10. T. Michel Schullerin ann. 30 c. j. e. f. idem quod T. 3 maritus.

11. T. Andres Helvigin ann. 36 c. j. e. f. idem quod T. 5.

12. T. Stephen Helvigin ann. 36 c. j. e. f. Einmahl wurde ich A. einen kleinen Pfennig schuldig, welchen sie offt von mir hiesche, undt weiln sie uns fl. 9 schuldig war, haben wir denselben abrechnen wollen, sie aber hat nicht gewolt, indeßen ist uns ein kleines Kind in einer Nacht krank worden und auch gestorben, so haben wir die Gedanken auff A. gehabt.

13. T. Martin Galterin ann. 38 c. j. e. f. daß sie Act. gefragt: Waß kochestu? R. Nichts. Da habe A. gesagt: Waß leugnestu, du kochest ja gehülßte Erbsen, welches also gewesen sey.

14. Andres Schmiedin ann. 70 c. j. e. f. Einmahl als ich in Stephen Schmieds Hauß ware, kamen ihrer 2 und wolten die Sensen tären[1] laßen, da sagte einer unter denen zum Schmied, Er solte ihm die Sense tären. A. Vatter aber sprach: Ich bin der Nachbahr undt also näher als ihr, er soll mir erst arbeiten. Da wandte sich der Schmied umb undt sprach: Aha ich will euch arbeiten, ihr freßet mir mein Kind, welches hier liegt undt ein Krippel ist. Darauff antwortet A. Vatter: Der Teuffel frißts euch und nicht ich. Jener drauff: Der Teuffel hat mit meinem Kind nichts zu schaffen, sondern mit Euch, ihr freßt mir es. Und solches hat A. Vatter geduldet, ob es schon viel Leute gehöret. Item Ich habe A. einmahl einen verdächtigen Hund gescholten, aber sie hats geduldet.

15. Paul Vitschin ann. 80 c. j. e. f. Mein Sohn hat bei A. auff den Hoff ziehen wollen, auff Zulaßung der Obrigkeit, so hat A. gesagt: Ehe er bey mich kompt, soll er den Halß brechen, welches auch also geschehen, denn er von einem Pilsenbaum herunter gefallen undt gestorben. Habe dieses zwar von andern undt nicht von A. selbst gehört.

16. Michael Folbarthin ann. 60 c. j. e. f. Einesmahls wolte A. Mann in unserm Hoff den Graben aufffegen, solches wehrete ihm mein Mann, am dritten Tag ist uns ein Pferd gestorben, so haben wir die Gedanken auff ihn gehabt.

---

[1] Sächs. = klopfen.

17. T. Paul Bitschin ann. 34 c. j. e. f. A. habe zu Teste 15. gesagt: ihr werdet ja nicht alles sagen, waß ihr wißet.

18. Michel Schmiedin Sen. ann. 45 c. j. e. f. Einesmahls ist mein Kind krank und verhext gewesen, so haben wir dasselbe zu curieren öffters auf Bodendorff getragen undt A. Vatter hat uns offt begegnet, endlich kame es so weit, daß das Kind vom Bett nicht kunte fortkommen, da kamen etliche Weiber undt besuchten daßelbe, zu denen sagt das Kind: Der Kauntz kompt alle Nacht bey mich undt giebt mir zu trinken, meine Eltern aber sehens nicht. Nachgehends hat es in 8 Wochen nicht reden können, so haben wir eine Walackin gehohlet dem Kind helffen zu laßen, die sagt: Es wird auch nicht reden, weiln es das gesagt, daß ihm der Kauntz hätte zu trinken geben. Item als A. Vatter im Arest gewesen, hat mein Mann auff Befehl des Richters ihm die Eisen angeschlagen, da sagte A. Vatter: Die Hirren sollen noch manchem kochen, schlagt mir sie nur an. Nach 4 Wochen bekam mein Mann unsäglichen Schmertzen im Leib, da schickte Er mich zu A. undt zu ihrer Schwester, daß ichs ihnen untersagen solt, Er wolle es, wo es nicht beßer mit ihm würde, an einem andern Orth suchen. A. antwortet drauff undt sagt: Wo ihn der Teuffel nicht gnug geritten hat, der Teuffel wird ihn noch mehr reiten, gehet nur hin, den Dreck den ihr hieher bracht, traget wieder mit euch nach Hause. Endlich als mein Mann ein wenig auffkommen und in die Kirchen gehen wollen, trifft A. Schwester hinter ihn undt sagt: Es dienet doch noch ein wenig. Nach dem Tag fort ist Er 21 Wochen gelegen.

19. T. Stephan Töpferin ann. 40 c. j. e. f. Ich und A. haben einmahl eine Wage Hanff mitteinander verkaufft, wie mein Mann A. des Geldes Hälffte übergiebt, mangelt noch ein Poltrack[1], denselben heischet A. undt weiln mein Mann denselben nicht alsbald giebt, so bekompt unser Kind einen Schmertzen am Fuß, daß der Eyter davon weit in der Stuben gefloßen, biß es auch endlich darüber gestorben, so haben wir den Verdacht auff A. gehabt, weiln auch die Ärtzte gesagt: es seye von Leuten.

20. T. Andres Bitschin ann. 28 c. j. e. f. idem quod T. 15.

21. T. Stephan Töpfer ann. 45 c. j. e. f. idem quod T. 19. Uxor.

22. T. Peter Bagnerin ann. 24 c. j. e. f. Einesmahls kame A. undt verwiese mir, sagend: sie habe gehört, wir wollen auff ihren Hoff kommen. Drauff sagte ich: Nein, der Paul Bitschen Sohn soll ja drauff kommen. Da habe A. mit den Händen auff einander geschlagen, undt gesagt: Er soll mir auff meinen Hoff nicht scheißen. Item daß die

[1] Eine kleine Münze.

Elgjesin zu T. gesagt: Ich habe vernohmen, ihr wollet auff A. Hoff ziehen, ich habe keinen anderen Menschen, der mir mein Kind verderbet hätte, als sie im Verdacht. Welches ich A. auch gesagt, A. sagt datzu: Waß frage ich nach den Hunden, die hinter mir bellen und vor mir nichts thun wollen.

23. T. Petrus Kauntz ann. 34 c. j. e. f. Meine Schwieger hat A. immer im Verdacht gehabt. Item Wir haben einmahl mit A. Nüße getheilet undt uns darüber gezanket, da kamen wir so weit wieder-einander, daß ich sagte: Ich habe mich doch nichts für dem Feuer zu fürchten, aber du mögtest dich noch wohl dafür fürchten. Ich habe mein Lebtag kein gutts von ihr gehöret.

24. T. Georg Schmied ann. 80 c. j. e. f. Michael Schmied schickte mich zu A. Vatter, undt ließ denselben auff einen Verdacht anreden, da wolt Er mich nicht anhören, sondern machte mich dartzu greulich auß.

25. T. Hanus Vagner ann. 30 c. j. e. f. Er habe vom Hanus Merten gehört, daß er noch in seiner Jugend mit A. unter dem Pferd-hütten einmahl Vögel zu suchen gegangen, und Hanus Merten hätte etliche, A. aber keine gefunden, A. hätte auch etliche davon begehret, weiln er aber ihr keine geben wollen, sondern dieselbe niedergethan, ist biß er die Pferd auffgespannet eine dicke Krötte drauff gelegen, also daß Er sie da hätte liegen laßen.

26. T. Hanus Merten ann. 32 c. j. e. f. Als ich die Weingärten huttet, und A. in Weingärten bekam und dieselbe verklagt, ist meinem Bruder das beste Pferd gestorben, ideoque notabene suspectus.

Anno 1700 die 17. dec. comparrieret Johann Köllerin coram Generoso Domino Georg. Franck de Franckenstein Judice primario, med. Procuratore Johan. Herberth una cum J. Stephan Maurer et ejusdem Advocato legitime constituto, ubi J. Pars weiter Zeugen producieret, dero fassiones folgende sein:

1. Incti T. Paul Folbarth ann. 55 c. j. e. f. Als ich einstens von der A. ein Pferd entlehnete und damit einen Tag ackerte, den andern Morgen begehrte solches wiederumb, welches sie mir aber nicht geben wollen. Ich sagte: Wenn ihr mirs nicht geben wolt, undt mich in der Arbeit verhindert, will ich euch von dem einen Tag nichts zahlen, an einem Sontag hernach vor der Kirchen kame sie undt sagt: Ob ich ihr denn nichts geben wolte. Ich sagte: Nein, wir wollen vor die Herren gehen, sie sagte: Ich will nicht mit kommen, aber es wird euch gereuen. Und wie ich darauff auß der Vesper kame, fandte ich das Pferd gantz naß schwitzend, führte solches auff die Gaß, es wolte undt

kunte auch nicht gehen, brach nieder, daß ich es nach Hause führen müßen, an dem Tag noch sturbe solches. A. ist immer im Geschrey gewesen.

2. T. Hanus Elgjes ann. 40 c. j. e. f. Als ich A. einsten pfandete, undt ihr eine Ketten nahme, hatte sie gegen der Michel Schmiedin mir gedreyet undt gesagt: Er soll mirs noch bezahlen. Bald nach dem dreuen, kame in einer Nacht ohne Wehtag meinem Sohn in Rücken, sprange von dem Bett auff sagendt: O Jesu, es ist ein großes Weib hier, sie will mir zu trinken geben, daß er so gestalter Sachen ein Krippel worden. Item als ich an der Portion Korn außgetrieben, und sie sich wegerte ihr Quantum zu geben, habe ichs fast außgedrungen. Nach einem Jahr wurde das Kind krank, den dritten Tag ware es todt.

3. T. Hanus Elgjes Weib Sophie ann. 36 c. j. e. f. Als mein Mann der A. Pfand genohmen als Burger, hat sie meinem Mann gedreuet: Warth ihr solt mirs bezahlen, dieses ware gegen Christag, umb Fastnacht kame es meinem Jungen zu, daß er des Nachts in ein großes Schreyen kommen, welcher vom Bett biß auff die Banck, weiß nicht wie, geschlept worden. Den Morgen darauff fragte ich den Jungen, waß ihm die Nacht gefehlet? Er hat gesagt: Es hätte ihm ein großes Weib zu trinken gebracht; waß Er nicht hätte trinken können, hätte sie zum Fenster hinauß geschatt[1], ein gantzes Jahr über umb 1 Uhr Nachts, hat es ein ungewöhnliches schreyen verführet. Wurde an der Ruckknochen verderbet, daß es nunmehr gebückt gehen muß undt ein Krippel ist. Drauff als die Hanus Mertenin gestorben, undt ich mit der Georg Schmiedin auff der Leiche gienge, fragte Georg Schmiedin, ob des Schullers Kind gestorben? Ich sagte: Es seye gestorben. Die Schmiedin sagte ferner: Nur A. hat ihr es freßen, weiln sie sich umb einen Pfennig gezanket. Zeuge ferner regerieret: Es ist beßer daß sie freßen als zum Krippel machen, wie sie mir meins gemacht hat. A. befandte sich unversehens hinter mir, hörte diese Reden, in der Nacht wurde mir das Kind krank, den dritten Tag starb solches.

Anno 1701 die 1. Sept. wurde die Hanus Köllerin als A. partibus ab una, undt Stephanus Maurer I. part. ab altera fürgestellet, an habeant adhuc amplius ad dicendum, ubi A. pars nihil, pars autem I. protestando replicat, se quidem habere aliquot Testes, qui autem occupati in messe produci ex tempore non posse.

Inctus producieret die 2. Sept. coram. gen. dom. de Franckenstein weiter Zeugen.

[1] Sächs. = geschüttet.

1. T. Georg Wagner ann. 65 c. j. e. f. Als Hanus Köllerin einsten daß Gedeiß waschen wollen, hat eben And. Helvig seine Pferde zu dem Brunn allwo A. gewaschen zur Tränk geführet, undt A. auff seiten weichen heißen. Darauff sie gesagt: Die Kinder stehen euch auch nicht zu dick umb den Tisch. Helvig antwortet: Ihr seyd deßen nicht wenig Ursach. A. citierete ihn für die Nachbahrschafft, undt wolte ihn darumb suchen, die Nachbahrschafft aber wolte sich deßen, weiln es eine Hauptsach, nicht annehmen, weiseten zu einem löbl. Judicat, welches sie aber nachgehends nicht gesucht sondern gedultet hat.

2. T. Lucas Roth ann. 34 c. j. e. f. Ohngefähr vor 4 Jahren wolt ich Hanff auff Cronstadt führen, so kame A. zu mir, brachte ein stuck Leinwath, umb daß ich sie mit führen, dieselbe verkauffen undt ihr 2 Gulden dafür bringen solte, könte ich etwa daran erhalten so solte der Überschuß mein sein; da sagte mein Vatter: Laß du das nur bleiben, die Leinwath gilt daselbst nicht einmahl fl. 2, so ließe ich auch davon, A. truge sie wieder nach Hauß, nachgehends in dem Hanffsäen fuhre ich mit dem Pflug hinauß, der Vatter folgete mir nach, welcher sich mit A. begegnet hatten, welche ihn gefragt: Ob er geackert hätte? R. Nein. Darauff ist ihm alsbald das Maul verzirket worden, kam zu mir, da sprach ich zu meiner Schwester: Wie kompt mein Vatter undt lachet, wie Er aber näher zu mir kame, fragte ich ihn, waß ihm fehle, so erzehlte er mir wie es ihm mit der A. ergangen wäre, welches ihm am Maul biß in seinen Todt nicht völlig vergangen.

3. T. Simon Mertenin ann. 36 c. j. e. f. Einmahl trug mein erster Mann einen Sack voll Habern, begegnete sich mit der A. Da sprach sie: Wie krumb gehet euer Mann mit der Haber, gehet undt sitzet euch auch darauff und stoßet selben. Welches mein Mann gehört hatte, der sprach: Mich dünket, ihr seyet auch gestoßen genug. Darauff A. geantwortet undt mit Dreuworten gesagt: Das solt ihr mir noch bezahlen, daß ihr mir so spöttisch antwortet. Ich sagte zu meinem Mann: Warumb habt ihr so spöttisch geantwortet? Darauff Er: Wie sie geredet, so habe ich geantwortet. Nach 3 Tagen wurde er krank, undt unter 8 Tagen starb er. Item A. ware mir Den. 6 schuldig, hingegen hatte A. Mann für mich bey der Stube gehuttet, dafür ich ihm nichts geben sondern die Den. 6 abrechnen wolte, die A. wurde böß undt gieng von mir, bald darauff vergienge mir das Gesicht gantz, daß ich abends wenn die Sonne untergangen nichts sahe. Nachgehends saß ich vorm Heerd auff dem Stuhlchen, so weiß ich nicht wie es mir geschahe, daß ich als tod zu Boden fiele, da kamen meine Dröscher undt funden mich

da, huben mich auff und sprachen: Ich solte nur da graben, wo ich mit dem Haupt gelegen, als ich umbgefallen, ich würde, wo es mir erzeiget wäre, tode Kohlen da finden, welches man auch thäte, undt in Wahrheit also befand, da nahme ich die Den. 6 undt ein halb Brod, gieng zu A. und bath, sie solte allen Haß über mich laßen, und verzeihen. Darauff A. geantwortet: Ihr habt zwar wieder mich gesündiget, aber ich will euchs vergeben, gienge darauff nach Hause, bald hernach bekame ich mein Gesicht wieder.

4. T. Hanus Elgjesin ann. 36 setzet zu ihrem vor abgelegten Zeugniß noch dieses, weil es auß Vergeßenheit unterblieben war, per omnia uti Testis praecedens.

5. T. Hanus Folbarth jun. ein Knecht ann. 20 c. j. e. f. Ich weiß, daß, als A. meinem Vatter gedreuet, uns noch an demselben Tag ein Pferd gestorben. Per omnia uti Pater, Paul Folbarth.

6. T. Bonyta János ann. 54 c. j. e. f. Als ich Kühhirt ware, hatte die A. eine Kuhe, der das Euter immer so voll Milch war, daß wenn ich die Heerde zu Tränke getrieben, die Milch hauffenweiß vom Euder der A. Kuhe gefloßen.

Instituitur Confrontatio, ubi A.

Ad fassionem Andr. Binders, 5 T. R. Ich klagte das meines Vatters Bruder, welcher Honn war, der sagt: kümmere dich nichts, laß es nur auff mich, ich will dafür schon sorgen. Darauff habe ich mich auch verlaßen.

Ad fass. 6. T. Georg Vagner 2. punct. R. Morgens frühe saße ich unter meiner Kuhe und molke, in deßen kompt meine Nachbahrin jun. herauß, ich hörte sie schreyen: Ey Mutter gehet doch her, wie eine greuliche Kröte ist da. Darauff sagte die Mutter: Schlage sie zu Todt; ich habe so fort meiner Arbeit abgewartet, undt nach dem ich die Milch versorget, meine Kuhe mit meinen Nachbahrinnen zugleich außgetrieben. Als wir darauff in die Kirchen giengen, fragte ich meine Nachbahrin, waß sie für ein Geschrey im Hoff verführet? Sie antwortete: Wir haben eine große Krotte getödtet. Weiter hab ich nicht fragen wollen, weiln es mich nicht angegangen. Quoad 1. Ich habe eine gutte Kuhe gehabt, weiln ich ihr öffters Graß zugetragen. Meine Sauermilchstande aber ist nicht mehr als Urn. 2. Oct. 2 groß, welche annoch zu sehen ist, kanns auch mit gutten Gewißen darthun, daß ich keine andre Stande gehabt.

Quoad 2. Punct T. 9. Ich habe bey meinem Leben niemanden gedreuet denn ich weiß, daß auffs dreuen nichts guttes folget: ich bin des zu klug gewesen, daß ich dreuen sölte.

Ad fass. Sophiae Elgjesin. Ich weiß, daß ich auff die Weise bey Gott wil außgeredet sein, ich bin an ihres Kindes Tod nicht schuldig, hab mich auch nicht mit gezankt.

Ad fass. Andr. Schmiedin 14. T. R. Man hat ja meinen Vatter für seinem Ende in der höchsten Marter befraget: Ob er auch mit Zauberkunst behafftet, aber er hat nichts bekant. Quoad 2. punct. R. Se nihil de illa re scire.

Ad 15. T. fass. R. Daß Er, ehe er auff meinen Hoff käme, den Halß brechen solte, habe ich nicht gedreuet, es ist aber an einem Fasttage wie ich in der Kirchen ware geschehen, daß er den Halß gebrochen.

Ad 18. T. fass. R. Wenn ich weiß wer meinem Vatter die Eisen angeschlagen, so soll ich dahinauß nicht gehen, ietzt höre ich erst davon. Es ist zwar ein Weib zu uns kommen, der wir also geantwortet: Wo euer Mann alsdenn erst soll gesund werden, wenn wir ihm helffen, so wird er wohl nimmer gesund, weiln wir ihn nicht krank gemacht, können wir ihn auch nicht gesund machen.

Ad 19. fass. R. Daran waß man mir zuschreibet bin ich unschuldig, ich habe das Kind auch nicht gekennet.

Ad 23. T. fass. R. Man hat von dergleichen Sachen nichts zu mir geredet.

Ad Pauli Folbarths fass. die 17. Dec. prol. R. Ich habe ihm nicht gedreuet, hätte ihm auch mein Pferd gelaßen, aber Zeuge ist auff eine Reise gezogen, daß er also nicht hat ackern können.

Ad fass. Joh. Elgjes. Ich habe ihm in dem Nahmen nicht gedreuet, Gott soll die richten, die es gethan haben.

Ad fassiones Anno 1701 die 2. Sept. prolat. et quidem ad 2. T. R. A. Ich höre das jetzo erst, ich weiß, daß mein Gewißen unbefleckt ist, ich will mich Gott undt einem löbl. Judicat befehlen.

Ad 3tii T. fass. R. Ich weiß nicht wer mir das halbe Brod gegeben, ich erfahre, daß man mir alles übel außleget, waß ich geredet.

Ad 6. T. fass. Ich habe auch eine gutte Kuhe, sie gehet so stoltz gleich als ein Ochs.

Quaestiones.

Ihr werdet geschwemmet werden, wenn ihr schwimmet, waß wolt ihr von euch selbsten halten?

R. Das kan ich nicht wißen, werde ich schwimmen, oder nicht.

Wolt ihr alsdann bekennen? Wie soll ich das bekennen, deßen ich nicht bezügen bin.

So wolt ihr mir nicht bekennen? Ich kann nicht bekennen, wenn ich nicht schuldig bin: ich wills Gott undt einem löbl. Judicat hinlaßen, sie machens nach Belieben.

Ihr solt euch nicht so stellen, wenn ihr ein reines Gewißen hättet? Ich habe ein guttes Gewißen, welches mich nicht verdammen wird.

Keine Hexe kann Zähren vergießen? Es sind Leute die mirs bezeugen werden, daß ich geweynet.

Aber für den Richtern weißet es sich, ob sie Zähren vergießen können? Ich habe Zähren gnug vergoßen.

Weßen das Hertz voll ist, des gehen die Augen über? Ich schreye in meinem Hertzen zu Gott.

Nach glücklich vollendeter Waßer Probe wird die Köllerin abermahl fürgestellet undt examinieret.

Bekennet ihr, daß ihr eine Hexe seyd? Weil mich das Waßer nicht eingelaßen, erkene ich, daß ich eine seye.

Wie habt ihr den Bund mit dem Teuffel gemacht? Ich habe keinen mit ihm gemacht.

Wie habt ihr euch dem Teuffel unterhalten? Er kam als ein Edelmann, manchmahl schwartz, manchmahl grün gekleidet, undt gab mirs gar hübsch für. Item ich bin mit diesen beyden, welche mit mir sterben sollen, hinaufgereiset.

Als der Teuffel erst bey euch kam, waß bracht er euch? Er brachte ein Braten undt einen gutten Wein.

Ist er iemahls bey euch gelegen? Nein, aber vors Bett ist er offt kommen.

Wenn ihr außfuhret, auff waß setzt ihr euch? Auff einen Bock oder Gemse.

Mit waß schmieret ihr euch ein, wenn ihr außfuhret? Unter wehrender Zeit daß ich gefangen gelegen, hat der Teuffel die Salbe auß meinem Hauß weggeschafft.

Waß thät ihr bey dem Bock auff dem Platz? Wir küßeten ihn ans Gesicht. Wenn die Hahnen kräheten, so musten wir alles laßen und nach Hause eylen.

Ist der Teuffel ie bey euch gelegen? Ja.

Ists gewesen als wenn euer Ehemann bey euch lage? Nein, denn es ist kalt gewesen, sonsten hat er sich eben so wie mein Mann gestalt.

In loco Supplicii Interr.

Sagt waß ihr weiter wißet? Ich habe alles bekant waß ich gewust. Sagt doch wo die Geige ist? Ich weiß es bey Gott nicht.

Ich frage euch ob ihr alles waß ihr bekent nach Antrieb eures Gewißen oder aber auß Furcht geredet? Waß mir mein Gewißen gegeben, habe ich bekant.

Sie ist befraget ob die Kinder auch solcherley Kunst behafftet? Nein, ich habe nichts erfahren, weiß auch nichts davon, ich sehe ja die Stunde meines Todes für Augen.

Deliberatum.

Demnach ein löbl. Gericht jeder Parten Proposition, Replique, Allegata, Testium fassiones in genaue Confrontation gezogen, die sehr verdächtige Umbstände aber so die in causam Attractae vielfältig mit dem Zeugenverhör wegen ihres geführten Magischen Lebens aggravieret, das notwendige Examen mit ihnen zu halten, vermittelst welches auch die propria oris confessio auß ihnen gebracht worden; als hat ein hiesiges löbl. Gericht so wohl ex dictamine legum Divinarum, Naturae & Civilium prositivarum als auch dictante aurea aequitatis Regula vor recht befunden, daß die in causam Attractae zwar wegen ihres bißhero geführten Teuffelischen Lebens, das Feuer zum Lohn bekommen solten; in Ansehen aber, daß dieselbige freywillig ihr gottloses Verbrechen gestanden, ist ihnen diese Gnade erwiesen, daß sie erstlich durch das Schwerd vom Leben zum Tod sollen gebracht, dann aber derselben Leiber auff dem Scheiter Hauffen verbrennet werden, undt solches von rechts wegen.

7. Prozeß gegen Joh. Hirling und Frau.

Anno 1700 die 5. Maji comparuit A. Johann Hirling klaget wieder I. Andream Schuster, vorgebend, wie daß unterschiedlich Gered von ihm im Schwang gegangen, als hätte ihn I. etwa in einem Verdacht, welches auch durch I. solte außkommen sein, begehre demnach zu wißen, in waß Er ihn verdenke, auch solte solchem I. einen Schein machen.

R. I. Als ich in meiner Scheuren drasche, kame A. und gieng gerad auff der Kornlage in meiner Scheuren vorüber, da er doch sonsten Raum genug hatte, zu waß End ers gethan, weiß ich nicht.

Repl. Actor. Ich wolte den Reyen auffegen, undt dem Waßer wehren, damit es nicht auff meinen Hoff undt ins Hauß kommen solte.

Testes Actoris Johannis Hirlings.

1. T. Peter Merten ann. 43 c. j. e. f. Ich habe von meinem Schwager gehört, I. solte gesagt haben, er hätte Schaden empfangen, nehmlig ein Paar Sohlen, undt Corn metr. 2. hätte auch dieser gestohlenen Sachen wegen niemanden als A. im Verdacht.

2. T. Hanus Kinn ann. 38 c. j. e. f. Einsten als wir zu I. gedröschen haben, sagte I. unter andern: Ich habe meinen Nachbahr nicht in einem gutten Verdacht.

3. T. Jacobus Herberth ann. 53 c. j. e. f. Einmahl da ich undt I. mitteinander von Scheßburg kamen, sagte Er: Ich weiß nicht wie es hergehet undt wie ich geschoren werde? Ich fragte die Ursach, er sagte: A. seye zu ihm in die Scheuren kommen undt gesagt: Er wolte den Reyen aufffegen, da er doch keine Haue bey sich gehabt; I. hätte gesagt: Wenn ihr wolt aufffegen, so gehet in den Reuen hin, ich bin nicht gar gutt über Euch, waß gehet ihr in meinem Corn hinundtwieder.

4. T. Thomas Semp ann. 45 c. j. e. f. Inctus hat zu mir gesagt, es seye A. in seine Scheuer kommen undt gesagt: Er wolte den Reuen fegen, hätte aber nichts außgefegt, auch keine Haue bey sich gehabt. Item daß I. geklaget, es seyen ihm Ein Paar Sohlen undt 2 Metr. trit. auß dem Keller verlohren worden, er hätte einen nicht weit wohnenden im Verdacht. Item Incti Mägdlein seye einmahl nach Hause kommen, sagend: Wie eine große Nater ist in A. Hauß gewesen.

5. Testis Georgius Vitsch ann. 20 c. j. e. f. Andres weiß ich nichts als daß I. gesagt: A. seye zu ihm in die Scheur kommen.

6. T. Andreas Galter ann. 36 c. j. e. f. Actor kam einmahl bey mich undt sagte: Ich meyne euer Schuster hat zimlich viel auff mich geredet, drauff sagte ich: Er hat andres nichts als ihr wäret ihm auff der Lage herumbgegangen, geredet. Warumb habt ihr das gethan? I. antwortet: Weil ich nicht gerne wolte auff dem schönen Corn hin gehen.

7. T. Michael Binder ann. 38 c. j. e. f. Es schickte uns A. zu I. wir sollen ihn fragen, ob er noch also wie vorhin rede. Darauff sagte I.: waß ich geredet habe das rede ich annoch, undt will auch dabey stehen.

8. T. Mies Helvig ann. 38 c. j. e. f. Ich habe von I. sagen gehört: Seyd daß A. bey uns kommen, will mein Corn nichts geben, er ist auch nur neulich zu mir in die Scheuren kommen, undt auff der Kornlage herumbgegangen, daher habe ich ihn in keinem gutten Verdacht.

Testes Incti Andreae Schusters.

1. T. Petrus Schuller annor. 70 c. j. e. f. Ich habe Actori angewiesen, er solte I. vermahnen den Reuen zu fegen, welches A. auch gethan. Darauff I. mit Unmuth gesagt: Ich will dafür schon sorgen; wie A. wieder zu mir kame klagte er, wie daß I. darüber beschweret worden. Item daß I. zu mir kommen und gesagt, daß weiln ihn A. vermahnet, er darüber ungeduldig worden. Item daß I. den A. immer im Verdacht gehabt und gesagt: Ihr Corn wolte nicht so gutt geben als des A., weiß ich auch.

2. T. Paul Herberth ann. 54 c. j. e. f. Einsten da wir ins Feld außfuhren, sagte I. Es sind etliche umb uns, die haben alleweil Corn gnug, ob sie schon nicht viel säen. Ich fragte, wer dieselben wären, da wolte er niemanden bestimmen, sondern sagte: Ich habe Gedanken genug, aber was kan ich doch anfangen?

3. T. Andreas Schnell ann. 47 c. j. e. f. Da wir einmahl mitt einander redeten, sagte I. Es kompt immer einer in meine Scheure, aber wenn er mehr kompt, mögte ich ihn mit dem Pflegl auff den Kopf schlagen.

4. T. Georg Schnell ann. 36 c. j. e. f. Als wir einmahl bey einander waren, sagte I. Ich plage mich daß ich fast nicht mehr kan, und kan doch nichts überkommen, mancher meiner Nachbahr arbeit[1] nicht viel und hat doch mehr als ich. Hernach sagte ich zu der Nachbahrn einem, die Leute sagen ihr arbeitet nicht viel, oder aber arbeitet Euer Weib nicht gerne. Darauff sagte er: Mein Weib würde einen ansehen, daß sie nicht mehr als wie die arbeiten könte.

5. T. Georg Herberthin ann. 40 c. j. e. f. Es kame A. Weib vor 2 Wochen bey mich undt sagte: Sie wären mitteinander auff der Busch-Reise[2] gewesen, da man geredet, es wäre einer in I. Scheuer gewesen, und jetzo sagen sie, es seye mein Mann gewesen.

6. T. Michael Folbarth ann. 29 c. j. e. f. Daß habe ich gehört, daß der Georg Schobel zu A. sagte: Ich wolte gerne ein Wort mit euch reden, wenn ihr allein wäret, habet Gott für Augen und bespiegelt euch an uns, die Leute reden auch von Euch viel, wenn der geringe Mensch seine Sachen also wie Ihr besorgete, so würde es ihm auch also gehen wie es Euch gehet.

7. Test. Hanus Bagner ann. 30 c. j. e. f. idem quod praecedens.

---

[1] Sächs. = arbeitet.

[2] Gemeindearbeit im Wald.

8. T. Georg Schwartz ann. 60 c. j. e. f. Ein Soldat, welcher zu mir im Quartier gelegen, N. Reidisch, sagte einmahl: Entweder ist A. oder sein Weib eine Hexe.

9. T. Paul Schwartz ann. 33 c. j. e. f. Es fiele einmahl A. Pferd eines, als wir beyeinander ackerten zur Erden, welches nicht rechte Geberden an sich hatte, da bate mich A. umb einen Strick, welchen ich ihm auch hingab, als Er mir solchen wieder brachte, legte ich den an meiner Ochsen einen, da geberdet sich der Ochs eben wie A. Pferd, und von der Zeit an gieng es immer mit dem Ochsen so her, darüber machte ich mir auch nicht gutte Gedanken. Item Als ich für seinem Hauß vorbey fuhre, geberdet sich der Ochs eben also.

10. T. Hanus Folbarth ann. 23 c. j. e. f. idem quod 9. testis praecedens.

11. T. Georg Vitschin ann. 28 c. j. e. f. Wie ich einmahl zu I. in die Scheuren kam, weineten Er und sein Weib: Ich fragte warumb sie weineten? da antworteten sie: Wir haben 16 Hauffen Corn gedroschen, undt haben nur 3 Cub. davon auffgenohmen. Ich fragte weiter: Ob man es weg gestohlen? Da sagten sie: Waß gestohlen! Es verschwindet also, daß wir nicht wißen wo es hinkompt.

12. T. Catharina Filia Pauli Vitsch ann. 17 c. j. e. f. Vor 4 Tagen hörete ich von A. Weib, daß sie sagt: Wenn sie nur das Mägdlein nicht hätte; und wenn es stürbe, wolte sie keinen Zähre Tropfen drumb vergießen. Item sie hätte auch einen bösen Fuß, dörffte es aber nicht sagen.

13. T. Peter Schullerin ann. 66 c. j. e. f. Ich weiß andres nichts, als daß ich einmahl zu I. war und sahe ihn dröschen, so sagte ich zu ihm: Ihr habt hübsch Coren, I. sagte: Ja, aber es giebt nichts.

14. T. Paul Schuster ann. 64 c. j. e. f. Inctus kame zu mir, sagte, man hätte ihm Schaden gethan in der Scheuren, er hätte es auch Peter Schullern gesagt, welcher ihm auch Anweisung gegeben, er solle A. anreden.

15. T. Thomas Pilder ann. 36. Ich weiß nichts, ohne daß A. Corn verkaufft, undt das kompt mir seltzam für.

16. T. Michael Schmied ann. 35 c. j. e. j. idem quod 7. Actoris T. Mich. Binder.

17. T. Georg Binder ann. 25 c. j. e. f. Ich habe nichts erfahren von A., ob Er schon bey uns auff dem Hoff gewohnet.

18. T. Petrus juvenis Pauli Folbarths filius ann. 21. Ich weiß übels nichts von A. zu sagen, habe auch kein Böses von ihm gelernet, ob ich ihm schon den Pflug getrieben.

19. T. Michel Schusterin Barb. ann. 27 c. j. e. f. Ich habe zu I. gesagt: Er solle ihm nicht Mühe machen, drauff sagte I., ich will es nicht laßen, weiln mir A. durch die Scheuren gegangen.

20. T. Peter Bagnerin ann. 23 c. j. e. f. Daß die Leut gesagt: A. Vatter hätte immer einen Sack mit Geträd in der Scheuren gehabt.

21. T. Barbara Filia Hanus Hirl[ing] ann. 21 c. j. e. f. Sie habe von etlichen Soldaten gehört, A. Weib hätte gesagt: Wenn ich nur das Mädlein nicht hätte, es wird auch der Weltlauff nachgehen müßen.

22. Hanus Schuster ann. 46 c. j. e. f. Daß ihm der Corporal einen Czedel gezeiget undt gesagt: Leset, das ist das Hexen-Register, da habe ers gelesen, undt auch Hanus Hirlingin drin gefunden, so habe Er gefraget undt gesagt: Es seien etliche Hirlingen, weiß derowegen nichts welcher es unter denen sey. Da sagt Corporal: Es seye A. Item habe ich gehöret von T. 6. daß der Schobel A. also angeredet, waß T. 6 auch selbsten gezeuget.

Anno 1701 die 2. Sept. erscheinet abermahl coram Ampl. ac Gen. Domino Georgio Franck, Actor Johann Hirling undt Inctus Andreas Schuster, da Inctus weiter nachfolgendes Zeugniß stellet:

T. 1. inter praecedentes 4 tus Georg Schnell fassioni suae addit. Es legete der Corporal A. Soldaten zu mir ein, der sagte: Die Hanus Hirlingin ist gewißlich eine Hexe, und wenn sie nicht eine ist soll man mich an ihre statt verbrennen; denn einsten da ich meinem Pferdt Habern geben wolte, hat es weiln ihm A. Weib den Mundt versperret, die nicht freßen können. Ich sagte zu ihr, du Hexe, wenns nicht beßer wird, will ich dich verbrennen laßen. Darauff A. Weib gesagt: Er solte den Habern nur reitern, so würde das Pferd bald freßen, welches Er auch gethan, undt nachdem er den Habern gereitert, habe das Pferd davon frisch freßen.

2. T. Uxor praecedentis ann. 42 c. j. e. f. idem quod maritus.

3. T. Paul Binderin ann. 38 c. j. e. f. Als ich und A. Weib einsten von Hexerey zu reden hatten, fragte ich unter andern, wie es mit ihrer Action beschaffen? Sie antwortet: Sonsten fürchte ich mich nicht, ohne weil manche Leute sagen, das Waßer seye nicht gerecht.

4. T. Christel Radoscherin ann. 38 c. j. e. f. Ich ware bey nechst bezeichnetem Teste im Weingarten als A. Weib dieses waß T. 3 zeuget redete, und bekenne solches mit guttem Gewißen.

5. T. Georg Schwartzin ann. 42 c. j. e. f. Es kame der Soldat, welcher zu Georgio Schnell und vor zu A. gelegen war, und sagte: Mein Wirth scil. A. vollendet seinen Ackerbau in 3 Tagen, undt sein

Weib verkauffet hinter ihm so viel Korn, als sonsten ein Paur in allem zu haben pflegt. Item sagte er: Sein Pferd seye 3 Tag krank gewesen undt nichts freßen können, darumb er A. Weib angeredet, und sie eine Hexe gescholten. Da habe sie gesagt: Er solte das Reiter auff des Pferds Lenden legen und den Habern auff des Reiters Boden, so würde es beßer werden, welches nach deme ers versucht, auch also geschehen sey.

6. T. Georg Schwartz ann. 50 c. j. e. f. Daß gedachter Reuter von A. dieses geredet: Entweder ist mein Wirth oder meine Wirthin eine Hexe.

7. T. Michael Folbarth ann. 25 c. j. e. f. Ich weiß anders nichts, ohne daß ich einmahl in der Müllen vom Müller hörete, der Georg Schobel hätte gesagt, A. seye nichts beßer als Er.

Deliberatum. Demnach Inctus deßen waß er geredet so wohl von einem bösen Verdacht artis Magicae, auch von Dieberey, dabey aber nichts scheinbahr machen oder richtig beweisen können, Actor aber auch etlicher maßen sträfflich erfunden worden, als sollen sich beyde Parthen mit dem Gericht vergleichen.

8. Hexenprozeß in Schaal.

Anno 1753. die 7. Martii wird durch uns unterfertigte in puncto fascinationis wieder Agnetham Volsnerin, und Annam Majin in dem Königlichen Dorff Schaal[1] ex Officio folgende Inquisition peragiret accepta Commissione Tit. Domini Consulis.

1. Honnes Reicheit Annor. cir. 56 juratus fatetur: Vor ohngefehr 20 Jahren ware mein Weib bey eines hiesigten Bürgers Georgii Schüllers etwa 10jährigtem kranken Kind gewesen, und bey selbigem die erste halbe Nacht gehüttet, zur Mitternacht kam mein Weib nacher Hause, legte sich neben mich nieder, schlief ein, und das Feuer brennete hell, sogleich aber fing sie an recht schändlich zu thun, ich stieß wieder selbe, worüber sie erwachete und sagte, es wäre die Agnetha Volsnerin bey ihr gewesen, und habe ihr zu essen gegeben, es gab mein Weib sogleich eine gedürrete Zunge samt einem Stück daran hangenden Gurgel von einer Gänse aus, sagte aber es wäre noch waß bey ihr, welches die Agnetha ihr beigebracht habe, und es wäre ihr übel. Den folgenden Morgen gab ich meinem Weib zum erbrechen ein, worauf sie ein Stückel Wachß, worinnen allerhand Haare eingewickelt waren, und eines Fingers dick war, außgab, die Zunge und dieß Stückel Wachß nahm ich und

---

[1] Schaal ist ein Dorf, das zum Mediascher Stuhl gehörte.

zeiget es den nehmlichen Tag dem gantzen Dorff: bey Gelegenheit der Müllen-Arbeit. Die Agnetha Volfnerin gieng hierauf von hier durch und kam in 2 Jahren nicht wiedrum nacher Hause, ansonsten sie damals würde gefangen worden seyn. Das Kind, bey welchem mein Weib gewachet hatte, starb auch, sonst ist so wohl diese Agnetha, welcher ihre Schwester auch zu Mortesdorf verbrennet worden, als auch die Honnes Majin wegen Hexerey beschriebene Personen.

2. Georg Volfner sen. annor. circ. 60 jur. fatetur: Vor 26 Jahren und just in dem Jahr, da der Agnetha ihr Mann Hann und ich bey ihm Vierl-Mann[1] waren, in der Fasten-Zeit kam einst diese Agnetha zu mir Spähn begehrend, so sagte zu ihr, wo kommet ihr so weit zu mir um Spähn, da ihr doch 4 Ochsen und große Knechte habt, darzu mehr Holz und Spähn im Hof als ich, indessen könnet ihr ja Spähn nehmen, wo es euch an meinen Spähnen gelegen, hiermit ging sie hinaus, weiß aber nicht ob sie welche genommen oder nicht, gestalten ich sie nachdem ich bald hinausging nirgends sahe. Die folgende Nacht drauf sahe meine 2 Ochsen traurig und konnten nicht fressen, nicht lang nach dem begegnete Sie mir auf dem Feldt, und fragte mich waß meine Ochsen macheten, ich antwortete, sie liegen da und können nicht fressen, hierauf versetzte sie: sie werden verhexet seyn, denn so bald ein Mensch oder Viehe krank wird, so heist es die Truden haben es gethan, der eine Ochs crepirete, der andere aber fraße so dann ein gantz Monath lang nur Erden in specie von denen Maulwurfen auf dem Felde, ob ich schon Futter genug hatte ihme zu geben, endlich genase er.

3. Honnes Volfner annor. 61 jur. fatetur: Vor 7 oder 8 Jahren circiter, als der Marian Mangel noch hier wohnete, war Er mein Nachbar, einesmals gienge ich in mitternacht hinaus in Hoff, indessen hörete des Marian Mangul Kühe eine börlen[2], ich trate nahe hinzu, und sahe, daß die Honnes Majin unter der Kuhe war dieselbe zu melken, und des Marian Sohn lag neben der Wand und sahe sie auch, wollte sich aber nicht rühren aus Furcht, endlich wendete Er sich liegendt, solches hatte sie wahrgenohmen, und wieschte zum Thor hinaus, und machte sich in den Graben, ich kennete sie wohl, denn ich war nur 3 Schritt von ihr, und sie hatte einen Topf, so etwas größer als von einer Maaß war, hatt aber noch nichts gemolken, gestalten die Kuhe müßig war und nicht Milch gab. Nach 3 Tagen spürete auch an meinen Kühen, daß sie morgends gemolken waren, deßen ich gleich die Majin

[1] Sächs. = Viertels-Mann; das Dorf war in 4 Quartale eingeteilt.
[2] Sächs. = brüllen.

in Verdacht hatte, mithin nahme mir Gelegenheit vor der Kirchen, als unter andern vielen Leuthen auch diese Person zugegen war, davon zu reden und sagte: Merket euchs ihr Weiber, die es ist, ich werde aufpaßen und wenn ich sie unter meiner Kuhe finde, so werde sie mit der Mistgabel so anpflocken, daß sie gewiß nicht fort wird gehen; von der Stund an hatte mein Vieh Frieden.

4. Martin Graef annor. 47 juratus fatetur nihil certi.

5. Daniel Gunesch annor. 41 jur. fatet.: Vor etwa 9 Jahren kam die Majin einen Morgen zu mir und begehrete Milch von meinem Weib, weil sie aber keine Milch ihr zu geben hatte, beschiedte[1] mein Weib selbe auf den Abend zu kommen, ich war dazumal just im Begrief auf Hermannstadt zu gehen, die Majin war aber nicht kommen. Mein Weib hingegen hatte auch die Kuhe nicht melken, auch nicht einmal in die Nähe zu ihr kommen können, indem selbe wieder ihre Arth gelauffen, als wenn sie rasend wäre. Als ich nach Hause kame, klagte mirs mein Weib, den Abend wie die Kühe kamen erfahre es also, wie mein Weib mirs erzehlet hatte, daß kein Mensch in die Nähe bey die Kühe kommen könte. Dieses sahe zugleich ein Mann von Schorsten, so Frucht zu kauffen kommen war, welcher uns lehrete, man solte die Kuhe mit der Ofen-Ruthe schlagen, denn solche Schläge müste die beschädigende Hex empfinden. Ich wolte dieses probieren, kunte aber nicht beykommen die Kuhe zu erreichen, und die Kuhe liefe geradt vor der Majin Thor, hielte den Kopf übers Thor und börlete in Hof hinein, darauf trafe diese Person auf dem Feldt allein an, und setzte sie zur Rede, endlich hernach änderte es sich mit der Kuhe, daß sie wieder tractabel ward, wie sie zuvor war.

Die Honnes Volfnerin betreffend, welche wegen Hexerey sehr beschrien, so ist uns mit ihr dieses passieret: Im verwichenen Sommer war mein Weib genöthiget in dieser Volfnerin Revier befindlichen Ofen zu backen, und zwar mit Vergünstigung derer Nachbar[2]. Nachdem mein Weib das Brodt ausgethan, schüttete Sie Pflaumen ein, nicht wißendt, daß diese Volfnerin auch eben die nehmliche Intention gehabt, gnug mein Weib ward sogleich vor dem Ofen krank, und zwar dergestalten, daß wir auch an ihrer Wiedergenesung zweiffelten. In zwischen traff die Honnes Lutschin, hiesige Schusterin, hin, mein Weib zu besuchen, diese

---

[1] Sächs. = bescheiden, antworten, wohin weisen.

[2] Vgl. das Sieb.-sächs. Wörterbuch über Backhaus I. 384. Ein interessanter Beleg, daß noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht jedes Haus auf dem Dorf den Backofen hatte.

sagte wir solten nicht wundern, warum mein Weib so plötzlich krank wäre worden, der Backofen sei Schuld daran, denn die Wolfnerin hätte sich beschweret, warum mein Weib Obst eingeschüttet, denn es hätte die Volfnerin auch Obst einzuschütten gehabt, und nun solte ihr Obst zu Hause verderben, endlich wurde es meinem Weib beßer, wurde aber noch zweymahl hart krank, bey der letztern Krankheit ließen wir eine Wallachin kommen mein Weib zu schmieren, ex post habe gehöret, daß diese Wolfnerin bey der Nacht zur benannten Wallachin kommen und ihr verwiesen, warum sie mein Weib zu schmieren sich unterstanden auch mit Bedrohung, die Wallachin gar zu tödten, woferne sie dergleichen mehr thue, oder mir was davon sagen würde.

6. Georg Koch annor. circ. 46 jur. fatetur: Ich habe von meiner Kindheit an immer das Geschrey von der Volfnerin gehöret, daß sie eine Hexe seye, auch sind ihr viele Beschuldigungen gemacht worden, unter andern hat sie sich einer Begebenheit schuldig gegeben durch die Flucht von hier, denn es geschahe vor etwa 19 Jahren, daß meines Weibes Brüderchen, ein Jung von 10 Jahren, mit der Wolfnerin Söhnchen von einer Gleichung in der Schul gezanket und jenner immer diesen geschlagen hatte, wie nun der geschlagene es seiner Mutter weinend geklaget, daß des Georg Schüllers Jung Andreas ihn geschlagen habe, so besinne mich, daß mein Schwagerchen den folgenden Morgen sich beklagete, und den 4ten Tag darauf sturbe, mein Schwieger Vater schriebe des Kindes Krankheit und Todt der beschriebenen Wolfnerin zu, gieng deswegen bey die Obrigkeit, um durch Erlegung der Gerechtigkeit[1] benannte Person arrestieren zu laßen, sie hatte aber solches erfahren und hatte die Flucht genommen, kam auch in gantzen zwey Jahren nicht wieder. Der Jung, mein Schwagerchen, wehrenden seiner Krankheit schrie allezeit, wir solten ihn von der Wolffnerin retten, man solte sie nicht bey ihn laßen, denn sie zwicke ihn, und wolte ihn würgen.

7. Honnes Cziegler annor. 44 jur. fatetur: Vor 3 Jahren bekam meine 14jährigte Tochter an dem rechten Fuß vom Knie hinunter eine dicke Geschwolst, eine Haut ware wie die andre, und nirgends auch nur ein Löchel einer Nadel=Spitze groß zu kennen, bey allen angewendeten Mitteln war nicht die geringste Beßerung zu spühren, lag also einem Krippel gleich bey nahe 7 Wochen, wehrender dieser Zeit kam die Inquisita Agnetha Volfnerin ohne einige Ursach gehabt zu haben in dem Tag biß 3mahl zu mir, sagende: wir sollen nicht etwa die Gedanken hegen, daß diese Krankheit von denen Bösen herkomme, nein! Denn

[1] So wurde das Gerichtsgeld genannt.

Gott schicke dem Menschen allerhand Kreutz zu. In der 7ten Woche brach meiner Tochter dieser Fuß auf, und sie selbsten hatte in meiner Abwesenheit, mit einer Nadel aus ihrer Wunde in Gegenwart meines Weibes ein Stuck Knoch oder Bein etwa eines Fingers lang, und aussehend, als wenn es von der Schulter eines Rind, oder Horn Viehes seye, herausgegriebelt, welches denn mein Weib veranlaßet, dem HErrn Jurato, und mirr damahls beysammen befindlicher gantzen Hochzeits-Gesellschafft dieses Bein zu zeigen. So bald vor benannte Inquisita, so gleichfalls auf sothaner Hochzeit gewesen, solche Herausnehmung aus meiner Tochter der Knochen erfahren, hat sie sich von daher reterieret, ist auch nicht wiederum dahin gekommen, nachhero sind noch 5 etwas kleinere Knöchelcher in meiner und meines Weibes Gegenwart aus meiner Tochter Fuß gezogen worden, worauf sie wiederum geheilet und Gott sey Dank davor nicht den geringsten Defect am Fuß behalten hat. Nachdeme die erste Knoche[1] heraus war, ist Inquisita nicht mehr in mein Hauß gekommen, biß auf gegenwärtige Stunde. Meinem Wißen nach kan mich wohl auf nichts besinne(!), wormit ich die Inquisitam so wohl vor als nach Krankheit und Genesung meiner Tochter beleidiget haben solte, es sey denn daß der Zorn noch von daher seye, weiln mein seeliger Vater 2 hiesigte Weiber als Hexen hat verbrennen laßen. Überhaupt aber werde beyde befragte Inquisitae in hiesigtem Dorff vor Hexen gehalten.

8. Honnes Vngar annor. 38 jur. fatetur: Vor 3 Jahren lag ich neben meinem Weib auf dem Bett und schlief, zu Mitter Nacht stieß mein Weib an mich schreyender: hört höret! wie schlaffet ihr: ergreifet sie, ergreifet sie! Ich sahe niemanden, dahero ich auch niemanden ergreiffen kunte, also recket sie ihre Hand gegen meine Hand, sagte, sehet sie ist weg, aber das Glaß woraus sie mir hat wollen zu trinken geben, habe ich ihr aus der Hand genommen. Hierauf stunde ich auf, zündete das Feuer an und nahm das Glaßel aus meines Weibes Hand, besahe es wohl, unser war es nicht, in diesem Glasel war ein trüber gelbligter liquor mit allerhand Haaren und andern schändlichen Sachen, ich nahme das Glasel und brachte es zum hiesigten HErrn Jurato. Mein Weib hatte die Gedanken, die Agnetha Volfnerin hätte ihr zu trinken geben wollen.

9. Anna Uxor Georgii Schullers annor. circ. 40 jur. fat.: Nachdeme mein Mann vor etwa 13 Jahren sich mit dem Honnes Maji vergesellschafftet hatten, und mittelß Zusammenspannung unserer und

[1] Sächs. ist Knochen fem.

seiner Ochsen einen Pflug macheten, ward die Anna Majin gar zu dreist zu uns, so daß sie fast alle Abend zu uns kam und Milch etc. begehrete, eine Weile hindurch gab ich selber mehr aus Furcht als guttem Willen, da es mir aber zu viel werden wolte, schlug ich ihr ihre Bitte zu verschieden mahlen verweißlich ab, warum sie denn immer zu mir, und nicht auch zu andern Leuten begehrete, sie wiße, daß wir auch arme Leuthe wären, und das unsrigte braucheten. Hierüber ward sie zornig, und gieng weg, noch in dieser Nacht ward mein 2 ½ jähriges Mädel (welches frisch und gesund niedergelegen ware) zur Mitternacht krank und sturb den folgenden Tag zur Fruhstucks-Zeit. Ich selbsten bekam darauf von selbsten eine Geschwölst an dem rechten Fuß, welche endlich in 12 schändliche Wunden ausbrach, wormit ich mich bis 1 ½ Jahr elend schleppete. Ich ging bey der Anna Mayin Mutter Schwester Annam, eine hinterlaßene des Andreas Volfners als bey eine auch sehr famose Hexe, fragte selbige mit höflichen und gutten Worten, waß ich doch zu thun und womit ich meinen Fuß würde heilen können? Sie ertheilete mir die Antwort: ich solte nicht bekümmert seyn, es wäre mir nur auf eine Zeit gemacht worden, wenn solche verfloßen, würde mir der Fuß beßer werden, iedoch aber wolte sie mir einige Blätter zum auflegen geben; sie brachte mir auch solche, wormit ich meinen Fuß bindete, auch würklich heilete. Ich ward schwanger und zeigete noch 3 Wochen vor der gewöhnlichen Zeit ein Mädel, welches Kreutz weiß über das Gesicht von einem Ohrwaschel an über den Mund, Kinn und völliges Brüstel ein ungewöhnlichen Strohm[1] eines Fingers breit, mit auf die Welt brachte, aus diesem Strohm[1] wurden nachhero Blattern, als wenn das Kind mit siedendem Waßer verbrennet wäre, von allen gebrauchten Mitteln wolte keines helffen, worauf ich dann auf Neudorff, Löb. Herrmannstädter Stuhls, bey eine Wallachin fuhr, diese entdeckte mir, daß das Kind noch in Mutter Leibe von den Hexen seye verbrennet worden, sie lernete[2] mich, waß ich vor Species zu einem Salbel nehmen, und das Kind damit schmieren solte, ich thats und brachte es so weit, daß das Kind bald geheilet ware. Zweifels ohne müßens die hiesigte Hexen nicht gerne gesehen haben, daß es solte curirt werden, dahero bekam es in einer Nacht diesen Zufall: wenn es saugen solte, that es den Mund auf, war begierig zu saugen, fing auch an, sobald aber etwas Mutter-Milch in sein Leibchen kam, wurde ihm der Leib biß an den Kopf hinauf so gar auch die Kehle dergestalten aufgetrieben, daß

[1] = Striemen.

[2] Sächs. ist kein Unterschied zwischen lehren und lernen, beides heißt lihren.

es als eine aufgeblasene Blase oder Blatter ward, im Leib aber hörete man ein heftiges Pipsen, als wenn, weiß nicht was für, und wie viele lebendige Thiere im selben wären, ja es muß dergleichen gewesen seyn, denn man kennete derer Thiere heftige Bewegung in des Kindes Leib sehr wohl, so lags einige Zeit, daß der gröste Jammer an selbem zu sehen ware. Endlich saß ich einstens in Abwesenheit meines Mannes einsmahl bey nächtlicher Weile, dieses Jammer volle Kind auf dem Armen habende auf dem Herd, und hatte ein helles Feuer; mitter Zeit kamen 2 Katzen, setzten sich außwendig auf mein Fenster und machten eine lange Zeit ein abscheuliches Katzen-Geschrey, ich legte mich sammt diesem kranken Kind nebst noch ein etwas größeres aufs Bette, ich hatte mich noch nicht zugedecket, so kamen diese 2 Katzen zum Fenster hinein, die eine auf mich und die andere auf das kranke Kind, diejenige so auf mir saß verwandelte sich in die Honnes Mayin Mutter Schwester Annam Volknerin, die andere in die Mayin selbsten, erstere druckte mir meine Armen und Hände neben mich, daß mir dieselben wehe thaten; was die andere über dem Kind thate, kunte ich nicht sehen, genug ich ward nach einem ernst zu Gott geschickten Seufzer gewahr, daß weder Menschen noch Katzen daselbst waren, das arme Kind aber hatte nachhero das Brust-Bein nicht mehr, und wenn es Athem holen solte, so zog und stieß sich die Haut so heraus und hinein wie eine Blatter, ober denen Lungen waren gewiß keine Beincher, und dergestalten brachte es noch zu biß in die 4te Woche, so dann starb es. Hierauf nun gieng ich zur Mayin, redete sie an und sagte, sie solte es hiermit nun bewenden laßen, es sey gnug was sie uns angethan hätte. Sie versetzte, warum ich sie nur allein anredete, da doch die Agnetha Volknerin eine größere Hexe sey, denn sie, und warum gienge ich nicht auch zu selbiger. Hierauf citirte Honnes May uns vors Judicium Schelkense und verlangte Restitution der Ehre, dieser Proceß ging zu Ende. Nachgehends waren meinem dermahlen lebenden Sohn 2. salva venia Sauen bei nächtlicher Weile in unserer Stuben vorgekommen, thuende, als wolten sie ihn beißen, worauf derselbe einen übeln und sehr stark geschwollenen Fuß an dem Knichel[1] bekam, woraus so dann Löcher entstunden, aus welchen verschiedene kleine Knöchelcher und Spähne, wie gegenwärtig zu sehen seyend, als wenn selbe von der Fleisch-Bank wären, herausgezogen wurden. Vor 3 Jahren in der Nacht gegen den geschworenen Montag lag mein Mädel, so 12 Jahr alt ware, frisch und gesund nieder, zu

[1] Sächs. = Knächel.

Mitternacht thät selbiges einen vehementen Ruff (oder Kresch [1]), schlief wiederum ein, und erwachete erst an dem Montag zur Frühstücks-Zeit, der rechte Arm und Fuß waren ihm gelähmet, und das Gesicht völlig umgekehret, es lebete dergestalten biß in die Hirsch Erndte [2] und starb auch.

10. Georg Schenker annor. circ. 50 juratus confirmat fassionem Uxoris, quae proxime praecedens Testis est, exceptis, daß Er vermög seines Weibes Anzeigung nicht allemahl zu Hause gewesen, mithin auch nicht alles, was ipso absente seinem Weib arriviret, mit angesehen habe.

11. Agnetha relicta Honnes Volfners annor. circ. 38 jur. fatetur: An dem Montag 5 Wochen kam die Anna Mayin zu uns, begehrete Honig umsonst von mir, weiln ich aber nun keines geben wolte, ging sie zorniger von uns weg, den nächst darauf folgenden Montag Abends legte sich mein Mann frisch und gesund nieder und schlief biß um Mitter-Nacht. Zur Mitternachts-Zeit aber fing derselbe heftig an zu schreyen: O Jesus, o Jesus! mein Leib, verlangete eine Axt, er wolle sich den Leib aufhauen, es wäre ihm was daselbst, den nächst hierauf folgenden Sonnabend starb Er. Ich habe so wohl in Ansehung dieses plötzlichen als auch noch zweyer Kinder Todt, und eines annoch lebenden 5jährigen Mägdchens gäntzlicher Verlahmung, da es nicht anders ist, als daß ihme das Gliedwaßer ausgenommen worden, den völligen Verdacht auf diese Mayin; daß diese so wohl, als auch die Agnetha Volfnerin dem allgemeinen Geschrey der Leuthe nach vermehrte [3] Hexen seyen sollen, weiß das gantze Dorff.

12. Fruma Uxor Ojne Androni annor circ. 40 jur. fatet.: Als letztens die Daniel Guneschin hart krank ware, wurde ich biß dreymahl hingeruffen, sie zu schmieren, worauf ihr denn auch besser wurde, und nachdem sie ein wenig auf stunde, kam mir zu Hause im Schlaf eine Sachsin vor, die zu mir sagte: Ha Scoalete,[4] wer hat Dich zur Danielin geschickt, waß hastu da gemacht, kanstu sie nicht da laßen, wo sie ist, wo Du mehrmale hingehest, oder sagest es, daß ich ietzt bei Dir gewesen, soltu keine Zile [5] mehr haben, zuletzt gab sie mir einen derben Backenstreich, daß da ich recht zu mir selbsten kam, mir das Back eine Weile davon glimmete, ich stunde so denn auch nebst meinem Manne auf, sahen aber niemanden mehr. Vor ohngefähr 10 Jahren redete der Honnes

---

[1] Sächs. kreischen = rufen.

[2] Hirse-Ernte.

[3] Sächs. = berüchtigt, berühmt.

[4] Rum. = steh auf.

[5] Rum. = Tage.

Drotleff in Gegenwart meiner und anderer vieler Leuthe die Volfnerin an, sagend: Du Hex, mach mir wieder gut, waß du mir verdorben hast, aber[1] ich laße dich verbrennen, darauf antwortete sie: schweig, wo ich eine Hexe bin, so bist du ja unser diplas[2] und geigest uns, darmit schwiegen beyde weiter still, und giengen heimzu.

13. Anna Uxor Johannis Ungar annor. 30 jur. fatet.: Vor 3 Jahren nach der Erndt-Zeit in einer Nacht, da ein wenig Mondschein war, lag ich auf dem Bette neben meinem Mann und erschien mir eine Weibes-Person in Gestalt der Volfnerin ein sogenanntes Weimer-Glaß in der Hand habend, worinnen rothes war, als wäre rother Wein drinnen, sagte zu mir trink, trink, ich zoge aber mir die Decke über den Kopf und wolte nicht trinken, ein andersmahl in der Nacht spürete, daß man mir an der Decke zoge, nahme auch würklich war, daß jemand beym Bethe war, kunte aber niemanden erkennen, denn es sehr dunkel war, ich schrie aus Furcht und Schrecken meinem Mann zu rufend, greiffet sie, mein Mann wachete auch gleich auf, indem bliebe mir ein Glasel in Händen, wir stunden beyde auf, machten das Feuer und fanden niemanden nirgends, im Glasel war was gelbliches, weiß nicht was es gewesen, welches mein Mann den andern Morgen dem HErrn Jurato und andern Gemein Leuthen gezeiget.

14. Testis Georgi Schunn annor. circ. 75 jur. fatet.: Wehrender Zeit, da ich der Agnetha Volffnerin Nachbar gewesen, bin ich in alle meinem Thun und Wirtschafften sehr unglücklich gewesen, und ich kan niemand anders als selbe Agnetham beschuldigen. Es ist gewiß, daß ihrer Schwester eine zu Mortesdorff verbrennet worden,[3] und diese Agnetha ist in einem nicht geringen Verdacht denn ihre Schwester gestanden, es haben sie auch würklich ihrer etliche als eine Hexe angeredet, bey welchen nachgehends die Agnetha Volfnerin selbsten den Frieden suchete und machete, unter andern solte ein hiesigter Cantor, welchem sie auch was zuwieder gethan hatte, bey dem Judicio Schelkensi persequiren, die Agnetha Volfnerin aber declinierte diese persecution dadurch: sie reversierte sich schrifftlich, daß, woferne der Cantor künftighin an Menschen und Vieh einiges Ungemach oder Leyd widerführe, so solte sie allen Schaden zu bonificiren gehalten seyn. Zu einemmahl schlug der Agnethae Mann Honnes Volfner sein Weib Agnetham, wehrendem schlagen sagte sie: schlaget, schlaget, ihr solts theuer bezahlen. Er versetzte

[1] Sächs. = oder.
[2] Rum. = Bläser, Musikant.
[3] Dort findet sich keine Nachricht.

ihr, was droheſt du noch, du Hexe, ich will dirs machen, wie mans der Teutſchin, welche vorhero verbrennet worden, geſchehen iſt. Es lebte auch dieſer ehrliche Honnes Volfner nicht lange darauf.

15. Anna Uxor Martini Fronii annor. circ. 38 jur. et fatet.: Im Sept. 2. Jahr vergangen gieng ich in einen unſern Weingarten, wo der Agnetha Volfnerin Tochter Catharina meine Nachbarin iſt, ich fand ſelbe Catharinam, daß ſie aus meinem Weingarten Weintrauben abriß, weswegen ich ſie reprimandirete, zweifels ohne muß dieſe ihrer Mutter wieder mich was geklaget haben, denn die Agnetha Volfnerin kam mir ins Hauß gelauffen, verwieſe und drohete mir ſagend: was haſtu mit meiner Tochter gehabt im Weingarten, warte nur, warte, du ſolt es bezahlen noch, von dieſer Zeit an ſehe ich, daß meine Kräften weichen, ich vertrocknete und kan nichts arbeiten, ob ich ſchon gut eſſen kan. Bald hierauf ſagte mein dazumahlen 4 jähriges Mädel an einem gewiſſen Morgen gegen mich: Mutter was ware euch heut Nacht, ſo oft rief ich euch und konte euch nicht erwecken, ich fragte das Mädel: nun was wolteſtu mit mir, daß du mich ſo oft rufeſt, es verſetzte: nun ihr hat[1] die Volfnerin und ihre Tochter Bordanin nicht in der Stube geſehen, ſie waren beyde hier, und ſehet nur wie haben ſie mich verbrennet auf dem Rücken. Ich zoge das Kind aus und fand, daß es über den Rücken, als wenn es mit einer glüenden Schnur geſchehen wäre, verbrennet ware. Ich beſinne mich gar wohl, daß ich in ſothaner Nacht ſo wohl das Magdel, als auch meinen Mann von dem andern Bett mir ruffen hörete, konte mich aber ohnmöglich recolligieren.

16. Merten Fronius annor. circ. 37 jur. confirmat fassionem Uxoris suae additque: Da meine arme alte Mutter in ihrem Wittwenſtande lebte, hatte ſie 4 Ochſen, welche zugleich anfingen zu dürren, daß ſie faſt crepiereten, meine Mutter hatte den Verdacht auf die Agnetham Volfnerin, conſulierte den dazumahligten hieſigten Commiſſarium HE. Joh. Hoch, was ſie zu thun haben würde? welcher ihr den Rath gegeben, ſie ſolte die Volfnerin ſtark anreden. Dieſem Rath folgete meine Mutter, ging der Volfnerin aufs Hauß, bedrohete ſelbe, ſie ſolte ſchaffen, daß es unſern Ochſen beßer würde, anſonſten würde es nicht gut werden, hierauf lernete die Volfnerin meine Mutter, ſie ſolte neben einer Steppen[2] in unſerm Hof ſuchen, daſelbſt würde ſie was finden, welches ſie nachgehends verbrennen ſolte, meine Mutter hatte ſo gleich geſuchet, und

[1] Sächſ. = habt.
[2] Sächſ. = Säule.

gleich einen Klezen[1] Garn dick zusammen gewickelt Birkendulden und 4. Locher drin gelaßen, funden, welche ich auch gesehen. So bald sie dieses verbrennete, wurden unsere Ochsen zusehends beßer und feist.

17. Honnes Lutsch annor. 53 jur. et fatet.: Vor 6 Jahren hatte mein damahls 4 jährigtes Söhnlein mit der Agnethae Volfnerin Enkeln auf der Gaßen gezanket, dieses hatte das Mädel seiner Groß-Mutter geklaget, welche auch meinem Jungen auf der Gaßen antrefende, demselben gedrohet, warte nur biß morgen, ich werde dich lernen. Dieses hörte so wohl ich als auch mein Weib aus unserer Stuben, den folgenden Morgen fuhr ich nach Korn aufs Feldt, und ließ den Jungen frisch und gesund zu Hause, nur so lang, biß ich eine Fuhr Korn ladete, kam der Volfnerin Tochter Mann Georg Bordan mir auf das Land nachgelauffen, sagte ich solte nacher Hause eilen, denn ich würde meinen Jungen schwerlich lebendig finden. Ich ließ Wagen und Pferde auf dem Lande stehen, und kam eilends nacher Hause, oberhalb dem Dorff begegnete mir auch der Volfnerin Tochter und sagte mir eben die Nachricht, ich lief in meine Stube hinein und fand den Jungen in vorbesagten Umständen, hiebey fielen mir der Volfnerin Drohworte gleich ein, dahero war ich furiös und solte selbiger aufs Hauß lauffen, gleichwohl aber klagte ich diese Passage erstlich dem HErrn Jurato, welcher mich abhielte, nicht selbsten hinzugehen, versprechend, er wolle die Volfnerin so gleich anhero ruffen laßen, und ihr selbsten zu reden, welches auch geschehen ware. Noch den nehmlichen Tag ward der Junge gesund, und bey seiner Genesung sagte Er: Er sey auf dem Herd geseßen im Vorhauß und es sey der Agnetha Volfnerin Katze kommen, und habe ihn von daher heruntergestoßen, wir visitierten den Jungen am gantzen Leib und fanden kein eintziges Fleckchen einigen Fals.

18. Marie Uxor Jakob Kedves annor. circ. 40 jur. et fatet.:

19. Dine lui Prund annor. circ. 21 jur. fatet.: Im nächst vergangenen Sommer kam die Honnes Mayin die Gaßen hinauf, solte in meiner Mutter Behausung gehen, begegnete mir unterwegs, verlangete von mir entweder Milch oder süßen Käß, ich sagte wir hätten ihr nichts zu geben, denn die bukate[2] gehörete nicht uns, sondern denen Sztepunen[3] von den Schaafen zu, hierauf sagte sie: warte nur, ich konte dir auch einmal gutt aber[4] auch böses thun, hiermit giengen wir von einander.

---

[1] Sächs. = Knäuel.
[2] Rum. = Genährung.
[3] Rum. = Herrn.
[4] Sächs. = oder.

Die darauffolgende Nacht lag ich gantz allein bei der Sztine,[1] und zwar vor derer Thür auf dem Rücken und schlief, es dachte mich im Schlaf, als hörete ich das Sausen eines Windes, worüber ich erwachete — und sahe bey guttem und hellem Mondschein die Mayin creutzweiß auf mir sitzen und mich auf der Brust haltende, ich erschrak hierüber und fing an zu reden und sagte fus de aice[2], weiter konte ich nichts mehr reden, sie hielte sich aber auch nicht auf, sondern lief den Berg hinunter, wohin, weiß ich nicht. Daß aber dieses die Mayin gewesen, kann ich auch noch einmal schweren, denn ich sahe sie mit meinen Augen. Nachdeme mir dieses begegnet war, lag ich an Seiten-Schmertzen drey gantzer Tage; an der Brust wo selbe mich gedrücket hatte, habe ich biß dato noch eine merkliche Empfindung.

20. Honnes Schuller jun. annor. circ. 35 juratus et fatet.: Zu der Zeit als ich in die Schule gieng, ging auch ein Vetterchen von mir als Georgii Schullers Söhnlein, und auch der Inquisitae Agnethae Volfnerin Söhnlein Georg in die Schulen, diese beyde letztere raufeten und schlugen sich, wie es bey denen Kindern gewöhnlich, worauf Inquisitae Sohn sagte: warte nur, biß ichs meiner Mutter sage, sie wird dir auszahlen. Nachdem nun mein Vetterchen aus der Schulen kommen, das Mittag-Eßen gehabt, hatte sich derselbe in den Scheuer-Garten niedergelegt, und schlief, fing aber bey seiner Erwachung an zu schreyen: Jesus! repetine[3], die Agnetha Volfnerin hat mir das Hertz ausgenommen. Dieses Schreyen trieb er biß auf den dritten Tag, und so dann starb er. Mein Vater und deßen Bruder solte die Inquisitam fangen laßen, sie verließ aber alles, was sie hatte, ging durch und kam erst nach 2 Jahren wieder nacher Hause; da dann weiln das Kind ohnehin todt war, dieselbe mit Frieden gelassen wurde.

Continuata die 29. Martii praemissa inquisitione recipiuntur fassiones sequentium testium.

21. Petre Belle annor. circ. 40 juratus fatet.: Vor etwa 12 Jahren ward meines Weibs Bruder, so ein junger Mann war, krank Bey dem Anfang seiner Krankheit sagte Er: Die Honnes Volfnerin habe ihm zu trinken gegeben, und hiervon sey er krank worden, wehrender seiner Krankheit aber schrie er mir, meinem Weib und mehrern Umstehenden immer zu: laßet mich nicht repetine, sehet die Honnes Volfnerin ist hier und will mir bald Maulschellen geben, bald was anders thun, diese Klage wehrete biß auf den 3ten Tag und so dann starb er.

---

[1] Rum. = Sennhütte.
[2] Rum. = geh weg von hier. [3] Rum. wohl, doch unverständlich.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

E. A. Bielz, **Siebenbürgen.** Ein Handbuch für Reisende. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Emil Sigerus. 3. Aufl. Mit 41 Abbildungen, 3 Stadtplänen und einer Karte Siebenbürgens. Kl. 8°. VIII und 284 Seiten. Mit Ergänzungen 1909. Hermannstadt, 1903. W. Krafft. 4. Aufl. in Vorbereitung.

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. Mit zahlreichen Abbildungen. 8°. Hermannstadt, 1881—1886 à K 4.—, 1887—1913 à K 5.—.

Ernst Kühlbrandt, **Die evangelische Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt.** 1. Heft. Zur Honterusfeier herausgegeben auf Kosten der evang. Kirchengemeinde A. B. vom Presbyterium. Mit Abbildungen. Gr. 4°. 71 Seiten und 10 Tafeln. Kronstadt, 1898, Honterusdruckerei Johann Götts Sohn. Preis geh. K 6.—.

Julius Groß und Ernst Kühlbrandt, **Die Rosenauer Burg.** Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8°. 72 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis geh. K 2.—.

Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Gr. 8°. XVI und 535 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Krafft. Preis geh. K 4.—.

Dr. Fr. Müller, **Siebenbürgische Sagen.** 2. Aufl. 8°. XXXVII und 404 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Krafft. Preis geb. K 4.—.

Fr. Fr. Fronius, **Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen** Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 2. Auflage. 8°. XV und 252 Seiten. Hermannstadt, 1883. W. Krafft. Preis g b. K 3.20.

Siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg Kraus. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. (Fontes rerum Austriacarum, I. Abt. Scriptores, 3. und 4. Bd.). 2 Bd. K 5.—.

Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. (Sonderabdruck aus Dr. A. Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.) Stuttgart, 1895. J. Engelhorn. Preis geh. K 1.—.

Dr. G. A. Schuller, **Dorfheimat.** Lebensbilder aus der Jüngstvergangenheit eines Siebenbürger Sachsendorfes. Hermannstadt, 1908. W. Krafft. 152 Seiten. Preis geh. K 1.50, geb. K 2.40.

M. Albert, **Die Flandrer am Alt.** Historisches Schauspiel in 5 Akten. 3. Auflage. Hermannstadt, 1912. W. Krafft. Preis geh. K 1.60, eleg. geb. K 2.60.

— — **Harteneck.** Trauerspiel in 5 Akten. 8°. 148 Seiten. Hermannstadt, 1886. W. Krafft. Preis geb. K 3.60.

— — **Ulrich von Hutten.** Historisches Drama in 5 Akten. 8°. 132 Seiten. Hermannstadt, 1893. W. Krafft. Preis geb. K 3.60.

— — **Altes und Neues.** Gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen. 8°. 468 Seiten. Hermannstadt, 1890. W. Krafft. Preis geb. K 5.60.

Viktor Kästner, **Gedichte in siebenb.-sächsischer Mundart.** 2. Auflage. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskunde, mit einem Lebensbilde des Dichters und erklärenden Anmerkungen bearbeitet von Dr. Adolf Schullerus. 8°. XLII und 154 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Krafft. Preis geb. K 3.40.

Friedr. Wilh. Schuster, **Gedichte.** 2. vermehrte Auflage. 8°. X und 276 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis in 1/2 Leinwand geb. K 4.40, eleg. geb. mit Goldschnitt K 5.40.

Fr. W. Seraphin, **Die Einwanderer.** Historischer Roman. Hermannstadt, 1904. G. A. Seraphin. Preis brosch. K 6.—, eleg. geb. K 7.20.

Tr. Teutsch, **Sachs von Harteneck.** Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Kl. 8°. 201 Seiten. Kronstadt, 1884. H. Zeidner. Preis cart. K 2.60.

— — **Schwarzburg.** Historische Erzählung aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen 8°. 610 Seiten. Kronstadt, 1882. H. Zeidner. Preis geb. K 6.60.

— — **Georg Hecht.** Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sa[illegible] Gr. 8°. 564 Seiten. Hermannstadt, 1893. W. Krafft. Preis geb. jetzt K 5.—.

Emil Sigerus, **Burgen und Kirchenkastelle im siebenb. Sachsenlande.** 50 Bil[illegible] druck. Folio. Hermannstadt, 1913. Jos. Drotleff. 4. Auflage. Preis eleg. ge[illegible]

— — **Durch Siebenbürgen.** Eine Touristenfahrt in 50 Bildern in Lichtdr[illegible] farbendruck mit einem Vorwort und begleitendem Text. Quartformat [illegible] mannstadt, 1910. Josef Drotleff. Preis eleg. geb. K 15.—.

— — **Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien.** II. Serie. 18 Folio[illegible] Hermannstadt, 1914. Josef Drotleff. In Mappe K 10.—.

Inhalt des 3. Heftes des neununddreißigsten Bandes:

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Herausgegeben von Fr. Teutsch:

1. **Band:** von den ältesten Zeiten bis 1699 von G. D. Teutsch. Gr. 8°. XII und 523 Seiten. 3. Aufl. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. Geh. K 6.40, geb. K 7.60, Liebhaberb. K 8.80.

2. **Band:** von 1700 bis 1815 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XXXIV und 467 Seiten. Hermannstadt, 1907. W. Krafft. Geh. K 7.60, geb. K 8.80. Liebhaberband K 10.—.

3. **Band:** von 1816—1868 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XVI und 523 Seiten. Hermannstadt, 1910. W. Krafft. Geh. K 7.60, geb. K 9.—, Liebhaberband K 10.—.

Georg Daniel Teutsch. Geschichte seines Lebens. Von Fr. Teutsch. 626 Seiten mit den Bildnissen: Teutsch als Student und als Bischof. Gr. 8°. 1908. Geh. K 10.—, Orig.-Leinenband K 12.—.

G. D. Teutsch, **Predigten und Reden.** Herausgegeben von Fr. Teutsch. Gr. 8°. VIII und 304 Seiten. Leipzig, 1894. Breitkopf und Härtel. Preis geb. 4 Mark.

Dr. Fr. Teutsch und Andere, **Bilder aus der vaterländischen Geschichte.**

I. Band. 2. Aufl. Gr. 8°. 398 Seiten. Hermannstadt 1909. W. Krafft. Preis geh. K 5.—, in Halbleinwand geb. K 6.—.

II. Band. Das innere Leben behandelnd. Gr. 8°. 516 Seiten. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. Preis geh. K 6.—, in Halbleinwand geb. K 7.—.

Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. 8°. VI und 344 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis geb. K 4.—.

Dr. Fr. Schuller, **Aus sieben Jahrhunderten.** Acht Vorträge aus der siebenb.-sächsischen Geschichte. 8°. 206 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Krafft. Preis geb. K 2.60.

Robert Csallner, **Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte.** 8°. 296 Seiten. Hermannstadt, 1905. W. Krafft. Preis geb. K 3.50.

Friedrich Müller-Langenthal, **Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land.** Weimar, 1912. A. Duncker. Preis geb. Mark 2.—.

Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskunde bearbeitet von Adolf Schullerus und Anderen, zirka 15 Lieferungen. Bisher erschienen Band I: 4 Lieferungen, Band II: 3 Lieferungen. Gr. 8°. à 10 Bogen. Straßburg, Karl J. Trübner. Preis geh. je K 4.80.

D. Fr. Teutsch, **Die kirchlichen Verhältnisse Siebenbürgens.** Halle a. S., 1906. Eugen Strien. Preis geh. K —.90.

D. A. Schullerus, **Unsere Volkskirche.** Hermannstadt, 1898. W. Krafft. Preis geh. K —.40.

— — **Um Volk und Vaterland.** Siebenbürgische Kriegspredigten. Göttingen, 1915. Vandenhoeck & Ruprecht. Mark 1.35.

Dr. Richard Schuller, **Theodor Fabini.** Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit. 8°. 77 Seiten. Hermannstadt, 1900. W. Krafft. In elegantem Leinenband K 2.—.

Karl Römer, **Aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Meschen.** Mediasch, 1912. G. A. Reissenberger. 79 Seiten. Preis geh. K 1.20.

Dr. Albert Amlacher, **Rumes.** Aus Vergangenheit und Gegenwart einer siebenb.-sächsischen Dorfgemeinde. Hermannstadt, 1912. W. Krafft. 52 Seiten. Preis geh. K 1.—.

Dr. G. A. Schuller und Rud. Nemenz, **Aus dem Leben der Gemeinde Großalisch.** Hermannstadt, 1913. W. Krafft. Preis geh. K —.60.

... Roth, **Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen.** 8°. 128 Seiten und 93 Ab...ungen in Lichtdruck. Straßburg, 1905. J. H. E. Heitz. Preis geh. K 12.—.

... **Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen.** 8°. 178 Seiten und 30 Lichtdruck... Straßburg, 1906. J. H. E. Heitz. Preis geh. K 14.40.

... **...te des deutschen Kunstgewerbes in Siebenbürgen.** 8°. 260 Seiten mit 33 Licht... Straßburg, 1908. J. H. E. Heitz. Preis geh. K 19.20.

... **deutschen Kunstgeschichte.** Beiträge zur Kunstgeschichte Siebenbürgens. ...bildungen. Straßburg, 1914. J. H. E. Heitz. Preis geh. K 42.—.

...ruck von W. Krafft in Hermannstadt.